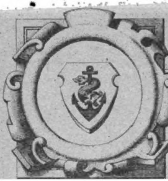
DEUTSCHE VOLKSMÄRCHEN AUS DEM SACHSENLANDE IN SIEBENBÜRGEN

Joseph Haltrich



Digitized by Google

Herrn

Dr. Karl Weinhold,

...ltigen pfleger deutscher

... und literatur hochach-

...oll

Jos. Haltrich

...rg den 15. Juni 1856.

Aria

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Volksmärchen

aus dem Sachsenlande

in Siebenbürgen

gesammelt

von

Joseph Haltrich,
Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg.

Berlin, 1856.
Verlag von Julius Springer.

Digitized by Google

GR159
.T7H2

Digitized by Google

Vorwort.

Es war im Jahre 1842, als ich, ein Schüler des Schäßburger Gymnasiums, zum erstenmal die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm aus der Schäßburger Schullesebibliothek in die Hände bekam. Da wurde ich von nicht geringer Freude und nicht geringem Erstaunen ergriffen, als ich in dem Buche fast alle die schönen Geschichten aufgezeichnet fand, die ich seit den ersten Jahren meiner Kindheit von meiner Mutter, Großmutter, meinen ältern Geschwistern und von der, in meinem Heimatsort Sächsisch Regen, damals sehr berühmten und allbekannten Erzählerin, Stephan Anna Marie, gehört hatte. Das Buch kam von da an nicht aus meinen Händen und so

163334

Digitized by Google

oft ich mich in den frohen Erinnerungen aus der frühern Jugendzeit ergehen wollte, nahm ich es hervor und erquickte mich daran.

Als ich im Herbst 1845 die Universität Leipzig bezog, fand ich dort meinen Freund Wilhelm Schuster aus Mühlbach, der noch sein letztes Semester daselbst zu verbleiben hatte. Seine große Begeisterung für Erforschung alles dessen, was unser sächsisches Volkswesen und Volksleben betrifft, geweckt durch das Studium der Schriften von Jacob und Wilhelm Grimm u. A., theilte sich mir und in der Folge mehreren unserer Freunde, namentlich Friedrich Müller, Johann Mätz und Johann Albert mit, so daß wir uns mit Eifer auf die, zu jener Aufgabe vorbereitenden, Studien verlegten. In den wirrvollen und stürmischen Jahren 1848 und 1849, wo wir Gleichstrebenden meist schon in der Heimath waren, konnte natürlich an eine so stille und friedliche Arbeit, als wir vorhatten, nicht gedacht werden. Kaum war aber die Ruhe hergestellt, so nahmen wir nach einem vorher besprochenen Plane mit Lust und Ernst die Sache in Angriff. Jeder der Freunde sollte zwar Alles sammeln, dessen er in seinem Kreise habhaft werden könnte; allein jeder sollte sein Augenmerk vor der Hand nun auch ganz besonders auf einen Gegenstand richten und von den andern durch einschlägige Beiträge unterstützt werden. So übernahm nach freier Wahl Wilhelm Schuster für sich

Digitized by Google

als nächste Hauptaufgabe die Sammlung sächsischer Volkslieder, Räthsel rc., Friedrich Müller die Sammlung sächsischer Sagen und ich die Sammlung sächsischer Märchen, Johann Mätz die Sammlung von Sitten, Gebräuchen, herkömmlichen Reden und Redensarten rc., Johann Albert versprach für die andern Beiträge.

So ist es bei dieser getheilten und doch vereinten Thätigkeit und der Aufmunterung, welche die Sammler vom Verein für sieb. Landeskunde und mehreren um die historischen Wissenschaften Siebenbürgens verdienten Männern erfahren haben, schon nach kurzer Zeit möglich geworden, daß Einiges von unseren Arbeiten ans Licht treten kann. Zu gleicher Zeit mit diesen Märchen erscheinen die sächsischen (oder da der Sammler auch die ihm zugänglichen magyarischen und walachischen rc. aufgenommen hat) siebenbürgischen Sachen von Friedr. Müller und hoffentlich bald die sächsischen Volkslieder von Wilhelm Schuster. Unsere gemeinschaftlichen Sammlungen für Volkssprache (einen reichen Vorrath in dieser Beziehung besitzt Herr Schulrath Karl Schuller), Sitten, Gebräuche, Aberglauben u. s. w. schreiten inzwischen auch immer fort und die Freunde für dieserartige Thätigkeit mehren sich von Tag zu Tage.

Nach dieser kleinen Abschweifung beschränke ich mich darauf, über die vorliegende Märchensammlung allein zu sprechen.

Digitized by Google

Wilhelm Schuster war es, der mich noch in Leipzig darüber belehrte, daß eine treue Aufzeichnung unserer, im Volksmund lebenden, Märchen keine so überflüssige Arbeit sei, wie mir das anfangs geschienen, da ich die meisten dem Hauptinhalte nach in der Grimmschen Sammlung zu finden meinte und die einzelnen Abweichungen und besondern Gestaltungen nicht für gar wesentlich hielt. Er selbst begann zuerst und zwar schon in Leipzig eine Sammlung, indem er die Märchen, die er aus seiner Kindheit wußte und die er von mir hörte, niederschrieb. Diese vermehrte er, sobald er von der Universität heimgekehrt war und als ich die Bearbeitung und weitere Sammlung als meine nächste Hauptaufgabe übernahm, bildeten die Märchen von Wilhelm Schuster die erste Grundlage. Ich fing die Sache nun auch damit an, daß ich diejenigen, deren ich mich erinnerte, unabhängig von der Schusterschen Aufzeichnung niederschrieb und dieselben in den Vacanzen bei meinen Eltern in Sächsisch Regen berichtigte, indem ich mir sie von meiner Mutter, die sie treuer im Gedächtniß behalten, wieder erzählen ließ. Mit Hilfe dieses meinen kleinen Vorrathes gelang es mir aber bald, eine Quelle zu eröffnen, die mir auf einmal reichlichen Zufluß verschaffte und noch lange nicht erschöpft sein wird.

Mit dem Schäßburger Gymnasium ist auch ein Seminarium für Dorfschullehrer und Dorfprediger verbunden,

Digitized by Google

Die Schüler desselben, deren Zahl zwischen fünfzig und sechzig schwankt, sind meist aus den umliegenden, oder auch entferntern sächsischen Dörfern. Diese nun nahm ich einzeln oder mehrere zusammen zu mir, erzählte ihnen die Märchen, die ich hatte und fragte sie dann, ob sie dieselben oder ähnliche nicht auch zu Hause gehört. Anfangs waren die jungen Leute scheu und zurückhaltend und wollten nicht viel wissen. Sie mochten wohl glauben, daß ich sie zum besten habe, denn was könne mir an den kleinlichen und unwahren Geschichten viel liegen. Als sie aber sahen, daß ich vollkommen Ernst habe und als auch meine andern Kollegen sie aufmunterten, sich daheim Märchen erzählen zu lassen und mir dieselben wieder zu erzählen, so strömten sie mir bald in Menge zu und nach jeder Vacanz hatte ich eine reiche Ernte. Außerdem bekam ich schriftliche Beiträge aus dem benachbarten Mediasch, wo ebenfalls mit dem Gymnasium ein Dorfschullehrer- und Prediger-Seminarium verbunden ist und wo meine Freunde, die Gymnsiallehrer Michael Salzer und Franz Obert auf mein Ersuchen die Schüler zum Niederschreiben von heimischen Volksmärchen anhielten. Wie ungenau auch manche dieser Aufzeichnungen sind, so sind mir doch alle willkommen, da sie mir über die Verbreitung einzelner Märchen, die ich in mehrfachen, weit besseren Relationen besitze, erwünschten Aufschluß geben.

Bei diesem großen Zufluß wähnte ich in einem oder in zwei Jahren wohl den gesammten Märchenvorrath, den unser sächsisches Landvolk besitzt, zusammen zu bekommen und wollte an eine Sichtung und Ausarbeitung auch nicht eher gehen, als bis ich die Ueberzeugung gewonnen, daß kein neues Märchen oder keine eigenthümliche abweichende Erzählung irgend eines Märchens mehr zu finden sei. Vor einem Jahre aber sah ich zu meiner Freude ein, daß dieses noch längere Zeit nicht der Fall sein werde und ich kam mir vor, wie jener thörichte Bauer oder die vier Finger in unserm Märchen (Nr. 73.), die an dem Flusse stehen und abwarten wollen, bis das Wasser abfließe. Darum beschloß ich einmal Halt zu machen und aus der Masse des Gesammelten eine Auswahl zu treffen und das ist eben die vorliegende Sammlung.

Sie enthält den reinen Text von acht und siebenzig Märchen, die alle auf mehr, als zwei Erzählungen beruhen. Nach zwei, höchstens drei Jahren wird es mir möglich sein, eine neue Aushebung von Volksmärchen zu liefern, darunter auch im Zusammenhang eine Reihe von Thiermärchen*) und als Anhang eine wissenschaftliche Abhandlung**) über

---

*) Die nämlichen (aber vermehrt und hie und da in der Darstellung verbessert), welche ich in dem Programm des Schäßb. Gymn. v. J. 1854—55 zusammengestellt habe.

**) Man darf es wohl dem Sammler nicht verargen, wenn er

den gesammten Inhalt und endlich Anmerkungen und Erläuterungen*) zu allen gelieferten einzelnen Stücken. Ein möglichst vollständiger Abschluß der Sammlung, in der zunächst alle sächsischen Mährchen aufgenommen wären, dann auch alle oder wenigstens die bedeutendsten

---

durch eine solche Arbeit sein lebendiges Interesse an der Sache zu erkennen gibt, an deren Ausführung aber natürlich erst die Hand angelegt werden kann, wenn einmal ein Abschluß gemacht und eine Ueberschau des ganzen Gebietes möglich ist.

*) Die Anmerkungen und Erläuterungen werden zunächst den Heimathsschein der einzelnen Märchen und bedeutendere Varianten enthalten, dann Erklärungen einzelner Punkte darin aus der sächsischen Volkssprache, den Sitten, dem Aberglauben u. dgl. — ferner eine Vergleichung mit fremden ausländischen und inländischen und letzterer Beziehung namentlich mit magyarischen und walachischen Märchen. Die mir bekannten Aufzeichnungen magyarischer Märchen von Gaal, Mailath, Erdely — walachischer von Schott und Waldburg, sind zum Theil ungenau und nicht echtfärbig, alle aber noch dürftig und gering und lassen den großen eigenthümlichen Reichthum kaum ahnen, den beide Nationen besitzen. Es ist sehr zu bedauern, daß trotz mehrfacher Anregung (ich erinnere nur an Arnold Ipolyis magy Mythol. und Joh. Karl Schullers: über romänische Volkspoesie, in den östr. Blättern für Litt. und Kunst Nr. 20 u. 21, 1855) noch kein gebildeter siebenbürgischer Magyare oder Walache in wissensch. kritischer Weise die großen geistigen Schätze des eigenen Volks zu heben unternimmt. Unter den Seklern in Siebenbürgen, die eine ziemlich kompakte Masse bilden, dürfte wohl eine der reinsten Quellen magyar. Volkspoesie zu finden sein. Wie weit Kriza's, des ungrischen Volksdichters Sammlung der Sekler Sagen gediehen und wie weit Ladislaus Kövari (bekannt außer anderm durch seine Beschreibung sieb. Alterthümer, an die er einige sieb. Sagen angeknüpft hat) in ähnlicher Richtung thätig ist, weiß ich nicht zu sagen.

abweichenden Erzählungen der einzelnen Stücke im Anhang Berücksichtigung fänden, ist wohl noch lange nicht zu erwarten und so wird die folgende abschließende Sammlung nur der erste derartige Versuch sein, der im voraus die Nachsicht der Sachverständigen in Anspruch nimmt.

Die Reihenfolge der hier gelieferten Märchen ist nicht eine willkürliche. Vorangestellt sind die mit entschieden und sichtbar mythischer Grundlage, geordnet nach einem Hauptzug ihrer Verwandtschaft, dann folgen die schwankhaften, zuletzt die Kleinkindermärchen, darunter auch einige Thiermärchen.

In sächsischer Mundart habe ich jetzt absichtlich nur ein Stück (Nr. 54) gegeben, damit die Sammlung durch Mittheilung von mehreren nicht ein zu buntes Aussehen gewinne. In den Anmerkungen der neuen Folge werden aber auch die mundartlichen Relationen, namentlich der schwankhaften und Kleinkindermärchen, wohl eine bessere Stelle finden.

Was die Darstellung betrifft, so habe ich nach dem unerreichbaren Muster der Grimmschen Aufzeichnungen mich bemüht, im Allgemeinen den einfachen Ton der besten Erzähler festzuhalten, im Besonderen aber Treue und Wahrheit in der Sache, nicht im Ausdruck zu suchen. Wie matt und abgeschliffen auch die beste schriftliche Aufzeichnung ist gegen die lebendige Darstellung eines guten

Erzählers, das habe ich genugsam erfahren. Zunächst kann man viele lebendigen Ausdrücke und Wendungen der Volkssprache im Hochdeutschen gar nicht geben; dann läßt sich der wechselnde Ton und das Mienenspiel der Erzähler, das Leuchten ihrer Augen, ihre Theilnahme, Freude oder Angst u. s. w., was doch wesentlich die Wirkung auf die Zuhörer bedingt, nicht mit darstellen. Wer aber aus unmittelbarer Erfahrung dieses kennt, für den wird auch die todte, schriftliche Aufzeichnung, wenn sie nur einfach und natürlich gehalten ist, das rechte Leben gewinnen. Die gewünschte Gleichmäßigkeit der Darstellung, wie sie nach dem verschiedenen Gehalt und Ton der einzelnen Märchen überhaupt möglich ist, habe ich, wie ich wohl einsehe, nicht erreicht; an manchen Stellen finde ich noch ein allzustarkes Haften an den Worten des Erzählers und hie und da ist wohl auch ein krankhafter, sentimentaler Zug stehen geblieben. Wie ganz anders weht dagegen durch alle Grimmschen Märchen der reine Hauch eines gesunden und frischen Lebens!

Ueber den eigenthümlichen Werth, den diese Volksmärchen haben mögen, wage ich es nicht, jetzt etwas zu sagen, da ich nicht genau weiß, ob auch nur eines darunter etwas ganz Besonderes an sich hat, das in den bisherigen zahlreichen schriftlichen Aufzeichnungen keine Analogie finden oder sonst in lebendiger Ueberlieferung nirgends vorkommen sollte. Wenn sie übrigens auch gar

nichts ganz Neues bringen sollten, so geben sie doch wenigstens ein Zeugniß von der besondern Gestaltung und Verbreitung schon bekannter Märchen.

Bei der Zusammenstellung dieser Sammlung, das auch als ein für sich abgeschlossenes Ganze betrachtet werden kann, hatte ich nicht so sehr den Zweck, das wissenschaftliche Interesse zu befriedigen, als vielmehr nach mehreren Richtungen hin eine freundliche Gabe zu bieten.

Zunächst bringe ich diese Volksmärchen dar unserm sächsischen Landvolke. Ich habe sie von seinem Eigenthum genommen, zu ihm sollen sie daher auch zuerst einsprechen, damit es darin, wie in einem Spiegel, etwas von seinem geistigen Wesen und Leben schaue. Wenn aber das Buch selbst auch nicht in die Bauernhütten gelangt, so verschlägt das nichts; denn wo man stets aus frischer Quelle trinken und sich erquicken kann, hat man das altgeschöpfte und abgestandene Wasser nicht von nöthen; nur hören soll das Volk davon, daß darin die Geschichten enthalten sind, die es so treu hegt und pflegt und daß sie auch andere Menschen erfreuen. Dann wird sich seine Lust daran verdoppeln und die Märchenerzähler, die hie und da schon der Verspottung anheimfallen, werden wieder zu Ehren kommen und die Familien werden allgemein, wie ehemals, in den langen Winterabenden um den großen lutherischen Ofen sich versammeln und in das helle, kni-

sternde Feuer blickend, den Erzählungen des Vaters, der Mutter und Großmutter andächtig zuhören.

Unsere Zeit allgemeiner Zersetzung und Zersplitterung droht auch dem deutschen Volksthum in Siebenbürgen Gefahr; unheilverkündende Stimmen, deren Zahl sich von Tag zu Tage mehrt, wollen den Untergang in nicht allzugroßer Ferne erblicken. Mich hat bei der Sammlung von diesen Märchen, von Volksüberlieferungen und Bräuchen ein starker Trost überkommen, daß jener Untergang doch nicht so nahe und wohl noch abzuwehren sei, indem ich als Zeichen desselben: angebliche physische und geistige Erschlaffung in unserm Volke nicht ganz begründet finde. Ein Volk, das seine Sprache und sein gesammtes geistige Erbe der Vorzeit unter mancherlei heftigen Stürmen so lange treu erhalten, in dem noch gegenwärtig so viele frische Brunnen alteigenthümlichen Lebens sprudeln und quellen, kann nicht so schnell untergehen und das wird wohl, wenn es nur den Muth hat, sich aufzuraffen, noch im Stande sein, gegen die zersetzende Strömung von Außen neue Schutzdämme zu bauen.

Zweitens bringe ich diese Volksmärchen dar den Bürgerfamilien in unsern sächsischen Städten. Hier klopfen sie freilich etwas zaghaft an und sehen in den stolzern Häusern nicht einem so freundlichen Willkommen entgegen, als in den einfachen Bauernhütten, wo sie sich mehr heimisch fühlen. Mit dem alten lutherischen Ofen

ist auch die alte, stille Gemüthlichkeit, welche die Familie ehemals am Abend um den häuslichen Heerd versammelte, aus den meisten Bürgerhäusern der Stadt verdrängt worden; kalte, nüchterne Trockenheit, stummer Ernst, oder rauschende und klappernde Genüsse, die das Herz leer lassen, sind an ihre Stelle getreten. Der Zeitgeist, der eine so starke Richtung nach dem Materiellen und äußern Genuß genommen und den kalten Verstand auf den Thron gesetzt hat, zerstört auch in unsern Städten die stille, genügsame Häuslichkeit allmälig und die gemüthliche Erziehung im Hause durch die mündliche Fortpflanzung alter Traditionen und Familienerinnerungen von den Eltern auf die Kinder hört immer mehr auf. Aber auch unsere heutige öffentliche Erziehung ist zum Theil von diesem Geiste kalter Nüchternheit und Trockenheit ergriffen, indem sie Alles, was nicht aufs praktische Leben Bezug hat, was nicht mathematisch wahr ist, wie 2 mal 2 gleich 4, von den Kindern fern zu halten befiehlt. Da sollen denn auch die „albernen" Märchen, die nur die Unwahrheit und den Aberglauben befördern, unterdrückt werden. Dafür bietet man den armen Kindern, deren lebhafte Phantasie doch beschäftigt sein will, entweder oft gar nichts, oder gibt man ihnen nicht selten — die vielen vortrefflichen Jugendschriften der Art nehmen wir rühmend aus — sogenannte Kinderbücher moralischen Inhalts in die Hände, mit meist erfundenen und gemachten Geschichten ohne

Leben und natürliche oder poetische Wahrheit, wie: vom bösen Fritz, vom frommen Anton u. dgl. und hetzt sie zum Lesen dessen, was sie nicht verstehen, was ihren regen Geist nicht beschäftigt, ihm keine rechte Nahrung bietet; von schlechten und verderblich wirkenden Büchern, die man ihnen wohl auch zusteckt, gar nicht zu reden.

Wahrlich der Theil unserer städtischen Jugend, dem, aus welchen Ursachen immer, das geheimniß- und zaubervolle Wunderland der Märchen verschlossen geblieben, der nicht berührt und angehaucht worden von dem Dufte dieser reinen Kinderpoesie, offenbart auf eine schreckenerregende Weise, eine Kälte und Trockenheit des Gemüthes, vor der einem bange wird. Darum möchten diese geschriebenen und gedruckten Volksmärchen hier bei dieser Jugend ganz besonders Einlaß suchen, da sie ihnen ein Gut verschaffen, das ihnen eigenthümlich gehört, das man ihnen bisher ungerechter Weise entzogen.

Zuletzt bringe ich diese Volksmärchen als Gabe dar unsern Stammesgenossen im fernen Mutterland. Auch sie mögen neben vielem Andern, ihnen ein willkommenes Zeugniß geben, daß das kleine Reis von der großen deutschen Eiche, welches in den fernen Osten verpflanzt worden, zu einem Bäumchen herangewachsen, sein ursprüngliches Leben und Wesen noch immer bewahrt. Dann mögen die Brüder draußen, wenn sie auch hieran erkennen, daß wir mit ihnen Fleisch von einem Fleisch und

Geist von einem Geiste sind, mit wohlwollender, freundlicher Theilnahme unser gedenken!

So tretet denn eure Wanderung in die fremde Welt an, ihr stillen, bescheidenen Märchen, und wo ihr offenen kindlichen Sinn und empfängliche Gemüther findet, da kehret ein und schlaget eure bleibende Wohnung auf!

Schäßburg, am Tage Dorothea 1856.

Joseph Haltrich.

Inhalt.

Seite

1. Die beiden Goldkinder 1
2. Die drei Rothbärte 8
3. Der gerechte Lohn 11
4. Das wohlfeile Holz 18
5. Die Schwanenfrau 20
6. Der seltsame Vogel 25
7. Der goldne Vogel 31
8. Das Hirsekorn 39
9. Die Hälfte von Allem 42
10. Das Zauberroß 45
11. Goldhaar 55
12. Unser Herrgott und der Kirchenvater 62
13. Der Federkönig 63
14. Lohn und Strafe 67
15. Der Wunderbaum 70
16. Eisenhans 77

Digitized by Google

Seite
17. Der starke Hans 82
18. Der Zigeuner und die drei Teufel 90
19. Der tausendfleckige, starke Wila 95
20. Der Knabe und die Schlange 100
21. Die Königstochter in der Flammenburg 109
22. Der Hünentödter 112
23. Das Rosenmädchen 121
24. Die beiden Geschwister und die drei Hunde 127
25. Der gute Peter und seine falschen Brüder 137
26. Der Königssohn und die Teufelstochter 151
27. Der listige Schulmeister und der Teufel 161
28. Des Teufels Hilfe 167
29. Die beiden Fleischhauer in der Hölle 170
30. Die Erlösung 172
31. Die dunkle Welt 175
32. Der Erbsenfinder 183
33. Von den zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchen 187
34. Die beiden Mädchen und die Hexe 190
35. Das Zauberhorn 194
36. Die drei Brüder und der Hüne 198
37. Die drei Schwestern bei den Menschenfressern . . . 206
38. Von der Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reiche sah 209
39. Die Geschenke der Schönen 213
40. Die versteckte Königstochter 217
41. Verstand und Glück 221
42. Der Rohrstengel 225
43. Das Borstenkind 228

Digitized by Google

Seite

44. Der Hahn des Nachbars und die Henne der Nachbarin 241
45. Der Burghüter und seine kluge Tochter 245
46. Der Aschenputtel wird König 248
47. Armuth gilt nichts, Reichthum gibt Verstand 249
48. Die beiden Prahler und der Bescheidene 252
49. Der lateinische Junge 253
50. Der mißrathene Gelehrte 255
51. Die drei schweigsamen Spinnerinnen 257
52. Der König und die beiden Mädchen 258
53. Die Geschenke der beiden Liebhaber 260
54. Wæ en mêd är zwîn kniecht kenne lîrt 261
55. Die beiden Lügner 263
56. Lügenwette 265
57. Der lose Knecht 266
58. Die tauben Hirten 269
59. Der Mann mit dem Zaubervogel 271
60. Der dumme Hans 278
61. Der siebenmal Getödtete 289
62. Die thörichte Liese 295
63. Der thörichte Hans 301
64. Hans und Jagerle 306
65. Wie soll ich denn sagen? 310
66. Suche nur, es gibt noch Dümmere 312
67. Die faule Kathrin 315
68. Die Frau ohne Hemd 317
69. Die Mähr vom rothen Hahn 322
70. Die drei lustigen Jäger 323
71. Vom alten Bauer, der hinter den Ofen ackern fuhr . 324
72. Die Mähr von den fünf Zehen 325

Digitized by Google

Seite
73. Die Mähr von den fünf Fingern 325
74. Die Büffelkuh und das Fischlein 328
75. Tod des Hühnchens 328
76. Begräbniß des Hühnchens 331
77. Die Reise des Enteleins 334
78. Von dem Jungen, der immer schnupperte 335

1. Die beiden Goldkinder.

Vor vielen, vielen Jahren geschahe es einmal, daß zwei Mägde im Feld nicht weit von der Landstraße arbeiteten; die eine rupfte Hanf, die andere schnitt Korn; sie sprachen aber mit einander von mancherlei und waren lustig und guter Dinge. Nur einmal*) kam auf einem stattlichen Roß der junge König herangeritten. Die Mägde ließen von ihrer Arbeit, standen und staunten. Als der König ganz nahe war, grüßte er die Jungfern freundlich und da rief die Jüngste gleich der Aeltern: „wenn mich der König zum Weibe nähme; würde ich ihn und seinen ganzen Hof mit meinem Hanf bekleiden!" „Und ich," sagte die Aeltere, „würde, wenn er mich zu seiner Köchin machte, ihn und sein ganzes Haus mit meinem Korn ernähren!" Diese Reden hatte der hohe Herrscher gehört und da sie ihm wohlgefielen, schickte er am folgenden Tage nach den beiden Mägden und wählte sich die Jüngere zu seiner Gemahlin, die Aeltere aber machte er zu seiner Oberköchin und gab ihr die Aufsicht über alle Bäcker und Köche des Reichs. Anfangs fühlten sich beide Mägde sehr glücklich, bald aber erwachte in der Aeltern der gelbe Neid: sie wäre selbst gerne in der Stelle ihrer jüngern Freundin gewesen. Darum erdachte

*) Nur einmal im Sächsischen mit vielfacher Bedeutung = plötzlich, so eben, indessen, in der Weile.

sie bei sich einen Plan, wie sie dieselbe verderben sollte. Sie stellte sich gegen die junge Königin sehr unterthänig und treu und diese in ihrem arglosen Herzen liebte sie, wie zuvor, als sie noch Gespielinnen waren. Nun kam aber die Zeit, daß die junge Königin gebären sollte; die Köchin hatte unter gutem Vorwande alle Leute aus der Nähe entfernt; die Königin gebar zwei wunderliebliche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen mit goldnen Haaren. Die arge Köchin nahm nun diese schnell, ohne daß es die kranke Königin merken konnte, eilte mit ihnen in den Hof und vergrub sie in den Mist, lief dann wieder hinein und legte ein Hündchen und ein Kätzchen an die Stelle der Kinder und setzte sich neben das Bett. Bald darauf bat die Königin ihre Freundin, sie möchte ihr die Kinder zeigen. Da fing diese an zu jammern und zu klagen: „o Gott, wünsche dir das nicht; es ist ein großes Unglück geschehen." Damit stand sie auf und lief wehklagend hinaus und erzählte es den Hofleuten und diese erzählten es weiter und bald kam es an den König. Als dieser hörte, daß sein Weib einen Hund und eine Katze geboren hätte, ward er sehr zornig und ließ gleich die beiden Thiere ersäufen und sein Weib lebendig begraben. Nicht lange darnach heirathete er die Köchin. Aus dem Mist aber, worin die beiden Kinder begraben worden, wuchsen zwei goldne Tannenbäumchen hervor, so schön, daß es eine Lust war, sie anzuschauen und der König besonders hatte große Freude daran. Doch der Königin pochte immer das Herz, wenn sie die Bäumchen sah und am Ende konnte sie ihren Anblick nicht mehr ertragen; sie stellte sich daher krank und sprach zum König: sie könne nicht eher genesen, bis sie nicht auf Brettern ruhe, die aus den beiden Tannenbäumchen gemacht worden. So leid es dem König um die Bäumchen that, so ließ er es doch geschehen, daß man sie

fällte und daraus zwei Bretter für das königliche Ehebett machte. In der Nacht aber, als der König und die Königin zuerst darauf ruhten, fingen beide Bretter nur einmal an zu reden. „Brüderchen," sprach das eine, „wie drückt es mich so schwer, auf mir liegt die böse Stiefmutter!" „Schwesterchen," sagte das andere, „wie ist mir so leicht, auf mir liegt der gute Vater!" Der König schlief fest und hörte nichts; die Königin jedoch hatte Alles wohl vernommen und war voller Unruhe die ganze Nacht. Als es Tag wurde und der König erwachte, sprach sie: „ach lieber Mann, die Bretter taugen gar nichts, mein Uebel ist nur ärger geworden, lass' uns sie verbrennen!" Der König widerredete nicht, denn er wünschte ja, sein Weib solle gesund werden. Alsbald wurde der Ofen geheizt und als die Glut groß genug war, ließ die Königin die zwei Bretter hineinwerfen und sie sah zu, wie sie verbrannten. Zwei kleine Funken aber waren herausgesprungen und in die Gerste gefallen, das hatte die Königin nicht bemerkt. Bald darauf trug die Magd die Gerste den Schafen und ein Mutterschaf aß die beiden Funken mit und nach einiger Zeit brachte es zwei Lämmlein mit goldner Wolle zur Welt. Der König hatte große Freude darüber, aber die Königin stach der erste Anblick derselben so ins Herz, daß sie gleich krank wurde. Man verordnete ihr allerlei, allein sie konnte nicht gesund werden; da sagte sie endlich, wenn sie die Herzen der beiden Lämmlein äße, müßte ihr das wohl helfen. Was sollte der König thun; er mußte zulassen, daß sie geschlachtet wurden. Die Herzen briet man und brachte sie der Königin; die Gedärme aber wurden in den Fluß geworfen; zwei Stücke nun wurden weithin vom Wasser fortgeführt und endlich ans Ufer ausgeworfen. Hier wurden daraus wieder die zwei Kinder mit den goldnen Haaren und waren gleich so groß, als wären

sie seit ihrer Geburt immer gewachsen; nur blieben sie nackt, denn noch keine Mutter hatte ihnen ja ein Hemdchen angelegt. Sie waren aber so lieblich und schön, daß die Sonne auf ihrem Tagesgange stehen blieb, sich nicht satt sehen konnte und sieben Tage lang nicht unterging. Da es nun so lange nicht Nacht werden wollte, so wunderte sich des unser Herrgott und dachte: „das hast du doch nicht also geordnet!“ Er kam daher zur Sonne und fragte sie, warum sie so lange am Himmel verweile und nicht untergehe? Da zeigte sie ihm unten auf der Erde die beiden schönen Kinder, wie sie an dem Fluße spielten. Unser Herrgott war entzückt und gerührt bei dem Anblick der Kleinen, welche so mutterseelenallein und nackt waren und sprach: „ich will mich ihrer annehmen.“ Da stieg er auf die Erde als ein alter guter Mann und die Kinder liefen, sobald sie ihn sahen, gleich zu ihm und waren froh. Da gab er jedem ein Hemdchen und ein goldnes Hämmerchen und sprach: „gehet nur immer auf der Straße fort, da werdet ihr in die große Stadt kommen; klopfet an die Thüren an, und wo man euch aufmacht, da tretet ein. Wenn nun ein freundlicher Mann euch fragt, wer ihr seid, so erzählt ihm dieses Märchen.“ Nun erzählte ihnen unser Herrgott ihre ganze Lebensgeschichte, entfernte sich dann und stieg wieder in seinen Himmel hinauf. Die Kleinen aber wandelten fort und kamen endlich in die große Stadt; sie klopften an viele Thüren, aber keine wurde ihnen aufgethan; zuletzt kamen sie auch an den Pallast des Königs. So wie sie hier anklopften, öffneten sich gleich von selbst die großen Flügelthüren. Sie traten ein und es saß der König gerade in tiefem Nachdenken und härmte sich, daß er keine Kinder hatte; indem fiel sein Blick auf die kleinen himmlischschönen Kinder mit den goldnen Haaren. „Kommt her,“ rief er, „was für ein Engel hat euch zu mir gesendet?

erzählet mir's!" Die Kleinen gingen hin, setzten sich ihm vertraulich auf die beiden Kniee und liebkos'ten ihn; der Knabe fing darauf an zu erzählen, wie ihn unser Herrgott gelehrt hatte und wenn er etwas ausließ oder nicht gut erzählte, verbesserte ihn sein Schwesterchen. Sie erzählten aber also:

„Es war einmal ein junger König, der ritt eines Tages über ein Erntefeld; da sah er zwei Mägde arbeiten, die eine im Hanf, die andere im Korn und die Mägde hatten den König auch gesehen, hielten ein mit ihrer Arbeit, standen und staunten. Und als der König vorbeiritt, sprach die eine: „wenn der König mich zum Weibe nähme, würde ich ihn und seinen ganzen Hof mit meinem Hanf kleiden!" Die andere sagte „und ich würde, wenn er mich zu seiner Köchin machte, ihn und sein ganzes Haus mit meinem Korn ernähren." Dem König gefielen die Reden wohl und am andern Tag schickte er nach den beiden Mägden und wählte die Jüngere, die ihn hatte kleiden wollen, zum Weibe und machte die Aeltere, die ihn hatte ernähren wollen, zur Oberköchin. Aber nach einiger Zeit erwachte der gelbe Neid in der Aeltern und sie wollte gerne selbst Königin sein und sie dachte darauf, wie sie ihre Freundin verderben könne. Sie stellte sich sehr unterthänig treu gegen die Königin und war immer um sie und als die Zeit kam, daß sie gebären sollte, wußte sie alle Hofleute aus ihrer Nähe zu entfernen. Die Königin gebar zwei wunderschöne Kinder mit goldnen Haaren, einen Knaben und ein Mädchen. Da nahm die Köchin, ohne daß es die kranke Königin merkte, die beiden Kinder und vergrub sie schnell in den Mist und an die Stelle derselben legte sie ein Hündchen und ein Kätzchen und verbreitete nun selbst das Gerücht, die Königin habe einen Hund und eine Katze zur Welt gebracht. Der König wurde erzürnt, ließ Hund und Katze ersäufen und seine gute Gattin

lebendig begraben und nahm bald darauf die böse Köchin zum Weibe!“

„Gott, o Gott!“ seufzte der König und in dem Augenblicke trat auch die Königin ein. Als sie die Kinder erblickte, erfaßte sie ein grausiges Entsetzen; sie kehrte um, schlug die Thüre hinter sich zu und lief wie wahnsinnig fort. Die Kinder aber saßen dem König auf dem Schooße ruhig und voller Unschuld und wußten nicht, warum er so schwer geseufzt und die Frau so entsetzlich sie angesehen hatte. Der König faßte sich und sprach zum Knaben: „erzähle bis zu Ende das Märchen, das dich der alte Mann gelehrt hat.“ Der Knabe fuhr fort:

„Aus dem Miste, wo die Kinder begraben waren, wuchsen zwei goldne Tannenbäumchen, an denen alle Hofleute, der König aber besonders große Freude hatten. Nur die Königin konnte sie nicht sehen, sie stellte sich krank und sagte: „wenn sie nicht auf Brettern von den Tannenbäumchen ruhen könnte, müßte sie sterben!“ Dem König that es leid um die Bäumchen, allein er ließ es doch geschehen, daß man sie fällte und daraus zwei Bretter für das königliche Ehebett machte. In der ersten Nacht aber, als der König und die Königin darauf ruhten, sprachen die Bretter unter einander: „Brüderchen wie drückt es mich so schwer, auf mir liegt die böse Stiefmutter!“ sagte das eine; „Schwesterchen wie ist mir so leicht, auf mir liegt der gute Vater!“ sprach das andre. Der König aber schlief und hörte nichts; die Königin nur hatte Alles wohl vernommen und war unruhig und am Morgen, als ihr Ehegemahl erwachte, sagte sie, „die Bretter taugen nichts“ und der König ließ es zu, daß sie im Backofen verbrannt wurden. Da sprangen zwei Funken aus dem Feuer; die fielen in die Gerste; die Gerste mit den Funken gab man bald einem Mutterschaf zum Futter hin und nach einiger Zeit brachte

dieses zwei Lämmlein mit goldner Wolle zur Welt; an diesen hatte der König wieder seine Freude; aber die Königin konnte sie nicht sehen; sie stellte sich krank und sagte, sie könne nicht anders gesund werden, als wenn sie die Herzen von den beiden Lämmlein gegessen habe. Der König ließ es geschehen, so wehe es ihm auch that, daß sie geschlachtet wurden. Die Herzen gab man der Königin, die Gedärme aber wurden in den Fluß geworfen, zwei Stücke davon flossen weit hin und wurden ans Ufer gespült; da wurden daraus wieder die zwei Kinder, die am Ufer im Sande herum liefen. Eine liebe Frau aber sah freundlich vom Himmel herab auf die Kinder und konnte sich nicht satt sehen. Da kam auch ein alter guter Mann zu ihnen und gab jedem ein Hemdchen und ein goldnes Hämmerchen und sprach: „gehet nur immer auf der Straße fort, bis ihr in die große Stadt kommt; klopfet an die Thüren und wo sie euch aufgethan werden, gehet hinein und wenn ein freundlicher Mann euch fragt, wer ihr seid; so erzählet ihm dieses Märchen."

Kaum war der Knabe fertig, so rief der König: „o ihr meine lieben Kinder, das ist kein Märchen, das euch der alte Mann erzählt hat; sondern euere und meine wahrhaftige Geschichte. Der alte gute Mann aber ist der liebe Gott, der Alles so wunderbarlich geleitet und endlich offenbart hat. „Wehe, wehe der bösen Königin!" Damit ging er hinaus und gab Befehl, daß man sein Weib sogleich lebendig begraben solle. Aber man konnte sie lange nicht finden; endlich traf man sie am Ufer, wie sie sich die Haare zerraufte. Sie hatte sich erhängen wollen, allein der Strick war zerrissen, drauf hatte sie sich ins Wasser gestürzt; allein der Fluß hatte sie wieder herausgeworfen; nun wurde sie ergriffen und lebendig verscharrt; die Erde behielt sie und bedeckte ihre große Sünde mit

Der König aber schickte nun sogleich in das Land der sieben Zwerge um Wasser des Lebens, ließ seine rechte Gemahlin ausgraben und machte sie lebendig. Beide lebten nun froh und vergnügt und hatten große Freude an ihren Kindern. Der Knabe wurde ein stattlicher Jüngling und Nachfolger im Reiche seines Vaters, das Mädchen eine wunderschöne Prinzessin. Ach die war so schön, so schön, daß es nicht zu beschreiben ist; ich will nur Dieses sagen: wenn sie ausging, neigten sich alle Blumen vor ihr demüthig und alle jungen Kaiser und Könige warben um ihre Hand. Da sie aber gelobt hatte, nur den zu heirathen, der das beste Herz habe; so nahm sie zuletzt einen armen Kohlenbrenner, denn damals hatte der das beste Herz in der Christenheit.

Auch du hättest sie wahrlich gerne bekommen;
Allein dich hätte sie nicht genommen!

---

2. Die drei Rothbärte.

Ein armer Mann rief eines Tages seine drei Söhne vor sich und sprach: „ihr seht, das ich nicht mehr im Stande bin, euch zu erhalten; zieht in die Fremde und sucht euch das tägliche Brot zu verdienen!“ „Ja, lieber Vater, sagten sie, wir wollen euch nicht länger zur Last fallen; wir wollen dienen gehen, und so auch für euch sorgen!“ Damit nahmen sie ihre Sachen zusammen und machten sich des andern Tages auf den Weg. Da traf es sich, daß sie durch einen Wald gingen und es begegnete ihnen ein alter Mann in einem grauen Mantel, der fragte sie freundlich: „wohin zieht ihr meine Kinder?“ „Wir wollen dienen gehen, guter Mann, denn unser Vater ist nicht mehr im Stande uns zu ernähren, und so können wir auch

für ihn sorgen!" „Das ist ja recht schön; hütet euch nur vor den Rothbärtigen; denn mit denen ist es nicht ganz richtig!" „Wir wollen's behalten!" sprachen sie und gingen weiter. Es währte nicht lange, so begegneten ihnen nur einmal drei Rothbärte und diese fragten die drei Burschen, wohin sie es denn gestellt hätten? „Wir suchen einen Dienst!" sagten die Brüder, „und wir brauchen gerade Diener!" erwiderten die Rothbärte, „wollt ihr bei uns eintreten?" „Wir möchten ja gerne," sprachen sie, „allein ein alter Mann sagte uns, mit Rothbärten sollten wir uns nicht einlassen, denn mit denen sei es nicht ganz richtig!" „Ha, ha!" lachten diese, „und auf den alten Mann wollt ihr hören? ihr Narren! Wir geben euch auf ein Jahr einen so hohen Lohn, wie ihr sonst in zehn Jahren nicht verdienen könntet!" Die Brüder dachten nur an ihren armen Vater, wie gut es für den sein würde, wenn sie bald mit reichem Lohn heimkehrten und verdingten sich. Einer wie der andere sollte nach einem Jahre einen Beutel voll Dukaten bekommen und dafür die ganze Zeit nichts anders thun, als immer um einen Thurm gehen und einen Spruch hersagen, den man ihm aufgeben würde. Jeder von den Rothbärten nahm nun einen mit. Der Aelteste sollte beim Herumgehen um den Thurm immer sprechen: „wir drei Brüder," der Mittlere: „um einen Käs," der Dritte: „das ist recht!" und so geschah es auch. Nach einem Jahr bekam ein Jeder den bedungenen Lohn. Als sie nun mit einander heimkehrten, konnten sie nichts anders sprechen, als was sie das Jahr hindurch immer und allein gesprochen hatten; sonst hatten sie Alles vergessen. Da begegnete ihnen ein Mann, der grüßte und fragte sie, „wohin?" Der Aelteste antwortete: „wir drei Brüder!" Aber wohin? frage ich. „Um einen Käs!" sagte der zweite. „Hol euch der Henker!" „Das ist recht!" fiel der dritte ein. Der

Mann glaubte nun, er habe es mit Narren zu thun, fragte nicht mehr und ging seiner Wege. Als sie weiter wanderten, sahen sie nur einmal, wie ein Reisender von einem Räuber überfallen und blutig geschlagen wurde. Sie liefen schnell hinzu um dem Armen zu helfen; allein es war zu spät; der Räuber entwischte ihnen und der Geschlagene starb bald unter ihren Händen. Da trafen die Gerichtsdiener zu ihnen, wie sie gerade mit dem Sterbenden beschäftigt waren; die hielten sie für die Räuber und Mörder, ergriffen und banden sie und führten sie ohne Weiters vor Gericht. Als sie vorgestellt und gefragt wurden, wer den Fremden todtgeschlagen, sprach der Aelteste: „wir drei Brüder!" „Warum?" fragte der Richter weiter. „Um einen Käs!" sagte der Zweite. „Man wird euch jetzt hängen!" sprach der Richter. „Das ist recht!" sagte der Dritte. „Was brauchen wir mehr?" sprach der Richter; „ihre Schuld haben sie selbst eingestanden und erkennen die Strafe für gerecht: wohlan so hänge man sie!" Da wurden sie zum Galgen geführt und schon hatten sie die Leiter erstiegen und die drei Rothbärte standen nahe und paßten; siehe da kam der alte Mann im grauen Mantel herzu und sprach, aber so daß Niemand ihn sah und hörte, als die drei Brüder: „ihr hättet es zwar verdient, daß ich euch zappeln ließe, weil ihr nicht folgtet, aber da ihr ein gutes Herz habt, will ich euch retten; sprechet!" Da riefen die drei Brüder zugleich mit lauter Stimme: „Die drei Rothbärte greift!" Wie die das hörten, machten sie sich sogleich aus dem Staub und waren verschwunden, noch ehe sie Jemand gewahr wurde. Nun erzählten die drei Brüder, wie Alles sich zugetragen habe und das Volk erkannte daraus, daß die Rothbärte drei Teufel und der Mann im grauen Mantel unser Herrgott gewesen. Der rechte Mörder wurde von ihnen genau bezeichnet und bald

stellte er sich selbst vor Gericht und bereute seine Sünde, aber um der Gerechtigkeit willen wurde er dennoch gehängt.

Die drei Brüder zogen nun mit dem vielen Gelde heim und blieben jetzt bei ihrem armen Vater und hatten weiter keine Noth ihr Leben lang.

---

3. Der gerechte Lohn.

Ein Vater hatte drei Söhne; von denen waren die beiden ältern faul aber dabei stolz und hochfahrig und böse von Herzen, der jüngste aber treu und fleißig und dabei bescheiden und die Geduld und Gottseligkeit selbst; doch weil er klein und schwächlich war von Körper, blieb er meist daheim und seine Brüder nannten ihn spottweise nur Aschenputtel und auch Vater und Mutter hatten ihn leider nicht so lieb, als die beiden andern. Eines Tages sagte der älteste Sohn: „Vater, ich will in die Fremde ziehen und mir Schätze und Ruhm erwerben!" „Lasse das gut sein," sprach der Alte, „du kennst die Fremde nicht und könntest mir leicht nur Spott und Schande machen!" Allein der Sohn bestand fest darauf und gab keinen Frieden, bis sein Vater einwilligte. Da buck ihm seine Mutter einen Kuchen aus Semmelmehl und am andern Morgen zog er fort. Als nach einiger Zeit der Hunger sich bei ihm einstellte, setzte er sich auf einen Berg nieder, holte aus seinem Reisesack den Kuchen hervor und aß. Da kam ein armer alter Bettler hinzu und sprach: „Gott gesegn' es!" und bat um einen Bissen. „Gehst du mir gleich aus den Augen du alter Lump!" tobte der Junge und nahm seinen Stock und drohte. Der Bettler schleppte sich mühsam fort und rief: „wehe dir, das wird dir vergolten werden!" Nun flogen kleine Vöglein herbei und

wollten die Brosamen, die zur Erde gefallen waren, auflesen. Der Junge aber schlug mit dem Stock und warf mit Steinen nach ihnen; die Vöglein flogen fort und riefen: „der liebe Gott wird dies vergelten!" Endlich brach er wieder auf und wie er schon weit, weit gegangen war, begegnete ihm ein alter Mann, der fragte ihn, wohin er es gestellt habe? „Ich will dienen gehen und mir Schätze und Ruhm erwerben!" „Das kannst du bei mir beides gewinnen, wenn du mir dienen willst. Du sollst nur meine Schafe weiden und besorgen und wenn du dies treu und unverdrossen thust; so wirst du nach einem Jahre einen Sack voll Geld dafür haben." Das gefiel dem Jungen und er schlug ein. Nun zog er mit den Schafen in eine Berggegend, die ihm der Alte zeigte, wo gute Weide war, aber er war faul und schlecht; er schlief fast den ganzen Tag, führte die Schafe nicht zur gehörigen Zeit zur Tränke und nie auf frische Weideplätze und wenn eins von der Heerde sich zu weit entfernte und verirrte, ging er ihm nicht nach; sondern ließ es zu Grunde gehen. Alle wurden mager und viele starben; er schlug auch die Hunde und — was noch schlimmer war — er warf auch die kleinen unschuldigen Vöglein, die aus den Dornsträuchen zu ihren Nestern Wolle holten, mit Steinen todt. Das Jahr währte ihm zu lange und als endlich das Ende da war, ging er keck vor seinen Herrn und forderte den bedungenen Lohn. „Den sollst du haben, wie du ihn verdient hast!" Damit führte er ihn in eine Kammer und da standen drei Säcke, einer mit Gold- der andere mit Silber- der dritte mit Kupferstücken gefüllt: „Nimm dir einen von diesen, aber hast du unredlich gedient, so wird es dir nichts nützen!" Der Bursche griff gleich nach dem Goldsack, nahm ihn auf seinen Rücken und zog fröhlich nach Hause. Als er hier ankam, rief er: „jetzt Vater und Mutter brauchen wir nicht mehr zu ar-

beiten; mit dem, was ich verdient habe, können wir immer lustig leben; ich bringe lauter Gold!" Da setzte er seinen Sack nieder und band ihn schnell auf, um ihnen die funkelnden Goldstücke zu zeigen; allein da war alles im Sack purer Sand. „Sagte ich's doch," sprach sein Vater, „daß du mir und dir nur Schande und Spott zuziehen würdest!" Der stolze Prahler wagte nichts zu sprechen; denn er dachte jetzt der letzten Worte des alten Mannes, des mißhandelten Bettlers, der Vöglein und seines unredlichen Dienstes.

Nicht lange so kam der zweite Sohn und sprach: „Vater ich will jetzt auch dienen gehen und mein Glück versuchen!" Der Alte suchte ihn umsonst abzuhalten; er blieb hartnäckig bei seinem Vorsatz. Da buck ihm seine Mutter einen Reisekuchen aus Brotmehl und am andern Morgen machte er sich auf den Weg. Es ging ihm aber fast ganz wie seinem Bruder; denn er war ja auch nicht viel anders und besser. Wie er auf dem Wege aß und der alte Bettler ihn um einen Bissen ansprach, hob er den Stock; er schlug und warf auch nach den Vöglein und in seinem Dienst war er eben so faul und bösartig. Kaum war das Jahr zu Ende, so lief er auch schnell zu seinem Herrn und verlangte den betragenen Lohn. Der führte ihn auch in die Kammer, wo die drei Säcke mit Gold-, Silber- und Kupferstücken standen. „Nimm dir einen!" sprach der Alte, „warst du aber unredlich im Dienste; so wird es dir nichts nützen!" Er war etwas bescheidener, als sein Bruder und nahm nur den Sack mit den Silberstücken; denn er wußte wohl, daß er auch den nicht verdient hatte. Als er nun heimkam, rief er schon aus der Ferne seinen Eltern entgegen: „jetzt brauchen wir nichts mehr zu arbeiten, denn ich bringe in diesem Sack lauter Silber!" Wie er aber den Sack niedersetzte und öffnete; — siehe da war Alles purer Sand.

„Sagte ichs doch, daß es so kommen würde!" sprach seufzend sein Vater. Der Sohn aber wagte, wie sein Bruder nichts zu sagen; denn er gedachte auch sogleich an die letzten Worte des alten Mannes, an den Bettler, die Vöglein und an seinen unredlichen Dienst.

Bald darauf trat der jüngste Sohn zum Vater und sprach: „Lieber Vater, ich will auch dienen gehen und mein Glück versuchen!" Ihn wollte der Alte nun durchaus nicht fortlassen. „Wo denkst du hin? Deine Brüder haben mir nur Spott und Schande gebracht, was würde ich von dir erst erleben!" Der Kleine bat aber so lange, bis sein Vater sprach: „nun so gehe in Gottes Namen!" Wer konnte froher sein, als der Aschenputtel! Seine Mutter buck ihm einen Reisekuchen aus Asche und am andern Morgen ganz früh, trat er seine Wanderung an. Da kam er an den nämlichen Berg, wo seine Brüder gespeist hatten und weil ihn der Hunger quälte, setzte er sich nieder und packte aus. Bald kam auch der alte Bettler und sprach: „Gott gesegn' es!" und bat um einen Bissen. „Setzet euch her, armer Mann, neben mich!" und er theilte den Aschenkuchen mit ihm und sie aßen und sahen um sich in die schöne Landschaft, die im Sonnenschein glänzte. Da hüpften auch die Vöglein hinzu und pickten die Brosamen auf und des freute sich der Junge und er zerbröckelte den ganzen Rest von seinem Kuchen und streute ihn den hungrigen Vöglein vor. Darauf nahm er seinen Tornister an die Seite um fortzugehen und sagte zum Alten: „behüt dich Gott!" Dieser aber nahm ein Pfeifchen aus seinem Sack und schenkte es dem Jungen, weil er so freundlich gewesen und ihn gespeist hätte, und die Vöglein sangen ihm nach: „der liebe Gott wird dir's vergelten!"

Als er jetzt ein gutes Stück weiter gegangen war, begegnete ihm der nämliche alte Mann, der auch seine Brüder

in den Dienst genommen hatte. „Wo gehst du hin, lieber Junge?" „Ich möchte gerne dienen und etwas erwerben, um meinen armen Eltern zu vergelten, was sie an mir gethan haben." „Das kannst du bei mir in einem Jahre verdienen, wenn du treu und unverdrossen bist." Der Junge versprach dieses und so nahm ihn der Alte an und führte ihn zu seiner Heerde und sprach: „weide meine Schafe und besorge sie, daß es ihnen wohlgeht und kein Schade geschieht."

Der Junge war, so wie ers versprochen hatte, willig und unverdrossen in seinem Dienst; er trieb die Heerde immer auf die besten Weideplätze und zur gehörigen Zeit zur Tränke und wenn sich eines zu sehr entfernte und verirrte; so ging er ihm nach und brachte es mit seinen Hunden wieder zur Heerde. Wenn nun alle Schafe satt waren und im Sonnenschein da lagen; so setzte er sich auch nieder und die treuen Hunde lagerten sich neben ihm. Da nahm er sein Pfeifchen und spielte darauf so lieblich, daß die Vöglein, die von den Dornsträuchen Wolle zu ihren Nestern sammelten, ihre Arbeit ließen, eine Zeit lang horchten und zuletzt selbst drein sangen. Das gefiel dem Jungen so gut, daß er nun oft und oft spielte und auch die Schafe waren ruhig und die Hunde sahen ihn mit ihren treuen Augen an und bellten nicht wie andere Hunde bei der Musik thun, sondern lagen ruhig und horchten. Wenn nun ein Weideplatz keine Nahrung mehr bot, so zog er weiter und durchstreifte so fast das ganze Gebirge. Eines Tages erblickte er nur einmal auf einer Anhöhe zwischen schattigem Gebüsch eine große Kirche, die hatte er noch nie gesehen. Er trat näher und sah, daß alle Thüren offen standen. Die Kirche war drinnen so rein gekehrt und so schön, daß er in Verwunderung lange vor der Thür stehen blieb; er ging dann langsam und leise hinein; aber in der Kirche war kein Priester

und sonst keine irdische Seele; still war Alles ganz und gar. Wie er vor den Altar trat, sah er über dem Kreuz des Erlösers ein Vöglein schweben. Das flog jetzt herunter, ließ sich auf seine rechte Schulter und sang: „Gott ist mit dir!“ Darauf flog es wieder hinauf an seine Stelle; der liebliche Sang aber tönte fort in seinem Herzen. Er kehrte darauf zur Heerde zurück und weidete die Schafe. Da kam sein Herr zu ihm und sprach mit freundlicher Stimme: „Das Jahr ist um; du hast mir treu gedient, das sehe ich an meiner Heerde; komme nun und empfange den verdienten Lohn!“ Es war dem Jungen sehr leid, daß er sich von der lieben Heerde und der schönen Gegend trennen sollte und es schien ihm fast unmöglich, daß schon ein Jahr vergangen. Er hätte gern ein zweites Jahr und noch länger dem guten Manne gedient; allein da dachte er an seine armen Eltern und so wünschte er, diese bald zu sehen und zu erfreuen. Sein Herr führte ihn nun auch in die Kammer, wo die Goldsäcke standen und hieß ihn einen Sack sich auswählen. Das Gold und Silber blendete den Jungen nicht; er sagte gleich: „den Sack mit dem Kupfergeld möcht ich wohl nehmen, obgleich ich ihn auch nicht verdient habe, nur um meinen armen Eltern helfen zu können!“ „Du sollst ihn haben, mein lieber Junge und obendrein auch die beiden andern Säcke; kehre nun heim; ich schicke dir bald einen Wagen mit den Schätzen nach!“ Da nahm der Junge seinen Wanderstab und zog heimwärts. Als er auf dem Berge angelangt war, wo er mit dem alten Bettler und den Vöglein seinen Aschkuchen verzehrt hatte, ruhte er wieder ein wenig aus; aber jetzt hatte er keinen Hunger. Er nahm sein Pfeifchen und spielte so lieblich, daß die Vöglein, die er früher gespeist hatte, herbeiflogen, horchten und dann laut mit darein sangen. Drauf zog er weiter und war in Kurzem zu Hause und er-

zählte nun seinen Eltern von den Wunderdingen, die er gesehen und erlebt und von den Schätzen, die ihm der alte Mann bald nachschicken werde. Seine beiden Brüder, die in der letzten Zeit ihren armen Vater durch ihre Faulheit und Bosheit in große Noth gebracht hatten, hörten das Alles mit an, fingen darauf an zu lachen und zu spotten: „wir haben wenigstens jeder nur einen Sack voll Sand heimgebracht; du aber wirst nun gewiß eine ganze Fuhre Asche erhalten; es ist auch ganz recht, warum wärest du sonst der Aschenputtel!" Er aber kehrte sich nicht an den Spott und war in seinem Herzen überzeugt, daß sein Glück wahr sei. Nur einmal hörte man, daß ein Wagen vor dem Hause halte; sie gingen gleich alle hinaus; kein Mensch war beim Wagen; an der Seite des Wagens stand aber mit großen Goldbuchstaben: „Wagen und Gespann und die drei Säcke mit dem Gold, Silber und Kupfer schickt der alte Mann seinem treuen Hirten, der ihn zuerst als Bettler so freundlich gespeist, der ihm dann seine Schafe wohl geweidet und besorgt und auch seiner lieben Vöglein sich erbarmt hat!" Der Junge trieb nun den Wagen in den Hof und lud die Säcke ab; da war die Freude des Aschenputtels und seines Vaters und seiner Mutter unermeßlich. Diese bereuten es nun und schämten sich, daß sie ihren Jüngsten nicht so wie die ältern Söhne geliebt hatten und baten ihn um Verzeihung. Er aber sprach: „höret auf; ich habe ja doch Alles euch zu verdanken!" Aber die beiden ältern Brüder konnten das große Glück ihres jüngern Bruders nicht ertragen, sie liefen fort wie wahnsinnig und kein Mensch hat sie weiter gesehen noch gehört, was aus ihnen geworden.

Der Aschenputtel aber war nun ein reicher Mann und lebte noch viele Jahre mit seinen Eltern glücklich und zufrieden und stiftete mit seinem Reichthum viel Gutes. An schönen

Tagen nahm er oft sein Pfeifchen und ging auf einen Berg und spielte und horchte auf den Gesang der Vögel. Da zogen die alten Erinnerungen aus seinem Hirtenjahre vor seiner Seele vorüber und wenn er am seligsten war; so schien es ihm, als wäre er in jener großen Kirche und sehe die stille Pracht um sich und das Goldvöglein flöge hernieder auf seine Schulter und singe den wunderlieblichen Gesang: „mit dir ist Gott!"

---

4. Das wohlfeile Holz.

Es war einmal ein armer Bauer, der führte immer Holz zum Verkaufe in die Stadt. Als er nun wieder einmal so durch den Wald fuhr, trat ein alter Mann mit langem Bart und grauem Mantel zu ihm und fragte: „wohin mit dem Holz?" „In die Stadt!" sagte der Bauer. „Nun so rathe ich dir, wenn du glücklich sein willst, es nicht theurer, als um einen Kreuzer zu verkaufen!" „Das will ich thun," sprach der Bauer und fuhr weiter. Als er in der Stadt anlangte und die Leute zu ihm hinkamen und fragten, wie er sein Holz verkaufen wolle, antwortete er: „um einen Kreuzer!" Da lachten sie und glaubten, er sei nicht recht bei Troste (bei Sinnen) und gingen weiter. Endlich ließ sich ein armer Bürger in den Handel ein und kaufte das Holz um einen Kreuzer; er ließ es sich gleich heimführen und ging selbst voraus und erzählte seiner Frau von dem glücklichen Handel. Diese aber wollte es natürlich nicht glauben, lief bei dem Bauern hinaus und fragte ihn insgeheim um den Kaufpreis. Als der Bauer die Worte ihres Mannes bestätigt, eilte sie hinein und sagte: „Mann, dem Bauern können wir zum Danke wohl auch einen

Trunk Wein geben!“ Ganz gewiß, hole gleich eine Kanne voll neben dem „Kampestboding“ her. Die Frau ging in den Keller und brachte; aber der Wein zeigte sich ganz trüb. Da sagte der Mann: „was ist das? hast du aus dem rechten Faß gebracht? Der Wein ist doch nicht trüb, oder war die Kanne nicht rein? Nimm eine andere Kanne und hole nochmals!“ Die Frau ging und holte gleich wieder; da war aber der Wein blutigroth. „So weiß ich doch nicht, was das ist; ich muß am Ende selbst gehen!“ Er wusch sich eine Kanne und ging. Diesmal zeigte sich der Wein goldgelb, aber er war so dick, daß er kaum aus dem Heber floß. Der Mann kam herauf und erzählte dem Bauern das Wunder und entschuldigte sich. Der Bauer sagte: „das macht ja nichts!“ und weil er gerade für den Augenblick nicht durstig war, bat er den Bürger, er solle ihm den Wein in seinen Tornister gießen, bis nach Hause werde er sich schon klopfen und dünn werden. Das that jener.

Als der Bauer durch den Wald nach Hause zog, trat wieder der Mann im langen Bart und in grauem Mantel zu ihm und fragte, wie es ihm ergangen. Der Bauer erzählte ihm Alles. Da sprach der Mann: „merke dir nun, was ich dir sage, der trübe Wein bedeutet sieben Hungerjahre, der blutigrothe, sieben blutige Kriegsjahre; der goldgelbe wird sammt dem Kreuzer dein Glück begründen!“ Damit verschwand der Alte. Als der Bauer zu Hause ankam und seine Frau hörte, daß er das Holz um einen Kreuzer verkauft habe, so schalt sie ihn durch, daß kein ehrlicher Faden an ihm blieb und wie er sie beschwichtigen wollte und ihr erzählte, er habe auch Wein bekommen und habe ihn in den Tornister gegossen, war sie nun gar nicht mehr zu bändigen; sie tobte und fluchte: „o du Dummbart, was muß ich an dir erleben! hat je ein Mensch gehört, daß man den Wein in den Tornister gießt?“ Der

Bauer aber wollte den Wein ausschütten; doch siehe, da fielen eitel Goldstücke und zuletzt auch der Kreuzer für das Holz heraus. Schnell zog das Donnerwetter vorüber und der Himmel heiterte sich im Antlitz seiner Frau auf, so daß es eine Lust war, es zu sehen. „Du lieber guter Mann verzeihe; aber wie kann man seine Frau auch so grob foppen wollen!“ „Gott bewahre mich!“ sprach der Mann, „ich sagte die lautere Wahrheit; allein nun sehe ich, daß unser Herrgott dies Wunder gethan hat, um meinen Glauben zu belohnen!“ Da erzählte er die Geschichte mit dem Mann im langen Bart und grauen Mantel. Die sieben trüben Hungerjahre und die sieben blutigen Kriegsjahre kamen, aber, wie hart auch der Bauer hergenommen wurde, der himmlische Segen half ihm sie glücklich überstehen.

---

5. Die Schwanenfrau.

Eine arme Frau hatte einen Sohn, der war nun groß und stark und wollte in die Fremde gehen, um etwas zu verdienen. Er verdingte sich bei einem Herrn auf ein Jahr und sollte dessen Schafe hüten. Als er einmal zur Zeit der Ernte auf dem Felde war, sah er einen schönen weißen Vogel im Kornfelde; er lief hin, um ihn zu fangen; der Vogel aber erhob sich langsam und flog in einen Wald; der Junge lief ihm immer nach, doch es war umsonst, er konnte ihn nicht erreichen. Er wollte umkehren; aber er wußte sich aus dem Wald nicht mehr herauszufinden. Schon fing es an dunkel zu werden, da sah er in der Ferne ein Licht; er ging darauf los und kam in ein Schloß; da saß ein alter Mann am Feuer und kochte sich eine Suppe. Der Junge bat um Herberge und erzählte dem

Alten, wie er in den Wald gekommen sei. „Wenn du mir ein Jahr treu dienst, so will ich dir zu dem Vogel verhelfen!" Der Junge willigte gern ein, um den Vogel zu bekommen. Am folgenden Morgen sprach der Alte: „jetzt gehe ich aus und kehre nur spät Abends heim; sorge du hier; da hast du alle Schlüssel, in jedes Zimmer darfst du gehen, nur in das letzte nicht!" Der Junge folgte genau dem Gebot und als der alte Mann Abends heimkehrte, war er mit ihm zufrieden; so geschah es auch den andern und alle folgenden Tage, daß der Alte ausging und dem Jungen den nämlichen Auftrag machte. Lange Zeit dachte der Junge nicht einmal an das verbotene Zimmer; aber in der letzten Woche des Jahres kam ihn doch die Neugierde an: „du bist ein ganzes Jahr hier gewesen und ziehst nun bald von dannen und sollst nicht wissen, was für Schätze dort sind!" sprach er bei sich und es ließ ihm keine Ruhe. Am letzten Tage ging er bis zur Thüre und wollte, und wollte auch nicht. Endlich steckte er den Schlüssel ein und öffnete. Da war ein großer Saal und in der Mitte ein blauer Teich und darüber der freie Himmel; im Teiche aber waren drei wunderschöne Schwanenjungfrauen, die badeten. Kaum hatten sie den Jungen erblickt, husch flogen sie alle drei als weiße Schwäne auf und fort. Voll Angst kehrte der Junge zurück und hatte keine Ruhe. Als der alte Mann heimkam, fiel er gleich vor ihm nieder und sprach: „Herr strafe mich, ich habe dein Gebot übertreten!" Der Alte sagte freundlich: „weil du deinen Fehler gestanden hast und bereuest, will ich dir verzeihen; aber du mußt jetzt noch ein Jahr treu dienen, willst du den Vogel haben." Da fiel es dem Jungen wie ein Stein vom Herzen; gern willigte er ein und von nun an hatte die Neugierde keine Gewalt mehr über ihn. Als das Jahr vergangen war, trat der Alte zu ihm und sprach: „jetzt folge

mir!" Er führte ihn in das verbotene Zimmer, da waren die drei wunderschönen Jungfrauen und badeten. Alsbald aber verwandelten sie sich in weiße Schwäne, hoben sich aufwärts und flogen fort. Der alte Mann fragte den Jungen welche ihm am besten gefallen habe. „Die Jüngste!" sprach er. „Wohlan so gehe heute Abends in jenes Zimmer; da findest du unter dem Bett drei Schachteln, bringe die, welche in der Ecke liegt dann zu mir." Der Junge konnte den Abend kaum erwarten, eilte dann hin und brachte sie. „So nimm jetzt diese Schachtel und gehe damit nach Hause, die auserwählte Jungfrau wird dir auf dem Fuße folgen; aber siehe ja nicht hinter dich, bis du zu Hause angelangt bist; dann magst du mit der Jungfrau bei deiner Mutter Hochzeit halten; aber besorge die Schachtel wie deinen Augapfel und nicht unterstehe dich und gib sie deiner Braut in die Hand, wie sehr sie dich auch bittet; sonst verlierst du sie auf immer!" Der Junge versprach Alles so zu machen. Das erste wurde ihm leicht; er sah nicht zurück, obgleich er gern gewollt hätte; denn er hatte ja für die Neugierde hart gebüßt und daran dachte er jetzt. Als er endlich daheim war bei seiner Mutter, wandte er sich nun rasch um und sah die Jungfrau, fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie aber hatte ein schneeweißes Kleid an und war schön wie der heitre Tag und der Junge konnte sich nicht satt sehen an ihr. Da wurde die Verlobung gehalten und der Junge war ganz selig; aber die Jungfrau war traurig und niedergeschlagen. Der Junge gab sich alle erdenkliche Mühe sie zu erheitern, doch umsonst. „O was gäbe ich nicht dafür, wenn ich dich jetzt fröhlich sähe!" sprach er zuletzt. „So gib mir meine schönen Kleider, die in der Schachtel sind!" Da wurde der Junge bleich vor Schrecken; wie hatte er so unbesonnen und thöricht versprochen, was zu seinem Unglück führen sollte.

Er zögerte lange, lange; endlich siegte die Treue und übergroße Liebe zu seiner Braut. Er überredete und tröstete sich auch: „das wird doch nicht gleich ihr Tod sein!“ sprach er bei sich, „und fort soll sie mir auch nicht können,“ denn er verschloß vorsichtig alle Thüren und Fenster. Kaum hatte er die Schachtel geöffnet und sie das Kleid hastig ergriffen und umgeworfen, so war sie sogleich ein Schwan und flog durch den Ofen zum Schornstein hinaus. Da ergriff den Jungen ein unendlicher Schmerz; er lief hinaus, sah dem Vogel nach und eilte in einem fort bis in den Wald zu dem alten Manne und klagte ihm seinen Jammer. „Ist sie nicht hier,“ sprach er zuletzt, „so sage mir, wo ich sie finden kann; ich will sie suchen bis ans Weltende, denn ich habe sie gar zu lieb!“ Da sagte der Alte: „sie ist weit weg auf einer Insel über dem Meer und wird von einem siebenhäuptigen Drachen bewacht und dahin ist schwer hinzukommen, wenn du aber auch hingelangen solltest, wird dich der Drache umbringen!“ Aber der Junge ließ sich nicht abschrecken; er nahm alle seine Kleider und Schuhe mit und wanderte sieben Jahre lang in einem fort und hatte schon alle Kleider und Schuhe zerrissen und konnte vor Müdigkeit nicht weiter; aber noch war weit und breit kein Meer zu sehen. Er fiel an einem Hügel nieder und gedachte schon da zu sterben. Da hörte er nur einmal in der Ferne einen Lärm, der kam immer näher und näher; endlich sah er drei mächtige Hünen, welche einander hin- und herzerrten. Er fragte sie alsbald, was Ursache ihr Streit hätte? „O,“ sagten sie, „es handelt sich um das Kostbarste in der Welt, um einen Mantel, der unsichtbar macht den, der ihn trägt, um einen Hut, der überall hinführt den, der ihn aufsetzt und um ein Schwert, womit der Alles besiegen kann, der es schwingt. Wer diese drei Stücke besitzt, kann die schönste Jungfrau, die auf der

Insel über dem Meere gefangen liegt, erretten und mit ihr das größte Königreich erwerben.“ Der Junge freute sich auf diese Nachricht wieder in seinem Herzen und hegte Hoffnung. „Wenn es euch recht ist, so will ich den Streit entscheiden; bringt her jene Stücke und kämpfet ihr dann mit einander.“ Die einfältigen Hünen brachten sogleich Mantel, Hut und Schwert zu ihm hin und fielen nun einander in die Haare. Der Junge ergriff schnell das Schwert, warf den Mantel um und setzte den Hut auf und sprach: „wäre ich doch nur gleich auf der Insel!“ Husch! war er fort und die dummen Hünen hatten das Nachsehen. Als der Junge auf der Insel ankam, legte er Hut und Mantel ab, nahm nur das Schwert und ging auf die Burg los. Der Drache sonnte sich eben vor derselben und die schöne Jungfrau mußte ihm lausen. Nur einmal roch der Drache Menschenfleisch, da brauste er auf und ringelte sich vor Wuth. Aber der Junge kam unerschrocken heran und hieb ihm auf einmal alle Häupter ab. Er hüllte sich darauf schnell wieder in seinen Mantel, eilte ins Schloß, nahm die Schachtel mit den Kleidern und warf sie ins Meer, dann legte er den Mantel ab und zeigte sich der Jungfrau seiner Braut und die erkannte ihn auch gleich und war nun über die Maßen froh. Der Junge zog mittelst des Wunschhutes schnell nach seiner Mutter und brachte sie auch nach der fernen Insel in die Drachenburg; dann feierte er mit seiner Braut in Lust die Hochzeit und war König und Herr über alles Land und alle Schätze, welche der Drache besessen hatte.

---

6. Der seltsame Vogel.

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Kinder und nichts zu essen; da sprach die Frau zu ihrem Manne: „gehe zu einem Zigeuner und lasse eine Axt machen und gehe damit in den Wald und haue Staarnester aus!" Das that der Mann und wie er in den Wald kam, sah er einen wunderschönen Vogel; er nahm seine Axt und warf nach ihm, traf aber nicht und der Vogel flog weiter; er verfolgte ihn nun in einem fort den ganzen Tag; der Vogel ward endlich so müde, daß er die Flügel senkte und zur Erde fiel. Der Mann fing ihn jetzt und trug ihn nach Hause und legte ihn in einen Korb. Da sang er so wunderschön, daß alle Leute aus der Nachbarschaft und die vorübergingen, hinkamen, standen und zuhörten. Der Mann aber und seine Frau und seine Kinder waren hungrig und er wollte ihn tödten. Da sprachen die Leute, das wäre doch jammerschade, er sollte es nicht thun. Die Armen verschmerzten noch eine Zeit lang den Hunger und ließen ihn leben. In der Nacht aber hatte der Vogel ein Ei gelegt, das war ein Karfunkelstein und alles wurde licht und hell im Zimmer, als schien die Sonne. Da wunderten sich die Leute im Dorf noch mehr und kamen in das Haus und sahen den glänzenden Stein und den schönen Vogel. Nun kam auch ein Jude des Weges und als er hörte, was es gebe, ging er neugierig hinein und bekam gleich Lust nach dem schönen Stein. Der Mann aber wollte ihn nicht verkaufen; weil ihm aber der Jude zuletzt eine sehr große Summe anbot und er so dürftig war und nicht wußte, wie er sonst seine Noth stillen sollte; so gab er ihn hin. „Vielleicht" dachte er „wird der Vogel wieder einen legen." Und er täuschte sich nicht; am folgenden Morgen lag auf der nämlichen Stelle wieder ein Karfunkelstein. „Weh

dir!" sprach der Jude bei sich, „du bist ein armer ruinirter Mensch, wenn du den Vogel nicht bekommst" und lief gleich zu dem Manne und sprach: „was soll ich dir geben für den Vogel? verlange!" Der Mann aber sagte, der Vogel wäre ihm um keinen Preis feil. Da bot ihm der Jude eine unendlich große Summe; doch war der Mann jetzt nicht zu erweichen. „Lasse mich ihn doch wenigstens einmal näher betrachten," sprach der Jude. Der Mann reichte den Korb dar und der Jude erfaßte vom Vogel den linken Flügel und hob ihn auf und las für sich mit Erstaunen, was darunter geschrieben stand: „wer das Herz ißt, wird jeden Morgen drei Goldstücke unterm Polster finden!" Er hob den rechten Flügel und darunter stand geschrieben: „wer die Leber ißt, wird König in Rom!" Da fragte ihn der Mann, der nicht lesen konnte: „was steht denn da geschrieben?" „Sehr Schlechtes!" antwortete der Jude; „in zwei Tagen wird der Vogel sterben; wenn ihr ihn aber jetzt schlachtet und mir ganz zurichtet so will ich noch den Preis dafür geben, den ich euch zuletzt geboten." Der Mann dachte: „besser ein kleiner Gewinn, als ein großer Verlust!" tödtete den Vogel und ließ ihn für den Juden zurichten. Wie man ihn nun am Spieße briet, fielen Herz und Leberchen in die Bratpfanne und die beiden Knaben des Mannes, die am Heerde zusahen, aßen dieselben gleich, der ältere Knabe das Herz und der jüngere die Leber. Als der Vogel dem Juden vorgesetzt wurde und er sah, daß Herz und Leber fehlten, rief er: „so haben wir nicht gehandelt; ich sollte den ganzen Vogel haben und nun fehlt Herz und Leber, das beste." Da nahm er sein Geld schnell wieder zurück und zog mit seinem Karfunkelstein in die Welt. Der Mann aber war sehr zornig, daß er um den Vogel und den schönen Gewinn gekommen und als er erfuhr, daß seine Knaben Herz und Leber gegessen

hatten; so schlug er sie unbarmherzig und jagte sie fort. Da kam ein alter Soldat des Weges, der erbarmte sich der Kinder und der Mann sprach: „wenn du dich ihrer so annimmst, so führe sie mit dir fort aus meinen Augen; doch warte, ich will sie zuvor noch zeichnen.“ Er schnitt jedem den kleinen Finger der linken Hand ab. Der Soldat nahm die Kinder mit, machte eine Salbe und heilte ihnen die Finger an. Sie schliefen über Nacht in einem Wald und als sie Morgens erwachten, lagen unter dem Haupte des Knaben, der das Herz gegessen hatte, drei Goldstücke. Der Soldat nähte sie dem Jungen in einen Rockzipfel und führte sie dann in die Stadt, wo der König wohnte und setzte sie auf einen Stein und ging seiner Wege. Der König lag gerade im Fenster, erblickte die Knaben, ließ sie jedoch sitzen. Die Königstochter kam aber auch bald in das Fenster und als sie die armen Knaben auf dem Steine sah, schickte sie eine Magd hin und ließ sie ins Schloß bringen. Sie wurden mit an den Tisch gesetzt und während des Essens erzählten sie, wie ihr Vater sie so sehr geschlagen und ihnen den Finger abgehauen habe, weil sie das Herzchen und Leberchen vom Vogel gegessen hätten, wie aber ein guter Soldat sich ihrer erbarmt, sie geheilt und in die große Stadt gebracht hätte. Der König und die Königstochter fühlten Mitleid mit den Armen und behielten sie bei sich. Jeder bekam eine Büchse und damit gingen sie täglich auf die Jagd. Der König hatte eine treue Dienstmagd. Als diese nach einiger Zeit aus dem Dienst gehen sollte, kam sie vor ihren Herrn und sprach: „an jedem Morgen, seit die beiden Knaben im Hause sind, fand ich unter dem Polster des ältern drei Goldstücke; hier sind alle und es fehlt auch nicht ein einziges!“ Da kam es dem König etwas unheimlich vor; er sprach zu seiner Tochter: „es ist mit den Jungen nicht ganz richtig,

schicken wir sie fort!" Man nahm alle Goldstücke und nähte sie dem ältern Knaben in einen Kleidzipfel ein, dann führte man beide in einen Wald und ließ sie da allein; sie aber gingen mit einander weiter. Da kamen sie auf einen Kreuzweg; hier warfen sie das Loos, welchen Weg jeder gehen sollte. Da traf es sich, daß der Aeltere nach Morgen zog, der Jüngere gegen Mittag der Stadt Rom zu. Als dieser spät Abends vor der Stadt anlangte, waren die Thore verschlossen; er mußte nun vor dem Thore bleiben. Die Römer aber hatten in dem Jahre schon sieben Könige gehabt, alle waren gestorben und Niemand wollte jetzt König sein; da hatte der Rath ausgemacht, früh morgens, wenn das Thor geöffnet würde, den ersten, der dadurch einziehe, zum König zu nehmen. Der erste war aber der Junge; er wurde gleich von dem ganzen Rathe als König begrüßt und er hatte nichts dawider, setzte sich die Krone auf und fing an zu regieren und große Palläste, Schlösser und Thürme zu bauen.

Der ältere Bruder war auf seinem Wege bald in eine kleine Stadt gekommen; da blieb er und nahm sich eine Frau und lebte einige Zeit mit ihr ganz gut; denn daß ihr Mann so viele Dukaten hatte, gefiel ihr und sie wußte sie alle hin zu bringen. Eines Tages fragte sie ihn aber, woher er die vielen Goldstücke bekomme? und er erzählte ihr arglos, wie ja ein Mann seinem Weib erzählt, wie das vom Vogelherzen, das er in sich habe, herrühre. Die Frau lief sogleich in die Apotheke, brachte einen Schlaftrunk und ein Brechmittel und gab ihrem Mann beides ein; da gab er das Herz von sich; sie verschluckte es gleich und von da an waren unter ihrem Haupte die drei Dukaten. Jetzt jagte sie ihren Mann aus dem Hause und nahm sich einen andern. Der nun zog traurig fort ins Elend. Ein Jahr lang brachte er sich noch gut durch;

denn er nahm die Dukaten, die in seinem Kleidzipfel eingenäht waren, hervor. Als die aber aufgezehrt waren, wußte er nichts anzufangen und litt nun große Noth. Eines Tages ging er mißmuthig in den Wald. Da sah er ein altes Weib im Koth liegen; das war aber eine Hexe. „Hilf mir," rief diese ihm zu, „ich will dir auch helfen!" Da hob er sie aus der Kothlacke heraus. Die Hexe gab ihm einen Zaum und sprach: „über was du diesen Zaum immer schüttelst, es sei Stein, Baum, Thier oder Mensch, das wird ein Pferd!" „Das ist was Gutes!" dachte er bei sich, „du willst gleich versuchen!" Da schüttelte er ihn über einen Stein, sogleich stand ein Pferd vor ihm; er schwang sich auf und ritt geradeaus zu der Stadt, wo seine Frau wohnte. Vor dem Stadtthore nahm er den Zaum ab. Da lag ein Stein an der Stelle, wo das Pferd gestanden. Er ging nun hinein und kam insgeheim in das Haus zu seiner Frau, ohne daß sie ihn merkte; sie ging gerade im Hof herum. Er schüttelte den Zaum über ihr und gleich war sie ein Pferd. Er setzte sich auf und ritt in einem fort bis in die Nähe der Stadt Rom, also daß sein Pferd fast zusammensank. „Warte, es ist noch nicht genug!" sprach er. Da sah er viele Leute mächtige Bausteine führen. „Das ist eine gute Arbeit für dein Pferd!" sprach er und führte nun in einem fort so viele Steine, daß dieses immer magerer wurde und zuletzt nur die Knochen an sich hatte. Da klagten ihn die Leute, welche durch ihn in ihrem Erwerb verkürzt wurden, aus Neid und Bosheit vor dem höchsten Gerichte als einen Thierquäler an und er wurde zum Tode verurtheilt. Wie er gehängt werden sollte, war der König auch zugegen. Da erkannte der Verurtheilte seinen Bruder und rief: „Bruder, finde ich denn bei dir keine Gnade!" Der König sah ihn lange verwundert an; endlich erkannte er ihn auch, fiel ihm

um den Hals und sprach: „o Bruder, wie gerne thäte ich das, aber wohin käme es mit der Gerechtigkeit, wenn ich sie nicht üben sollte!“ „So übe denn nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit, aber höre mich erst!“ Nun erzählte er dem König seine ganze Geschichte seit ihrer Trennung. „Wohlan,“ sprach dieser, „zeige, daß dieses Pferd dein Weib ist!“ Da nahm jener den Zaum ab und alsbald stand da seine Frau. Gleich mußte sie durch ein Brechmittel das Herz herausgeben; ihr Mann verschluckte es sogleich und die Dukaten fanden sich sofort wieder unter seinem Haupte und er blieb nun bei seinem Bruder und wurde dessen Schatzmeister. Der König aber sprach: „Untreue muß mit dem Tode bestraft werden!“ und ließ die Frau hinrichten, wie sie es verdient hatte.

Beide Brüder lebten nun zusammen glücklich; sie suchten auch ihren alten Vater auf; der aber wollte sie lange nicht erkennen. Da sprachen sie: „ihr erinnert euch doch, wie ihr uns einem alten Soldaten gabt und zuvor jedem von uns den kleinen Finger von der linken Hand abhiebet; der gute Soldat heilte uns die Finger an; aber da seht ihr noch die Narben!“ und damit zeigten sie ihm die Finger. Er mußte nun freilich Alles für wahr halten und da er es schon lange schwer bereut hatte, daß er seine Kinder des Geldes wegen verstoßen hatte; sprach er: „strafet mich jetzt nur gut, ich habe es verdient!“ Die Söhne aber sagten: „lasset das nur sein, Vater, gerade dadurch, daß ihr uns fortjagtet, sind wir zu Glück und Ehren gekommen!“ Der Jude aber hörte und sah auch, daß in Erfüllung gegangen wäre, was unter den Flügeln des seltsamen Vogels gestanden; er ging in seinem Neid und Verdruß in den Wald und erhängte sich.

---

7. Der goldne Vogel.

Es war einmal ein König, der baute eine so schöne Kirche, daß weit und breit keine schönere zu finden war. Da kam eines Tages ein Wandersmann aus weiter Ferne, der staunte lange über die schöne Kirche; der König ging zu ihm und fragte, wie sie ihm gefalle. Der Wandersmann sprach: „es ist die schönste Kirche, die ich gesehen habe und es fehlt auch nichts darin außer eins, das ist der goldne Vogel, dem Perlen aus dem Munde fallen, wann er singt!" Da fragte der König, wo der zu finden wäre. „Das weiß ich nicht," sprach der Wandersmann, „ich habe aber von ihm gehört!" Der König hatte nun keine Ruhe und dachte immer nur daran, wie er den goldnen Vogel bekommen könnte. Da kam der Aelteste von seinen drei Söhnen eines Tages zu ihm und sagte: „Vater ich will ausziehen und den goldnen Vogel suchen." Der König war froh, gab ihm das beste Pferd und ließ ihn ziehen; er kam bald in ein Gehölz und machte sich ein Feuer an. Da lief ein Fuchs herzu und jammerte:

„ach wie friere ich!"
„So mache dir Feuer und wärme dich!"

sprach der Königssohn und nahm sein Essen hervor. Der Fuchs rief wieder:

„ach wie hungert mich!"
„So suche dir was und sättige dich!"

sprach der Königssohn und der Fuchs lief fort. Der Königssohn stand auf, ging weiter, verzehrte all sein Reisegut, gerieth in schlechte Gesellschaft, verkaufte sein Roß, machte Schulden und verdingte sich als Knecht in ein Wirthshaus.

Nach einiger Zeit machte sich auch der zweite Königssohn auf den Weg, den goldnen Vogel zu suchen. Sein Vater gab

ihm auch ein stattliches Roß und sackte ihm wohl ein; es ging ihm aber gerade so, wie seinem ältern Bruder. Als er sich im Walde Feuer machte, kam der Fuchs auch und jammerte:

„ach wie friere ich; ach wie hungert mich!"

„So mache dir Feuer und wärme dich; so suche dir was und sättige dich!"

sagte der Königssohn. Dann zog er weiter, gerieth in schlechte Gesellschaft, brachte sich um sein Geld, verkaufte sein Roß, machte Schulden und mußte sich als Kellner in ein Wirthshaus verdingen.

Da kam auch der Jüngste vor den König und sprach: „Vater ich will ausziehen und den Vogel suchen!" „Wo denkst du hin; wenn deine Brüder nichts ausgerichtet haben, wirst du am wenigsten etwas ausrichten." Der Sohn ließ aber nicht nach zu bitten und so ließ ihn der König endlich ziehen; er gab ihm aber ein schlechtes Roß und nur wenig Geld, denn er dachte: „Das ist ja doch Alles verloren!" Der Knabe ritt fort; allein sein Pferd sank schon außerhalb der Stadt zusammen. Er ging jetzt zu Fuß, kam in den Wald und machte sich Feuer. Da erschien der Fuchs und rief:

„ach wie friere ich!"

„So komm' und wärme dich!"

Als der Junge sein Essen hervornahm, jammerte der Fuchs:

„ach wie hungert mich!"

„So komme her und sättige dich!"

sprach der Junge mitleidig. Der Fuchs kam zum Feuer, aß mit und schlief dann bis zum Morgen neben dem Jungen. Als dieser erwachte und fortgehen wollte, sagte der Fuchs: „deine Brüder haben sich meiner nicht erbarmt und so haben sie auch den goldnen Vogel nicht erwerben können; weil du aber gegen mich so mitleidig warst, will ich dir guten Rath geben und

beistehen. Gehe nur fort durch diesen Wald, der ist noch sieben Tage lang, dann kommst du auf eine große Wiese; am Ende der Wiese ist ein großes Schloß, dort gehe hinein und du wirst sehen, was du zu thun hast." Zuletzt gab er ihm noch eine silberne Flöte und sprach: „wenn du in der höchsten Noth bist und dir nicht helfen kannst, so blase darauf und ich will kommen und dir beistehen!" Damit lief der Fuchs fort in den Wald; der Knabe aber ging weiter des Weges. Nach sieben Tagen kam er auf die Wiese und sah das Schloß; er eilte nun dahin und ging getrost hinein; da war eine schöne Jungfrau, sie weinte, als sie ihn sah und sprach: „wie kommst du hieher, mein Herr ist ein sechshäuptiger Drache, er wird dich umbringen!" „Ich fürchte mich nicht und will mit ihm kämpfen!" Es hing aber ein großes Schwert an der Wand, das nahm er gleich und übte sich damit. Nur einmal kam der Drache und schnaubte Feuer; der Junge schwang rasch das Schwert und hieb ihm alle sechs Häupter auf einmal ab. Nun war die Jungfrau sehr froh, brachte gleich zu essen und wünschte, er solle bei ihr bleiben; er aber sagte: „das könne nicht geschehen, er müsse den goldnen Vogel suchen; ob sie nicht Bescheid wisse?" „Davon weiß ich nichts," sprach sie, „gehe aber nur zu jenem Schlosse hinüber; da wohnt meine jüngere Schwester, vielleicht kann die etwas sagen." Sie gab ihm noch einen kupfernen Apfel und sprach: „wenn du daran drehst, so fliege ich zu dir!" Als der junge Königssohn zum zweiten Schlosse kam, war hier wieder eine schöne Jungfrau und sie weinte, als sie den Jungen sah. „Wehe dir, mein Herr ist ein neunhäuptiger Drache, wenn er heimkehrt, wird er dich umbringen!" „Ich fürchte mich nicht und will mit ihm kämpfen!" Da nahm er das Schwert, das an der Wand hing, schwang es in der Luft und übte sich; nur einmal kam der Drache wie

ein Gewitter herbeigefahren und schnaubte Feuer. Der Junge hob sein Schwert und schlug ihm auf einmal alle neun Häupter ab. Die Jungfrau war sehr froh, brachte gleich Essen und wünschte, der junge Königssohn solle immer bei ihr bleiben. Er aber sprach: „das geht nicht, ich muß den goldnen Vogel suchen, kannst du mir sagen, wo er zu finden?" „So gehe zu meiner jüngsten Schwester, die wohnt dort in jenem Schlosse, die wird dir dazu verhelfen!" Sie gab ihm aber eine silberne Birne und sprach: „wenn du sie drehst, so fliege ich zu dir!" Als der Junge in das dritte Schloß kam, war da eine wunderschöne Jungfrau; sie weinte, wie sie ihn sah und sprach: „wie kommst du hieher, mein Herr ist ein zwölfhäuptiger Drache, er wird dich umbringen, wann er heimkehrt." „Ich fürchte mich nicht," sprach der Junge, „zwei Drachen habe ich schon umgebracht, mit diesem werde ich wohl auch fertig werden." Er nahm das Schwert, das an der Wand hing, schwang es in der Luft und übte sich; nur einmal kam der Drache wie Donner und Sturm herein gefahren. Der Junge schwang das Schwert und schlug ihm elf Häupter auf einmal ab, bis er aber das zwölfte abschlug, waren die elf andern wieder gewachsen und bis er die elf zum zweitenmale abhieb, hatte der Drache das zwölfte wieder. Erst als die Sonne unterging, gelang es ihm, die zwölf Häupter auf einmal abzuschlagen. Nun wer sich am meisten freute, war die Jungfrau; sie brachte gleich zu essen und wünschte, der junge Königssohn solle immer bei ihr bleiben. „Das will ich gerne thun, aber zuvor muß ich den goldnen Vogel haben und meinem Vater nach Hause führen; weißt du, wo der zu finden ist?" „Das weiß ich freilich wohl, alle Jahr kommt er einmal auf diesen Baum vor dem Fenster und singt, aber nur einmal, am Neujahrsmorgen, ehe die Sonne aufgeht; ich gebe dir ihn, denn er ist mein, warte nur bis er

kommt.“ Das ließ sich der Königssohn gerne gefallen; aber die Jungfrau hatte den Knaben so lieb, daß sie ihn nicht gerne von sich lassen wollte. Als daher der Neujahrsmorgen da war, stopfte sie ihm die Ohren zu und als der goldne Vogel kam und sang, hörte er nichts; die Sonne ging auf und der Vogel war fort. „Wo ist der Vogel? er kommt nicht,“ rief der Junge traurig, wie er erwachte. „Er war schon da und hat gesungen, siehe da das Wahrzeichen, die Perlen unter dem Baume; jetzt da du verschlafen hast, mußt du noch ein Jahr warten.“ Was sollte er thun, er mußte bleiben, aber er war gar nicht mehr fröhlich, wie zuvor. Als nun die Jungfrau sah, wie sehr er sich grämte, daß er nicht heimkehren konnte, so wollte sie ihn nicht länger zurückhalten. Am Neujahrsmorgen weckte sie selbst ihn auf. Der Vogel kam, setzte sich auf den Baum und sang und ringsum lag Alles voll Perlen. Darauf lockte sie den Vogel auf ihre Hand, sperrte ihn in einen goldnen Käfig und überreichte ihn dem Königssohn. Damit er aber schnell nach Hause komme, gab sie ihm ein Pferd, das hatte sechs Füße und darauf sollte Niemand reiten können, als er; zuletzt schenkte sie ihm noch eine goldne Pflaume und sprach: „wenn du sie drehst, so fliege ich zu dir.“

Er zog nun auf seinem Pferde, wie im Fluge heimwärts. Abends gelangte er zu einem Wirthshaus und da war gerade sein älterer Bruder Kellner und sah schlecht aus. Er erkannte ihn gleich und erzählte ihm, wie er den goldnen Vogel erworben habe und jetzt heimführe; und er solle auch mit ihm nach Hause gehen. „Das möchte ich gern,“ sprach sein Bruder, „aber ich bin viel schuldig.“ „Ich will für dich zahlen,“ sagte der Junge und kaufte ihm auch ein Pferd und sie ritten nun mit einander weiter und am nächsten Abend kehrten sie auch in ein Wirthshaus. Hier war der Aelteste der Brüder Stall-

knecht und empfing gerade eine Tracht Schläge, als sie einzogen. Da erkannten sie ihren Bruder und der Jüngste sprach: „komme mit uns nach Hause; ich führe den goldnen Vogel heim.“ „Das möchte ich gerne, aber mein Herr will, daß ich ihm drei Pferde, die ich ihm zu Grunde gerichtet habe, noch abdiene.“ „Lasse das auf mich; ich will sie bezahlen!“ sagte der Jüngste. Am andern Morgen bezahlte der Jüngste den Herrn seines Bruders aus, kaufte ihm auch ein Pferd und jetzt ritten sie drei zusammen fort. Als sie so ritten, sprach der Jüngste: „unser Vater hat auf euch so große Stücke gehalten und nun wird er doch sehen, daß ich den goldnen Vogel bringe!“ Da wurden jene zornig und beredeten sich untereinander, ihren Bruder zu tödten. Wie er in der Nacht schlief, stachen sie ihm die Augen aus, hieben ihm Arme und Füße ab und warfen ihn in einen tiefen Brunnen. Sie nahmen dann sein schönes Roß und den Käfig mit dem goldenen Vogel, eilten zu ihrem Vater, hielten einen großen Aufzug und sprachen: „siehe mit vieler Arbeit und Gefahr ist es uns gelungen, ihn zu bekommen!“ Da freute sich der Vater und ließ den Käfig gleich in die Kirche auf den Altar stellen. Aber der Vogel ließ die Flügel traurig hängen und sang nicht, und das schöne sechsfüßige Roß ließ Niemanden in seine Nähe und noch weniger auf seinen Rücken kommen.

Der Verstümmelte aber lag im Brunnen und wußte sich nicht zu helfen. Da kam ihm zufällig der kupferne Apfel, der aus seiner Tasche gefallen war, an den Mund und drehte sich. Gleich flog die älteste der geretteten Jungfrauen in einem kupfernen Mantel herbei und fragte, was er schaffe. „Sieh' mich an!“ sprach er. „Morgenthau ist gut für abgehauene Füße,“ rief sie und flog fort, brachte davon und bestrich ihn; gleich waren seine Füße frisch und gesund. Die Jungfrau war

wieder fort. Nun trat er auf die silberne Birne, die war auch aus seiner Tasche herausgefallen und drehte sich. Gleich flog die zweite gerettete Jungfrau in einem silbernen Mantel herzu und fragte, was es gebe. „Sieh' mich an!" sprach er. „Morgenthau ist gut für abgehauene Arme," flog fort, brachte davon, bestrich ihn und alsbald hatte er frische und gesunde Arme und Hände. Die Jungfrau war aber sogleich fort. Nun griff er in seine Tasche und nahm die goldne Pflaume hervor und drehte sie. Sogleich flog die Jüngste der erretteten Jungfrauen im goldnen Mantel herbei und fragte, was es gebe. „Du siehst es!" „Morgenthau ist gut für fehlende Augen," sprach sie und flog fort, brachte davon, bestrich die Augenhöhlen und gleich hatte er frische und gesunde Augen und sah die Jungfrau in ihrer vollen Schönheit vor sich. Ehe er sich aber bedachte, sie zu fassen, war sie fort. Nun sah er erst, wo er war. Wie sollte er aus dem tiefen Brunnen herauskommen? Da gewann er aus seiner Tasche die silberne Flöte, die ihm der Fuchs gegeben und blies darauf. Sogleich war der Fuchs da und fragte, was es gebe. „Du siehst es," sprach der Knabe; ich kann nicht hinaus!" Da sprang der Fuchs in den Brunnen und sagte: „fasse nur die Spitze von meinem Zagel!" Wie das geschehen war, sprang der Fuchs hinaus, zog ihn mit und sprach: „jetzt kannst du dir wieder selbst helfen!" und lief fort in den Wald.

Da wanderte der Junge zu Fuße fort und gelangte am Abend nach Hause. Sein Vater freute sich nicht sehr über seine Ankunft, weil er nichts brachte. Er aber erzählte nun Alles, was er erlebt, wie er den goldnen Vogel und das sechsfüßige Roß erworben, wie er seine Brüder ausgelöst habe und wie sie dann so untreu und sündlich an ihm gehandelt hätten, wie er endlich wieder errettet worden. Der alte König aber

wollte das nicht glauben. Da sagte der Junge: „ich will es beweisen. Das ist doch gewiß der rechte Erwerber, der das schöne Roß besteigen und darauf reiten kann und bei dessen Eintritt in die Kirche der goldne Vogel die Flügel hebt und singt." „Ja, das ist er gewiß," sprach der Alte. Nun versuchtens zuerst die beiden ältern Brüder. Das Roß aber ließ sie nicht in die Nähe kommen und der goldne Vogel hielt seine Flügel gesenkt und sang nicht, wie sie in die Kirche traten. Jetzt versuchte auch der Jüngste. Als das Roß ihn nur erblickte, wieherte es laut vor Freude und stand wie ein Lamm, bis er aufstieg; dann ritt er eine Zeit lang hin und her. Darauf stieg er ab und ging zur Kirche; kaum hatte er die Schwelle betreten; so hob der Vogel seine Flügel und sang auf einmal so wunderschön, daß dem König die Augen vor Freude und Leid übergingen.

Er fiel seinem Jüngsten um den Hals und sprach: „verzeihe mir, daß ich dich weniger, als deine Brüder geachtet habe; da nimm sie aber jetzt die Falschen und Boshaften und mache mit ihnen, was du willst." „So will ich mich gleich an ihnen rächen, daß sie mirs mit Freuden gedenken sollen!" Er nahm den kupfernen Apfel hervor und drehte ihn; sogleich flog die älteste der Jungfrauen herbei und hatte einen kupfernen Mantel an. Sie war aber sehr schön und die alte Königin, die Mutter des Jungen rief: „ei du mein Sohn, weißt gut zu wählen." Er aber faßte sie gleich bei der Hand, führte sie zu seinem ältesten Bruder und sprach: „das soll deine Frau sein, willst du?" Wer konnte froher sein, als der. Jetzt drehte er die silberne Birne und es kam die Jungfrau im silbernen Mantel herbeigepflogen und war noch schöner. „Nun nimm du jetzt die, denn es kann keine schönere geben," sagte seine Mutter wieder. Der Junge aber nahm sie bei der Hand,

führte sie zu seinem mittlern Bruder und fragte: „willst du sie zum Weibe?“ Er konnte nicht Nein sagen. Nun drehte er die goldne Pflaume. Da kam die jüngste Jungfrau herbeigeflogen; sie trug einen goldnen Mantel, der war geschmückt mit Karfunkelsteinen und Perlen vom goldnen Vogel, daß er glänzte und glitzerte, wie der Sternenhimmel. Die alte Königin verwunderte sich sehr über die große Schönheit und fing die Jungfrau in ihrer Schürze auf; ihr zartes Wesen sollte nur ja nicht an dem harten Boden sich anstoßen. „Du weißt freilich besser als ich, wie man wählen soll!“ sprach sie zu ihrem Jüngsten, „eine schönere kann es aber jetzt unter der Sonne nicht geben!“ Die nahm der Jüngste nun selbst zu seinem Weibe und sie lebten viele Jahre glücklich und zufrieden. Als aber nach langen Jahren die schöne Königin starb, verschwand auch das sechsfüßige Roß und der goldne Vogel aus der Kirche und seitdem hat beide Niemand mehr gesehen.

---

8. Das Hirsekorn.

Es war einmal ein armer, armer Junge, der hatte von seiner Mutter, als sie starb, ein klein winziges Hirsekorn geerbt und das war all' sein Reichthum. Da er nun weder Vater noch Mutter zu verlassen hatte; so meinte er, die Welt sei groß und schön, er wolle sich ein wenig darin umschauen. Also nahm er sein Hirsekorn und wanderte fort. Nicht lange, so begegnete er einem alten Manne mit breitem Hut und einem grauen Mantel, der sah so freundlich aus. „Gott grüß euch alter Großvater!“ sprach der Junge. „Schönen Dank!“ erwiderte der Mann, „wo gehst du denn hin?“ „Auf Reisen!“

sprach der Junge „und ich trage all' mein Gut mit mir, das ist ein Hirsekorn, wird es mir nicht gestohlen werden?“ Da jammerte es den Mann des armen Knaben und er sprach: „besorge nichts mein Kind; du wirst es zwar verlieren, aber dadurch gewinnen!“ Abends kehrte der Junge in einem Dorfe ein, klopfte bei einem Bauern an und bat um Herberge. Als er schlafen ging, legte er sein Hirsekorn auf's Fenster und sprach zum Wirthen: „das ist all' mein Reichthum, wird er mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig mein Sohn, es soll dir in meinem Hause kein Schaden geschehen!“ Am Morgen, als die Sonne in's Fenster schien, glänzte das Hirsekorn und der Haushahn, der im Hofe herumstieg und Körner suchte, sah es, flog hin und pickte es auf. Eben war der Knabe erwacht und erblickte den Hahn auf dem Fenster, wie er sein Hirsekorn verschluckte. Da fing er an zu weinen und zu klagen. Der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Der Hahn ist dein,
Hat er gefressen das Hirselein.“

Nun war der Knabe froh, nahm den Hahn und wanderte weiter. Abends kam er wieder in einem andern Dorfe zu einem Bauern und bat um Herberge; er sprach: „der Hahn ist all' mein Reichthum, wird er mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig mein Sohn,“ sprach der Wirth, „auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen.“ Früh Morgens aber ging der Hahn im Hofe herum und suchte sich Körner und wie er einige gefunden hatte, sah dieses das Schwein des Bauern, packte den Hahn und erbiß ihn, die Köner aber fraß es selbst, Als der Knabe am Morgen nach seinem Hahn sah; so lag er todt und er fing nun an zu jammern und zu klagen: „o weh mir, das Schwein hat meinen Hahn erbissen!“ Da tröstete ihn der Bauer und sprach:

„Nimm hin das Schwein,
Es sei nun dein,
Hats den Hahn dir erbissen!“

Da band der Wirth ihm ein Seil an den Fuß und der Junge zog weiter. Abends gelangte er wieder in ein Dorf und sprach abermals bei einem Bauern an, und da nahm man ihn freundlich auf. Er sagte aber zum Wirthen: „mein ganzer Reichthum ist dies Schwein, wird es mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig mein Sohn, auf meinem Hof darf dir kein Schade geschehen.“ Als aber am Morgen eine muthige Kuh des Bauern das fremde Schwein im Hof sah, lief sie auf dasselbe los und erstieß es mit ihren Hörnern. Der Knabe erwachte bald, ging hinaus und sah sein Unglück; da fing er an zu jammern; doch der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Die Kuh ist dein,
Hat sie das Schwein
Dir erstoßen!“

band ihr ein Seil um den Hals und übergab sie dem Knaben; der wanderte jetzt fröhlich weiter und gelangte Abends auf einen Edelhof und bat um Herberge; die wurde ihm auch gerne gewährt. Der Knabe aber sprach ganz unterthänig zum Herrn des Hofes, als er schlafen ging: „all' mein Reichthm ist diese Kuh, wird sie mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, armer Junge, auf meinem Hofe soll dir kein Schade geschehen!“ Als am Morgen die Pferde zur Tränke geführt wurden, sprang ein muthwilliger Hengst im Hof herum. So wie er die fremde Kuh erblickte, lief er auf sie zu und schlug sie todt. Da fing der Junge an zu klagen und zu jammern, als er seine Kuh todt sah; der Edelmann aber tröstete ihn und sprach:

„Nimm den Hengst für die Kuh
Und den Zaum dazu!“

Da setzte sich der Junge auf das stattliche Roß und ritt fort in die weite, weite Welt und verrichtete viele Heldenthaten; zuletzt ist er noch auf den Glasberg geritten, hat die Königstochter erlöst und ist König geworden. Seht ihrs, was aus einem armen Jungen werden kann, wenn ers Glück hat!

---

9. Die Hälfte von Allem.

Ein Kaufmann hatte drei Söhne; als diese groß waren, sprach der Vater: „jetzt will ich sehen, wie ihr zum Geschäfte euch anstellt; hier hat jeder hundert Gulden, ziehet in die große Stadt und kaufet ein!“ Die beiden ältern Brüder zogen mit einander voraus, den Jüngsten ließzen sie allein und wollten nichts mit ihm zu thun haben; denn sie meinten, er sei ein Dummling und sie müßten sich seiner nur schämen. In der Stadt kaufte jeder der beiden so viele Waaren, als man für hundert Gulden nur immer kaufen konnte und wie sie heim kamen, lobte sie der Vater und war mit ihnen zufrieden. Als aber der Jüngste zur Stadt zog, sah er am Wege einen todten Menschen liegen, von dem fraßen die Vögel. Da jammerte es ihn und er lief gleich zum nächsten Städtchen und fragte, warum man den Menschen am Wege liegen lasse? Es sei Niemand, sprachen die Leute, der für die Beerdigung zahlen wolle. „Ich will zahlen!“ sagte der Dummling und ließ den Todten gleich ehrlich begraben und das kostete fünfzig Gulden. Froh eilte er jetzt weiter, kam in die große Stadt und kaufte für die andern fünfzig Gulden auch Waaren.

Als er daheim ankam, erzählte er seinem Vater, was er gethan habe; allein dieser war zornig und rief: „du bist ein schlechter Kaufmann, wenn du mir's noch einmal so machst,

so jage ich dich fort!" Nach einiger Zeit schickte der Vater die drei Söhne wieder aus und gab Jedem zweihundert Gulden und sprach: „ich will sehen, wer am besten kauft!" Die beiden ältern Brüder waren wieder schnell in der Stadt und eifrig am Geschäft und kauften so billig, daß ihr Vater mit ihnen ganz zufrieden war. Als der Jüngste in die Stadt kam und durch die Straßen ging, sah er an dem Gitter eines Kerkerfensters ein wunderschönes Mädchen; er blieb stehen und fragte das Mädchen, wie es dahin gekommen sei. Da erzählte es weinend: man habe in der Stadt hundert Gulden gestohlen; man halte es nun für die Diebin; es sei aber nicht wahr; nur dürfe es nicht sagen, warum und wie. Der Junge erbarmte sich ihrer, ging hin vors Gericht und sprach: „das Mädchen ist unschuldig, gebt es frei; hier sind aber hundert Gulden, bis man den rechten Dieb findet." Da ließ man das Mädchen frei und es war gerade die Königstochter. Sie ging nämlich jeden Tag verkleidet in die Häuser der Armen, that im Stillen Gutes und sie war jetzt eben auf der Straße, als man die Spur des Diebes verfolgte. Sie fiel den Häschern, die sie nicht kannten, in die Hände und diese schleppten sie sofort ins Gefängniß. Als sie nun frei war, gab sie dem Jungen einen goldnen Ring und sprach: „daran will ich dich erkennen!" eilte dann in die Königsburg und freute sich, daß man sie hier noch nicht vermißt hatte.

Der Junge kaufte für die andern hundert Gulden Waare und zog fröhlich, wie es nach einem guten Werke zu geschehen pflegt, nach Hause und erzählte seinem Vater, wie er das arme Mädchen aus dem Gefängniß befreit habe. „Aus dir wird nichts!" rief sein Vater zornig, „packe dich fort aus meinen Augen, daß ich dich nie mehr sehe!" Der arme Junge mußte fort; sein Vater gab ihm noch einige Gulden, damit solle er

sich durch die Welt helfen und Niemandem sagen, wessen Sohn er sei. Lange wanderte er herum, aber kein Haus wollte ihn aufnehmen. Wie er nun einmal in trüben Gedanken an der Straße saß, kam ein alter Mann*) in einem grauen Mantel zu ihm und fragte: „warum bist du so traurig?" Da erzählte ihm der Junge sein Schicksal. Der Alte tröstete ihn und sprach: „wenn du mir versprichst, nach sieben Jahren die Hälfte zu geben von Allem, was du hast, so will ich dir ein großes Glück verschaffen." „Das verspreche ich von Herzen gerne!" erwiederte der Junge. „So eile in die Hauptstadt, denn die Königstochter wartet auf dich!" Damit entfernte sich der Alte und der Junge zog schnell nach der Stadt.

Der König hatte gewünscht, daß seine Tochter heirathe; er liebte sie aber so sehr, daß er sagte: „ich will ihr nicht zuwider sein, ihr Herz soll frei wählen und träfe es den Aermsten im Reich, so wird es mich freuen!" Schon viele Grafen und Ritter, ja auch Fürsten und Könige hatten um ihre Gunst geworben, allein vergebens. Da erschien auch der Junge und kaum hatte die Königstochter den Ring an seinem Finger erblickt, so rief sie freudig: „das ist der rechte!" faßte seine Hand, führte ihn zum König und sprach: „Vater segne uns!" Wer war froher als dieser, wie er sein Kind so überaus selig und seinen Wunsch erfüllt sah. Da wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und der Junge ward nach dem Tode seines Schwiegervaters König und lebte in Friede und Freude.

Nach sieben Jahren erschien aber nur einmal der alte Mann und verlangte nach dem Versprechen die Hälfte von Allem, was er habe. Der Junge war gleich bereit und theilte

---

*) In einigen Erzählungen wird hier statt des alten Mannes merkwürdig eine alte Steingeis genannt.

Alles rechtschaffen genau auf zwei Hälften und gab ihm die eine. Nun wollte der Alte auch von den Kindern den gebührenden Theil. Mit schwerem Herzen gab der Junge ihm eins, denn er hatte zwei; zuletzt aber blieb noch die Frau und der alte Mann verlangte auch von der die Hälfte. „Wie ist das möglich?" rief der Junge bestürzt. „Die mußt du zerschneiden!" sagte der Alte. Da entsetzte sich der Junge und sprach nach kurzem Bedenken: „die habe ich viel zu lieb, als daß ich ihr ein Leid zufügen oder auch nur ein Haar krümmen könnte; aber was ich versprochen habe, will ich getreu halten; so nimm sie ganz." „Behalte Alles!" rief der Alte, „ich habe dich treu erfunden!" und verschwand vor den Augen des Königs.

---

10. Das Zauberroß.

Der Vater war gestorben und hatte seinem Jungen nichts hinterlassen, als ein Schwert; damit zog er fort und wollte dienen gehen. Nur einmal begegnete ihm ein alter Mann, der war auf einem Auge blind und sah auch mit dem andern nicht recht, der fragte ihn: „wo gehst du hin, Junge?" „Dienen!" sprach der Junge. „Ich brauche gerade so einen; willst du meine Schafe weiden?" Es war dem Jungen recht und der Alte nahm ihn mit sich. Als er ihm die Heerde übergeben, sprach er: „hüte dich nur in jenen Wald zu gehen, denn keiner meiner Knechte ist lebendig herausgekommen." Der Junge hielt sich einige Zeit daran; aber bald dachte er bei sich: „du mußt doch einmal sehen, was dort ist; was könnte dir schaden, du hast ja dein gutes Schwert!" Kaum hatte er den Wald betreten und die große Herrlichkeit darin angesehen, so kam ein dreihäuptiger Drache auf ihn und schrie: „Menschenkind,

wie kommst du herein, kein Vöglein wagt es meinen Wald zu verunreinigen, willst du ihn mit deinen Schafen verätzen? Du mußt mit mir schlagen oder ringen, was willst du lieber?" „Ringen!" sprach der Junge. Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis zu den Knien in den Erdboden. Der Junge faßte darauf sein Schwert und hieb dem Drachen die drei Häupter ab und trug sie nach Hause und hing sie auf die Zaunpfähle. „Was hast du da?" fragte der Alte; denn er konnte es nicht sehen. „Drei Häupter von einem Bock, den ich im Walde erschlagen!" „Du Junge, das mag dir schlecht frommen; gehe nicht mehr in den Wald!" Aber am andern Tag trieb die Lust den Knaben noch tiefer hinein; da war es noch stiller und herrlicher; nur einmal kam ein sechshäuptiger Drache: „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn mit deinen Schafen verunreinigt und mir meinen Bruder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Ringen!" Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis an den Nabel in den Erdboden. Der Junge ergriff sein Schwert und hieb dem Drachen alle Häupter ab und trug sie nach Hause und steckte sie auf Zaunpfähle. „Was hast du da?" fragte der Alte. „Sechs Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Tags darauf hatte der Knabe noch viel größere Lust und ging tiefer in den Wald und es war da noch stiller und herrlicher. Nur einmal kam ein neunhäuptiger Drache: „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Ringen!" Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis unter die Achseln in den Erdboden. Der Knabe konnte sein Schwert noch schwingen und

hieb dem Drachen alle Häupter ab, trug sie nach Hause und steckte sie zu den andern auf die Zaunpfähle. „Was hast du da wieder?" fragte der Alte. „Neun Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Aber am folgenden Tag drang der Junge noch tiefer hinein und es war da noch viel stiller und herrlicher. Nur einmal kam ein zwölfhäuptiger Drache herangefahren: „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Schlagen!" sprach der Junge; denn er fürchtete der Drache werde ihn bis über den Kopf in den Erdboden stoßen und dann könne er sein Schwert nicht brauchen. Da schlug der Drache ihn mit seinem Schweif, daß er zwölf Klaftern weit fortflog. Jetzt kam aber der Junge mit seinem Schwert herbeigelaufen und hieb dem Drachen elf Häupter auf einmal ab; bis er das zwölfte abschlug, waren die elf andern wieder gewachsen und wenn er die elf abschlug, wuchs das zwölfte wieder. So ging es bis gegen Abend. Als aber die Sonne unterging, verlor der Drache alle Kraft und die des Knaben wuchs und so schlug er die zwölf Häupter auf einmal ab. Als er nach Hause kam, steckte er sie zu den andern auf die Zaunpfähle und alle Pfähle um den Hof waren jetzt besetzt. Da fragte der Alte: „was hast du da?" „Zwölf Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" „Das wird dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Allein jetzt war die Lust und Begierde des Knaben gerade auf das Höchste gestiegen; „was wird noch da sein!" dachte er und ging am folgenden Tage noch tiefer hinein. Da war es viel stiller und schöner. Nur einmal sah er in der Ferne ein Häuschen und davor stand eine steinalte Frau, das war die

Buschmutter. Er ging zu ihr und grüßte sie freundlich. „Komm herein!“ sprach die Alte. Da führte sie ihn in ein Zimmer, darin lag ein Todter. „Das ist mein jüngster Sohn, den du mir zuerst erschlagen hast!“ Dann kamen sie in ein anderes Zimmer: „hier liegt sein älterer Bruder, den du zum zweitenmal erschlugst!“ Sie gingen in das folgende Zimmer: „hier liegt dessen älterer Bruder, den du zum drittenmal erschlugst!“ Sie kamen in ein anders: „hier liegt mein ältester Sohn, den du zuletzt erschlugst!“ Sie öffnete eine andere Thüre und rief: „und dahin kommst du!“ da wollte sie ihn packen, aber der Knabe erhob sein Schwert und schlug sie gleich zu Boden; doch konnte er sie, wie sehr er auch schlug, nicht verwunden und die Alte verlachte und verhöhnte ihn. Wie aber seine rechte Hand ermüdet war, nahm er das Schwert in die Linke: „o weh! o weh!“ schrie sogleich die Alte, „haue nicht; ich will dir was Heilsames sagen!“ „So sprichst du gleich!“ rief der Junge und hielt das Schwert gezückt über ihr. Die alte Hexe zitterte und sprach: „hinter diesem Hause, steht ein Baum, unter dessen Wurzel ist ein mächtiger Stein und darauf liegt eine Kröte; nimm diese und bestreiche damit dreimal dem Alten die Augen und schleudere sie ihm zuletzt wider die Stirne, daß sie zerplatzt; so wird er wieder sehen!“ „Ist das Alles?“ sprach der Junge. „Ja!“ sprach die Hexe. Kaum hatte sies gesagt, so ließ er das Schwert auf sie niederfahren und ihr Kopf lag gleich auf dem Boden. Nun grub er unter dem Baum bis auf den mächtigen Stein, fand die Kröte, nahm sie und eilte nach Hause, bestrich dem Alten dreimal die Augen und schleuderte sie ihm dann an die Stirne, daß sie in tausend Stücke zerschmettert wurde, und alsbald waren seine Augen heil und er sah wie die Sonne. Aus der zerschmetterten Kröte war aber auch eine kleine Gestalt hervorgesprungen; diese

rief: „ich danke dir, daß du mich erlöst hast; die alte Hexe hat nicht Alles gesagt, ich mußte, in die garstige Kröte verschlossen, auf dem Schatz der Drachenbrüder liegen und ihn bewachen!" Damit schlüpfte sie in eine Bergspalte. Nun sah der Junge gleich nach und fand richtig unter dem mächtigen Stein den unermeßlichen Schatz. „Lasse den Schatz da," sprach der Alte, „den kannst du jederzeit heben; allein ich gebe dir eine köstlichere Gabe dafür, daß du mir das Licht der Augen zurückgegeben, das mir die alte Hexe genommen hatte! Nimm das Roß aus meinem Stall, damit reite in die Welt, denn du bist noch jung." Das Roß aber war kein gewöhnliches; es hatte acht Füße und war wunderschön, aber das Beste an ihm war, daß es sprechen konnte und große Weisheit besaß. Der Junge war sehr froh, setzte sich gleich auf und ritt in die Welt. Wie er ein Stück geritten war, sah er auf der Erde eine kupferne Feder liegen. „Die mußt du aufheben!" sprach das Roß; der Junge that es; ein wenig weiter lag eine silberne Feder und noch ein wenig weiter eine goldene. Auch diese hob er auf, wie ihn das Roß geheißen hatte. Nun gelangte er bald in die große Stadt, wo der König wohnte; er ging an den Hof und fragte, ob man keinen Knecht brauche, er wolle gerne dienen mit seinem Roß. Der König nahm ihn an. Nach einiger Zeit machte man eine große Jagd; da erjagte der Junge eine Menge Wild, denn mit seinem Roß konnte er Alles ereilen. Das gefiel nun dem König so sehr, daß er den Jungen lieb gewann vor den andern Knechten; diese aber überkam der Neid und sie dachten darauf, wie sie ihren Kameraden verderben könnten. Der Junge hatte dem König die kupferne, silberne und goldene Feder geschenkt. Da gingen eines Tages die andern Knechte zu ihrem Herrn und sagten: „der Jungknecht hat sich gerühmt: ja es wäre ihm ein Leichtes, auch die drei Vögel zu

bekommen, von denen die Federn wären." Den König überkam sogleich die Lust und Begierde, die Vögel zu besitzen; er ließ den Jungen rufen und sagte: „wenn du mir in drei Tagen die Vögel nicht zur Stelle schaffst, so ist es aus mit deinem Leben!" Da war der Junge traurig und wußte sich nicht zu helfen. Wie er in den Stall trat, fragte ihn sein Roß: „warum bist du so traurig?" Da erzählte es der Junge. „Gehe zum König," sprach das Roß, „und verlange von ihm einen kupfernen, silbernen und goldnen Vogelkorb." Als er die drei Käfige hatte, sprach das Roß weiter: „jetzt sitze auf mich und reite ins Feld," und wie sie dort angelangt waren, sprach es wieder: „nun rufe einmal nach allen vier Weltgegenden: „Vögel her!" Kaum war das geschehen; so kamen eine Menge Vögel von allen Seiten herbei und auch der Vogelkönig erschien und fragte dem Jungen, was er befehle. „Kannst du mir nicht sagen, wo die drei Vögel zu finden, von denen diese Federn sind." „Die gehören nicht meinem Reiche an!" sprach der Vogelkönig, „gleich will ich aber bei meinem Volke fragen, ob Niemand Bescheid weiß." Aber kein Vogel konnte Auskunft geben. „Fehlt Niemand?" fragte der König. Als man jetzt nachzählte, so fehlten drei Vögel, die kamen eben herbeigeflogen und waren sehr müde. „Wir hörten wohl den Ruf, aber wir konnten nicht so leicht kommen; denn wir waren am Weltende!" sprachen sie und erzählten nun von den Wunderdingen, die sie gesehen, der eine vom kupfernen Drachen und kupfernen Vogel, der andere vom silbernen Drachen und silbernen Vogel und der dritte vom goldnen Drachen und vom goldnen Vogel, wie die Drachen sich gesonnt und wie die drei Vögel sie in den Schlummer gesungen hätten. Das war dem Jungen sehr angenehm zu hören und der Vogelkönig befahl, daß die drei ihm den Weg zeigen sollten. Auf seinem schnellen Roß war

er bald an Ort und Stelle und mit seinem Schwert erschlug er die Drachen alsbald und der kupferne und silberne und goldne Vogel ließen sich leicht fangen. Der König freute sich sehr, als der Junge ihm nur einmal die Vögel brachte und von da an liebte er ihn noch viel mehr; aber die andern Knechte wurden um so neidischer und falscher und suchten immer, wie sie ihn verderben könnten. Da sprachen sie eines Tages wieder zum König: „der Jungknecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, die schöne Meerjungfrau seinem Herrn zu verschaffen.“ Den König ergriff sogleich ein unendliches Verlangen, das schöne Weib zu besitzen; er ließ den Knaben vor sich kommen und sprach: „wenn du in drei Tagen mir nicht die schöne Meerjungfrau bringst, so hat dein Leben ein Ende; bringst du sie aber, so sollst du mein halbes Königreich und meine Schwester zum Weibe bekommen!“ Der Junge freute sich über das Letzte, wie er aber an das Erste, an den schweren Auftrag dachte, ward er sehr betrübt. Da fragte ihn wieder sein Roß, warum er so traurig sei. Er erzählte ihms. „Gehe hin zum König und verlange von ihm ein ganz weißes Brod und eine Flasche vom besten Wein.“ Als der Junge das Brot und den Wein brachte, sprach das Roß wieder: „nun setze dich auf mich und reite zum Meere!“ Als sie da anlangten, sagte es weiter: „jetzt lege Brot und Wein ans Ufer, sobald das Meer dann anfängt zu steigen, wird die Meeresjungfrau kommen und vom Brot essen und vom Wein trinken. Sobald das geschehen, rufe gleich aus dem Versteck: „gesehen, gefangen!“ aber ja nicht eher, als bis sie gegessen und getrunken, denn es wäre dann umsonst und sie verschwände schnell in der Flut, aber ja früher als bis ihr Fuß wieder die Welle genetzt hat. Dann ist sie gebannt und muß uns zu Hofe nachfolgen.“ Also that der Knabe, wie ihn das weise Roß gelehrt hatte.

Die Jungfrau kam langsam, sah zuerst genau um sich, horchte, endlich trat sie aus dem Wasser ans Ufer, nahm von dem Brot und trank von dem Wein und schon wollte sie zurück: nun erscholl der Ruf, „gesehen, gefangen!" Da stand sie bleich und festgebannt und der Junge mit dem Roß sprang schnell hervor, grüßte sie schön und bat sie zu folgen, denn sie solle die Gemahlin seines Königs werden. Die Jungfrau folgte, weil sie mußte, aber sie trug mit sich großen Zorn. Als der König sie sah, grüßte er sie fein und freute sich sehr und hätte gerne bald Hochzeit gehalten: allein die Meerjungfrau blickte finster und sprach: „zuerst mußt du mir noch meinen Fohlenhengst und mein Gestütte hierher schaffen." Da ging der König wieder zum Knaben und sagte: „hast du mir die Meerjungfrau gebracht, so mußt du mir auch ihren Fohlenhengst und ihr Gestütte hierher führen, sonst hat dein Leben ein Ende; ist das aber vollbracht, so will ich nichts mehr von dir verlangen und dann sollst du den versprochenen Lohn haben!" Der Knabe ward wieder ganz betrübt und wie er so in den Stall kam, fragte ihn wieder sein Roß, was ihm fehle. Er erzählte ihm von dem neuen Auftrag. „Gehe zum König und verlange von ihm zwölf Büffelhäute und zwölf Pfund Harz, dann klebe diese zusammen und überziehe mich damit." Als das geschehen war, sprach das Roß weiter: „jetzt sitze auf mich und ziehe ans Meer!" Als sie da angekommen waren, sprach das Roß wieder: „jetzt nimm meinen Halter und verkriече dich; dann will ich den Hengst herbeilocken und mit ihm kämpfen; wenn du siehst, daß er zur Erde fällt, so komme und lege ihm den Halter an." Kaum hatte sich der Junge versteckt, so stampfte das Roß und wieherte. Nur einmal kam der Fohlenhengst herbeigerannt und schnaubte Feuer und Flammen; da fing der Kampf an; er durchbiß ein Büffelfell

nach dem andern, als er aber das zwölfte durchbissen hatte, sank er vor Ermattung nieder; jetzt lief der Junge hinzu und legte ihm den Halter an. „Nun schnell auf und davon!“ flüsterte ihm sein Roß zu. Der Junge schwang sich auf und der Fohlenhengst mußte aufstehen und nachfolgen. Da stampfte er einmal gewaltig und wieherte so laut, daß es dem Jungen durch Mark und Bein ging. Nach einiger Zeit sprach das Roß: „sieh zurück, merkst du nichts?“ „Ich sehe eine Wolke aufsteigen.“ „Das ist das Gestütt, wenn das uns erreicht, so sind wir verloren, denn wir werden von ihm zertreten!“ Da stampfte der Fohlenhengst noch einmal und wieherte. „Siehe zurück!“ sprach das Roß. „Ich sehe schon die vielen Pferdehäupter.“ Da rannten sie aus allen Kräften und als sie durchs Schloßthor zogen, so stampfte der Fohlenhengst zum drittenmal und wieherte. Alsbald waren auch die Stuten da und kamen in den Schloßhof. Der Junge aber hatte sein Roß schnell in den Stall gebunden und hatte dem König die Nachricht gebracht, der Auftrag sei vollführt; der freute sich sehr; die Meerjungfrau jedoch sah noch viel wilder und entsetzlicher aus, als früher. „Bis du nicht alle Stuten gemolken und in der siedenden Milch dich gebadet hast, werde ich dein Weib nicht!“ Da kam der König wieder zum Knaben und sprach: „melke die Stuten sogleich in einen großen Kessel und wenn du es nicht thust, so ist dein Leben am Ende.“ „O König,“ sprach der Junge, „hältst du so dein Versprechen?“ er ward traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. „Was gibt es denn wieder?“ fragte dieses. Er sagte ihm vom neuen Auftrag. „Führe mich in den Hof, so wirst du gleich melken können!“ Kaum war das geschehen, blies das Roß aus seinem linken Nasenflügel solche Kälte heraus, daß die Füße der Stuten an die Erde anfroren; so molk der Knabe leicht, denn die Stuten

standen ruhig wie Lämmer. Als der Kessel voll war, machte man Feuer darunter und als die Milch siedete, zitterte der König, denn er merkte, es könne sein Leben kosten. Da rief die Meerjungfrau: „der Knecht soll zuerst baden, der mich und meinen Fohlenhengst und mein Gestütt hierher gebracht hat!“ denn sie haßte ihn deßhalb und wollte ihn zuerst verderben. „Ja“ rief der König, „nur schnell, steige hinein.“ Der Junge dachte: „nun ist es aus mit dir!“ und war ganz niedergeschlagen; „lasse mich nur einmal noch mein Roß sehen!“ Das wurde ihm gestattet. Als er hinkam, sagte ihm das Roß: „führe mich nur zum Rande des Kessels und fürchte dich dann nicht. Also that der Knabe und so wie er in den Kessel stieg, blies das Roß auf einmal so viel Kälte hinein, daß die Milch lauwarm wurde; es dünkte ihn sehr gut und er rief: „wie thut das so wohl!“ Als der König sah, daß sein Knecht unversehrt blieb, bekam er Muth und sprach: „heraus mit dir, daß ich jetzt einsteige.“ Kaum war der Junge heraus, so war auch der König schon drinnen und das Bad schien ihm angenehm. Aber nun blies das Roß aus dem rechten Nasenflügel auf einmal so viel Glut in den Kessel, daß die Milch gleich hoch aufsiedete und der König verbrannte.

Da lächelte die Meerjungfrau und dachte, der Junge werde nun ihr Gemahl werden, doch er ging hin und nahm die Schwester des Königs; die stolze Meerjungfrau aber, die ihn hatte verderben wollen, machte er zu ihrer Dienstmagd. Als er nun Herr und König war, sagte das Roß zum Jungen: „noch einen Dienst kann ich dir thun, setze dich auf mich und nimm den Fohlenhengst und alle Stuten und bringe dir den Schatz her.“ Da zog der Knabe hin und brachte den unermeßlichen Schatz, der unter dem Baum lag. Als das geschehen war, sprach das Roß: „von nun an bedarfst du meiner nicht,“

und verschwand vor den Augen des Jungen. Wahrscheinlich zog es wieder zu jenem alten Mann, seinem Herrn; die Meerjungfrau aber, ihren Fohlenhengst und ihre Stuten behielt der neue König immerfort in seinem Dienst und war reich und mächtig, glücklich und zufrieden.

---

11. Goldhaar.

Es war einmal ein armer, armer Mann, der hatte einen Knaben und wußte nicht, wie er ihn länger erhalten sollte; er führte ihn eines Tages in einen dichten Wald und als er mit dem Jungen das letzte Stückchen Brot gegessen hatte, schlief dieser ein. Da stand der Vater auf und ging nach Hause, denn er dachte, wenn der Kleine erwacht, wird er sich verirren und nicht nach Hause finden; und so geschah es auch. Als der Knabe die Augen aufschlug und sah, daß sein Vater fort war, machte er sich auf und wollte nach Hause, aber er gerieth nur immer tiefer in den Wald und es wurde schon Abend; er ging und lief voll Angst hin und her; endlich sah er ein kleines Häuschen; hier wollte er Nachtherberge nehmen. Als er eintrat, saß an dem Tisch ein alter blinder Mann und aß Hühnersuppe. Der Knabe war so hungrig, daß er zum Tisch ging, einen Löffel nahm und mitaß. Der blinde Mann aber merkte es und fragte: „wer ißt von meiner Hühnersuppe?“ „Ich bins, lieber Großvater,“ rief der Knabe, „denn ich habe gar großen Hunger!“ Da freute sich der Alte und sprach: „ich habe lange auf dich gewartet, du sollst es gut haben bei mir!“ Nach dem Essen machte er ihm ein weiches Bettchen und der Knabe schlief so gut, als wäre er im Himmel. Am folgenden Morgen, als er aufgestanden war, sagte der Alte: „nun sollst

du meine Geis hüten!“ Dazu war der Knabe willig und bereit und als er Abends nach Hause kam, aß er mit dem blinden Großvater wieder Hühnersuppe und die schmeckte sehr gut. Nun hütete er zwölf Jahre lang, einen Tag wie den andern die Geis und der Alte war mit dem Jungen wohl zufrieden. Da gab er ihm eines Tages ein Schwert und sprach: „damit kannst du Alles erhauen!“ Als er die Geis wieder auf die Weide trieb und sehr weit ziehen mußte; denn sie hatten ringsherum Alles abgefressen; kam er in einen Wald, wo die Bäume und Blätter von blinkendem Kupfer waren. Indem er darüber staunte, fuhr der Kupferdrachen herbei und rief: „heda, du Menschenkind, willst du mit deinen Geis meinen Wald verätzen?“ und wollte ihn gleich verschlingen; aber der Knabe nahm sein Schwert und hieb dem Drachen alle Häupter herunter. Darauf ging er in das Schloß und da war Alles von Kupfer, aber nichts Lebendes zu sehen und zu hören; an der Wand hing ein kupferner Zaum, den nahm er mit sich. Abends trieb er die Geis heim und sie gaben viel mehr Milch als vorher. Er erzählte darauf dem Alten, wie er den Drachen erschlagen und sich einen kupfernen Zaum aus dessen Schlosse gebracht habe. „Und das ist das beste aus dem Schlosse,“ sprach der Alte, „denn wenn du den Zaum schüttelst; so erscheint gleich ein Heer Soldaten in kupferner Rüstung so groß, als du es wünschest!“ Am andern Tag trieb er seine Geis noch weiter und er kam in einen Wald, da waren die Bäume und Blätter aus blankem Silber und das glänzte und glitzerte sehr. Indem er da stand und sich verwunderte, kam der Silberdrache herbei und rief: „heda, du Menschenkind, willst du mit deinen Geis meinen Wald verätzen?“ und wollte ihn sogleich verschlingen; aber der Knabe schwang sein Schwert und hieb ihm alle Häupter ab. Nun ging er in das Schloß und darin war Alles

von blankem Silber; aber keine lebendige Seele war drinnen; an der Wand hing ein silberner Zaum, den nahm er mit. Als er am Abend die Geis heimtrieb, gaben sie dreimal so viel Milch, als am vorigen Abend und er erzählte dem Alten wieder, wie er den Silberdrachen erschlagen und sich den silbernen Zaum mitgebracht habe. „Und das ist das beste aus dem Schlosse," sprach der Alte, „denn wenn du den Zaum schüttelst; so erscheint gleich ein Heer Soldaten in silberner Rüstung so groß, als du es wünschest." Am dritten Tage trieb er die Geis noch weiter und gelangte in einen Wald, wo die Bäume und Blätter von purem Gold waren. Das war eine Herrlichkeit! Wie das glitzerte und glänzte! Indem er das Alles so ansah, kam nur einmal der Golddrache und rief: „heda, du Menschenkind, willst du mit deinen Geis meinen Wald verätzen?" und wollte ihn verschlingen, aber der Knabe schwang sein Schwert und schlug dem Drachen auf einmal alle Häupter ab. Dann ging er in das Schloß und da war Alles von purem Gold und ach so schön, so schön! aber nichts Lebendiges sah und hörte man; an der Wand hing ein goldener Zaum, den nahm er mit. Als er die Geis am Abend heimtrieb und melkte; so gaben sie neunmal so viel Milch, als am vorigen Abend. Nun erzählte er dem Alten, wie er den Golddrachen getödtet und den goldnen Zaum aus dem Schlosse sich mitgebracht habe. „Und das ist das beste!" sprach der Alte, „denn wenn du den Zaum schüttelst; so erscheint gleich ein ganzes Heer Soldaten in goldner Rüstung." Am folgenden Tage sprach der Alte: „gib mir zurück das Schwert; es hat jetzt seinen Dienst gethan und seine Kraft bewährt; mit den drei Zäumen kannst du jetzt ausziehen und die Jüngste und Schönste von den Königstöchtern dir erwerben!" Das war dem Knaben ganz recht und er schickte sich zur Reise. Bevor er aber abzog,

führte ihn der Alte in einen dunklen Felsen; darin sprang ein Brunnen hoch auf: „noch muß ich dein Haupt waschen!“ und benetzte seine Haare mit der springenden Flut und als der Junge hinaus in die Sonne trat; so waren sie lauter Gold und glänzten, daß es eine Freude war. „Jetzt kannst du ziehen; aber halte dein Haupt immerfort bedeckt, daß Niemand deine Haare sieht!“

Der Junge gelangte bald in die Königsstadt, versteckte seine drei Zäume unter einem Baum und fragte am Hof, ob der König keinen Diener brauche. Nun fehlte gerade ein Küchenjunge und so wurde er als solcher in den Dienst genommen; doch machte er die Bedingung, er solle seine Mütze nie abnehmen dürfen, denn er habe einen bösen Grind. Er zeigte sich aber so geschickt, daß der Koch ihn sehr lieb gewann und zu Allerlei anstellte.

Der König hatte drei wunderschöne Töchter; von diesen war aber die Jüngste am allerschönsten. Da trug es sich zu, daß diese einmal erkrankte und im Bette lag. Während der König und seine älteren Töchter in der Kirche waren, schickte der Koch den Jungen mit Suppe zur kranken Königstochter. Da sah ihn diese genau an, sprach mit ihm und es wurde ihr auf einmal so wohl, als sei sie gesund. Da nahte die Zeit, wo viele junge Grafen und Fürsten an den Hof kamen und um die Königstöchter warben; um die Jüngste aber drehten sich die Meisten; sie aber sah keinen mit geneigtem Blicke an. Ihre Schwestern reichten ihre Hand bald zwei Fürsten und da drängte und beschwor sie ihr Vater, sie solle nun auch einen Fürsten nehmen und als sie nicht mehr ausweichen konnte, sagte sie: „den Küchenjungen will ich nehmen, aber nie und nimmer einen andern!“ Als das der König hörte, erschrak er so sehr, daß ihm eine Zeit lang die Sprache verging; dann aber fing

er in seinem Zorne so heftig an zu wüthen, daß er seine Tochter in Banden schlagen und in einen Thurm sperren ließ. Nicht lange darauf ward der König in einen Krieg verwickelt; die beiden Fürsten, seine Eidame mußten ihm auch helfen und mit in den Kampf ziehen. Der Küchenjunge bat den Koch, er möge ihm erlauben, in die Nähe zu gehen, daß er sehe, wie es im Kriege sei. Der Koch gewährte ihms, denn er hatte ihn sehr lieb. Nun ging der Knabe hin zu der Stelle, wo die Zäume waren, nahm den kupfernen hervor und schüttelte ihn. Da kamen eine Menge Krieger hervor, so viele als Blätter sind im Wald und alle glänzten in kupferner Rüstung und vor dem Jungen stand gleich ein gesatteltes Roß mit der Rüstung für ihn; die legte er schnell an und im Hui ging es zur Schlacht. Der König und seine Schwiegersöhne waren aber geschlagen worden und wandten sich schon zur Flucht; da stellte der Junge den Kampf wieder her und bald war der Feind gänzlich besiegt. Nun aber eilte der Junge, noch ehe der König ihm danken konnte, mit seiner Schaar von dannen; kam zum Baum geritten, legte den Zaum in seine Stelle und das ganze Heer war sogleich verschwunden. Als der König und seine Leute heimkehrten; so erzählten sie Wunder von dem Heere, das ihnen in der höchsten Noth zu Hilfe geeilt und von dessen Führer und es war ihnen nur leid, daß er dann sogleich verschwunden wäre. Der König mußte bald wieder in einen Krieg. Da zog der Küchenjunge abermals hin, nachdem er dem Koch gesagt hatte, er wolle aus der Ferne zusehen. Er ging aber zu der Stelle, wo die Zäume lagen und holte jetzt den silbernen hervor und schüttelte ihn. Da kamen Soldaten hervor, unzählige, der Erden schwer und alle glänzten in silberner Rüstung und vor dem Jungen stand ein gesatteltes Pferd mit der Rüstung für ihn; die legte er schnell an und im Hui ging

es zur Schlacht; der König war jetzt schon geschlagen und floh; da kehrte der Junge ihn und die Fliehenden um, fing den Kampf von neuem an und der Feind wurde niedergeschmettert. Der König wollte schnell zum jungen Heldenanführer hinanreiten, um ihm zu danken; allein der war nach vollbrachter That mit seinen Schaaren gleich fort; er ritt zu der Stelle wo die Zäume waren, legte den silbernen hin und sogleich war das Heer verschwunden. Als der König und seine Leute heimkehrten, erzählten sie abermals Wunder von dem stattlichen Helden und seinen Schaaren in silberner Rüstung und es war ihnen nur leid, daß sie ihm nicht nachgeeilt, um ihm zu danken und ihn kennen zu lernen. Nach einiger Zeit erhob sich abermals ein Feind und das war der gewaltigste von allen; der König zog mit allen seinen Schaaren ihm entgegen. Der Küchenjunge bat sich vom Koch wieder aus, hinzugehen, damit er sehe, wie es im Kriege sei; er kam aber zu der Stelle wo die Zäume lagen, nahm jetzt den goldnen hervor, schüttelte ihn und alsbald drängten sich unzählige Soldaten hervor und wimmelten wie Schaaren von Heuschrecken, da wo sie sich niederlassen, und alle erglänzten in der goldnen Rüstung und vor dem Jungen stand ein gesatteltes Roß mit der Rüstung für ihn; die legte er an und ließ jetzt auch sein goldnes Haar unter dem Hut herabwallen und im Hui ging es zur Schlacht. Schon war der König aufs Haupt geschlagen und sein Heer zersprengt in alle Winde; da rückten die Hilfsschaaren ein, griffen den Feind an und vernichteten ihn ganz und gar. Der König wollte seinem Retter danken, aber bis er sich recht umsah, war der auch schon wieder mit all seinen Schaaren fort. Daheim nun ließ er ein großes Siegesfest veranstalten, weil nun alle seine Feinde besiegt lagen. Es waren aber so viele Gäste, daß die Diener nicht hinreichten, ihnen aufzuwarten;

da mußte der Koch den Küchenjungen auch anstellen. Der König dachte eben an seine liebste Tochter im Thurm und sein Herz war in der Freude versöhnlich gestimmt; er ließ ihr sagen, wenn sie sich jetzt entschließe, einen Fürsten oder Grafen zum Gemahl zu nehmen; so wolle er sie wieder als sein liebes Kind aufnehmen; allein wie sehr auch die Arme im Thurm Noth litt; schon ein Jahr hatte sie so einsam gelebt und nur Wasser und Brot genossen; sie blieb dem treu, den sie in ihrem Herzen trug und sprach: „nie und nimmer einen andern als den Küchenjungen!“ Da fuhr der König in großem Zorn auf und gerade jetzt trat der Küchenjunge mit einer Schüssel Wildpret zum König und hatte die Mütze auf. „Du Unverschämter wagst es und dazu mit unentblößtem Haupte vor meinem Angesicht zu erscheinen!“ Damit erhob er seine Hand und schlug ihm die Mütze vom Haupte, daß sie weithin in eine Ecke flog. Der Junge aber stand auf einmal da in aller Herrlichkeit und die Goldlocken fielen ihm um das Haupt und er glänzte wie die Sonne. Da erkannte der König gleich seinen Retter, fiel vor ihm nieder und sprach: „Verzeihung!“ Der Junge hob ihn auf und nun wurde die jüngste Königstochter mit Jubel aus dem dunkeln Thurme in den Festsaal gebracht und das Siegesfest wurde auch zum Hochzeitfest und es war große Freude.

Nach der Hochzeit zog der Junge mit der schönen Königstochter in den goldnen Wald und nahm Besitz vom goldnen Schloß; den kupfernen und silbernen Wald mit dem kupfernen und silbernen Schlosse schenkte er seinen Schwägern. Den alten blinden Mann aber suchte er vergebens, der war sammt dem Häuschen verschwunden und er konnte sein Lebtag nichts mehr von ihm erfahren.

---

12. Unser Herrgott und der Kirchenvater.

Ein Kirchenvater hatte, wie das ja hie und da noch zu geschehen pflegt, seiner Kirche ein Opfer gebracht und zwar einen prachtvollen Leuchter sammt einer großen Wachskerze. Unser Herrgott erschien ihm in der Gestalt eines alten Mannes und versprach ihm zum Danke für sein Geschenk: er wolle ihn dreimal an den Tod mahnen, bevor er ihn von dieser Erde abrufe. Froh darüber lebte der Kirchenvater nun herrlich und in Freuden, aß und trank und der Kirchenkeller mußte herhalten und bei solchem Leben dachte er gar nicht an das Sterben. Aber nach einigen Jahren konnte sein Körper es nicht mehr aushalten; seine Kniee sanken ein, sein Rücken krümmte sich und er war genöthigt, die Krücke in die Hand zu nehmen; nicht lange so verlor er auch das Gesicht, zuletzt auch das Gehör. Krumm, blind und taub wie er war, lebte er dennoch immerfort toll und voll, wie ehemals. Endlich kam unser Herrgott, um ihn abzuholen. Der Kirchenvater war bestürzt und verzagt und machte ihm Vorwürfe, warum er ihn denn nicht dreimal gemahnt, wie er gesagt habe? Da sprach unser Herrgott in gerechtem Zorn: „Wie? hätte ich dich nicht gemahnt? Klopfte ich dir nicht zuerst auf die Achsel und an die Knie, daß du krumm gehen mußtest? Legte ich dir dann nicht meinen Finger aufs Auge, daß du nicht sehen konntest und zupfte ich dir zuletzt nicht am Ohr, daß du taub wurdest? Also ist erfüllt, was ich dir verheißen hatte, wohlan folge mir!“ Der Kirchenvater bat nun demüthig um Verzeihung, er habe wahrlich die Mahnung nicht verstanden und habe sich jetzt zum Tode noch gar nicht vorbereitet. Milde blickte unser Herrgott auf den reuigen Kirchenvater und sprach: „komme nur komme; ich will dir nicht gerechter, als gnädig sein!“

Ihr aber merkt euch das; also gerade mahnt auch euch alle unser Herrgott; sehet zu, daß ihr nicht auch so unvorbereitet seid, wenn er euch abruft!

---

13. Der Federkönig.

Es war einmal ein Paar arme Leute auf dem Feld und hatten auch ihr kleines Kind mit, das lag in einer Schaukel, die war aus Windeln und hing an vier Stecken. Nur einmal kam eine wilde Katze*) aus dem Wald, nahm das Kind und trug es fort in ihre Höhle; sie that ihm aber nichts zu Leide, sondern pflegte es vielmehr, brachte ihm Kräuter, Wurzeln und Erdbeeren, so daß es keine Noth litt. Also wuchs es da auf in der Höhle; es war aber ein Knabe und wie der groß war, sprach die Katze zu ihm: „nun sollst du die Königstochter heirathen!" „Aber ich bin ja nackt," sprach der Knabe, „wie soll ich vor den König gehen!" „Mache dir keine Sorgen, ich will dir gleich ein Kleid schaffen." Da lief die Katze in den Wald und hatte ein silbernes Pfeifchen; sie blies einmal und zischte und raschelte dann und alsbald kamen viele Vögel und wilde Thiere zusammen. Sie nahm von jedem Vogel eine Feder, machte daraus ein Kleid und brachte es dem Knaben; dann führte sie ihn zu den Thieren und sprach: „jetzt gehe zum König, diese Thiere müssen dir nachfolgen, dann sage beim

---

*) Statt der Katze erscheint in andern Relationen dieses Märchens der alte Mann im grauen Mantel, deßhalb ist es in diese Reihe aufgenommen worden, wie im Märchen Nr. 9. „Die Hälfte von Allem" statt des alten Mannes in einer Relation eine alte Steingeis genannt wird; ich habe in beiden die bessere Relation in den Text aufnehmen zu müssen geglaubt.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eintritt: „Herr König, der Federkönig schickt euch dies Geschenk!" Also ging der Knabe in die Burg und sagte, so wie ihn die Katze gelehrt hatte. Als der König die vielen Thiere sah, freute er sich und sprach: „das muß ein reicher König sein!" Den folgenden Tag schickte die Katze den Knaben wieder mit vielen Thieren hin und er sollte sagen: „das ist wieder ein Geschenk vom Federkönig! und wenn der König sich verwundere und sage: „wie lieb wäre es mir, wenn ein so reicher König meine Tochter zur Frau nähme!" Da solle er nur sprechen: „ja das werde der Federkönig gerne thun und nach drei Tagen werde er kommen und Hochzeit halten." Also geschah es, wie der Knabe in die Burg kam. Der König freute sich über das neue Geschenk und verwunderte sich sehr und sagte, wie er so sehr wünsche, daß ein so reicher König seine Tochter zur Frau nähme. Da antwortete der Knabe, wie ihn die Katze gelehrt hatte, der Federkönig werde das gerne thun und nach drei Tagen kommen und Hochzeit halten. Als die Zeit um war, lief die Katze wieder in den Wald und blies auf dem silbernen Pfeifchen dreimal und zischelte und raschelte dreimal nach Katzenart. Da kamen alle Vögel und wilden Thiere zusammen und die Katze wählte jetzt die schönsten und farbigsten Federn und machte daraus einen Mantel, der glizerte und glänzte wie der Sternenhimmel, und gab ihn dem Knaben. Diesmal ging auch die Katze mit nach Hofe. Als sie nicht weit vom Schlosse waren, sprach sie zum Knaben: „jetzt wirf dein altes Federkleid fort, ich bringe dir gleich schöne Kleider aus dem Schlosse; denn den Federmantel sollst du nur zum Schmuck gebrauchen." Damit lief sie schnell ins Schloß und rief: „nur schnell königliche Kleider her, der Federkönig kommt und ist in einen Sumpf gefallen, er braucht frische Kleider!" Da gab der König seine besten Kleider hin und die Katze lief damit und brachte sie dem

Knaben und kleidete ihn an. Also kam er jetzt in die Burg und ihm folgten alle Thiere nach. Wie er aber eintrat ins Schloß, legte er den Federmantel um, der glitzerte und glänzte, daß man es kaum aushalten konnte. Da freute sich der König und die Königstochter über den reichen Bräutigam. Als aber die Hochzeit vorüber war, sprach der König: „ich möchte doch gerne dein Land und deinen Pallast sehen, ich fahre mit!" Wie nun der Federkönig mit seiner jungen Frau im Wagen saß, sah er immer auf seine schönen Kleider und nicht auf seine Frau. Das merkte die Katze, sprang ihm in den Nacken und tschack! kratzte sie ihn einmal. „Siehe doch auf deine Frau!" flüsterte sie, „wenn du aber dich wieder vergissest und man dich fragt, warum du immer auf deine schönen Kleider schauest, so sage, du habest daheim viel schönere." Damit lief die Katze fort und war immer voraus. Der Federkönig sah bald wieder auf seine schönen Kleider. Da fragte ihn die junge Frau: „warum das?" Er antwortete: „ich habe daheim viel schönere." Nun kam die Katze zu einer großen Schafsheerde; sie lief zum Hirten, sprang ihm in den Nacken und tschack! kratzte sie ihn einmal, daß ihm das Blut floß. Wenn man dich fragt, wem diese Heerde gehöre, so sprich: „dem Federkönig!" sonst komme ich wieder und zerkratze dich ganz." Als nun der König und das junge Paar hinkamen, fragte der König den Hirten: „wem gehört denn die schöne Heerde?" Der Hirt sprach: „die gehört dem Federkönig," denn er wollte nicht noch einmal so gekratzt werden. „Ja die ist mein," sagte gleich der Knabe, denn er merkte, das habe die Katze so angestellt. Bald darauf kamen sie zu einer großen Büffelheerde; die Katze war aber schon dagewesen und hatte den Hirten auch einmal gekratzt und ihm gesagt, wenn er nicht spreche, die Heerde gehöre dem Federkönig, so werde sie ihn ganz zerkratzen.

Als nun der König fragte: „wem gehört denn die schöne Heerde?“ so sprach der Hirte: „na die gehört dem Federkönig,“ denn er wollte nicht noch einmal zerkratzt werden. „Ja die ist mein,“ sagte der Junge im Wagen und der König wunderte sich sehr und sprach: „ich hätte doch nie geglaubt, daß du so reich wärest!“ Also kamen sie auch zu einer Roßheerde, auch da war die Katze schon gewesen und hatte den Hirten gekratzt und ihm gesagt, wie er sprechen müsse, und als der König fragte: „wem gehört denn die große Roßheerde?“ so sprach er: „na dem Federkönig!“ denn er wollte nicht noch einmal gekratzt werden. „Ja die ist auch mein!“ sagte der Junge im Wagen. „Jetzt glaube ich, daß du viel reicher bist und auch daheim Alles viel schöner haben wirst, als ich!“ sprach der König. Bald gelangten sie nun in das Schloß des Zauberers; da war Alles von Gold und Silber, Krystall und Edelsteinen, auf das schönste geordnet und der Tisch stand gedeckt; sie setzten sich gleich und aßen. Die Katze aber blieb vor der Thüre und hielt Wache. Nur einmal kam der Zauberer und polterte und lärmte: „Räuber in meinem Schloß, an meinem Tisch! aha! wehe euch!“ Die Katze aber stand in der Thüre und ließ ihn nicht ein und sprach: „so sage mir nur erst, bist du wirklich der große Zauberer, für den man dich hält? Man erzählt, du könntest dich in was immer, in große und kleine Thiere verwandeln!“ „Ja, das ist mir eine Kleinigkeit!“ sprach er und verwandelte sich gleich in einen Löwen. Da fürchtete sich die Katze und sprang aufs Dach. „Das ist wohl gegangen!“ rief die Katze; nun aber möchte ich sehen, ob du dich in ein kleines Thier, in eine Maus verwandeln kannst, das ist gewiß schwer und dir nicht möglich!“ Sogleich verwandelte sich der Zauberer in eine Maus und im Nu sprang die Katze vom Dache herunter auf die Maus und zerriß sie. Nun rief sie den Jungen aus

dem Saal hinaus und sprach: „meine Hilfe bedarfst du nicht weiter, das Schloß und Alles was darin und darum ist, und die großen Heerden, die du gesehen, sind nun wirklich dein, denn ich habe den Zauberer, dem das Alles gehörte, umgebracht! Jetzt aber verlange ich von dir einen Dienst; nimm dein Schwert und schlage mir das Haupt ab." Aber der Junge wollte nicht und sprach: „wie könnte ich so undankbar sein!" „Wenn du es nicht gleich thust, so kratze ich dir die Augen aus!" Da nahm er ein Schwert und auf einen Hieb flog das Haupt fort; aber siehe da stand nur einmal eine wunderschöne Frau. Der Junge nahm sie gleich an den Arm und führte sie hinein an die Tafel und sprach: „das ist meine Mutter!" Die Frau aber gefiel dem alten König sehr und weil seine erste Gemahlin gestorben war, so nahm er ihre Hand und sprach: „sollen wir nicht auch die Hochzeit feiern?" Sie war nicht dawider und so dauerte das Fest noch acht Tage. Darauf zog der alte König mit seiner neuen Frau heim; der Junge aber mit der Königstochter blieb im Zauberschloß und war reicher als sieben Könige.

---

14. Lohn und Strafe.

In einem Dorfe lebten zwei Nachbarn, von denen hatte der eine hundert Schafe, der andere nur drei. Da sprach der Arme zum Reichen: „lasse doch meine Schafe bei deinen weiden, das wirst du ja nicht spüren!" denn er selbst hatte keinen Weideplatz. Der Reiche wollte nicht recht, ließ es aber endlich zu; der Knabe des Armen trieb die drei Schafe aufs Feld zu den Schafen des Nachbarn und blieb da zur Hut.

Nach einiger Zeit geschah es, daß der König zum reichen

Manne schickte und von ihm ein fettes Schaf verlangte. Der Reiche konnte das dem König nicht abschlagen, aber es fiel ihm doch auch zu schwer, von seinen hundert Schafen eines zu verlieren; drum befahl er seinen Knechten eines von den dreien des armen Mannes zu fangen und den Dienern des Königs zu übergeben. So thaten die Knechte; aber der Junge des Armen weinte sehr, als man sein Schaf fortschleppte.

Bald darauf verlangte der König ein zweites Schaf vom reichen Mann; der befahl wieder seinen Knechten, man solle eines von denen des Armen geben. So geschah es und der Junge weinte noch mehr, als man sein zweites Schaf wegführte. Er dachte aber bei sich: „der König wird bald noch ein Schaf wollen und die Knechte des reichen Nachbars werden dir auch das letzte nehmen; besser ist es, du machst dich damit bei Zeiten fort!" So that er auch und zog weit weit weg auf ein hohes Gebirg; da war Weide genug und frisches Wasser und sein Schaf hatte es gut.

Nach einigen Tagen sprach der Arme bei sich: „du willst einmal hinausgehen und sehen, was dein Junge und deine Schafe machen!" Als er aber zur Heerde kam und die Knechte nach seinem Jungen fragte, sagten sie: „zwei von euren Schafen haben wir auf Befehl unsers Herrn dem König geschickt; mit dem letzten ist euer Junge fort in die Welt!" Da jammerte der Arme und sprach: „wo werde ich ihn nun finden?" Er nahm sich aber gleich auf und ging fort, um ihn zu suchen; doch sah er lange keine Spur. Er fragte nun die Sonne, ob sie ihm nicht Weg und Steg zeigen könne. Die wußte es leider nicht; endlich kam er zum Wirbelwind, der sah ganz wild aus. Der Arme fragte ihn auch, ob er nicht wisse, wo sein Sohn sich aufhalte? „Ei freilich weiß ichs; ich ziehe eben hin und nehme dich mit!" Indem hob ihn der Wirbel-

wind auf und führte ihn im Nu aufs Gebirg zu seinem Sohn, der war in einem Thal, welches die Sonne nie beschien. Der Arme freute sich, als er ihn sah, und hörte, wie er das Schaf gerettet habe. „Jetzt aber“ sprach er, „wollen wir beide hier bleiben und darauf sorgen, denn das ist nun unser ganzer Reichthum!“

Nach einiger Zeit geschah es, daß zwei Wanderer über das Gebirge herkamen und bei dem Armen anhielten und sich lagerten; es war aber Christus und Petrus. Da sprach Christus: „wir sind weit gereist und müde und so hungrig, daß wir sterben müssen, wenn wir nicht bald ein wenig Fleisch bekommen.“ Der Arme erbarmte sich und sprach sogleich: „da kann ich helfen!“ Er ging schnell und brachte sein Schaf und schlachtete es und machte ein Feuer an und briet davon ein gutes Stück für seine Gäste, und das schmeckte diesen auch ganz vortrefflich. Nach dem Mahle sprach Christus zum Knaben des Armen, er solle nur die Knochen zusammen lesen und alle ins Schafsfell legen. Das that der Junge und drauf legten sie sich mit einander zum Schlafen. Ganz früh aber stand Christus mit Petrus auf, segneten den Armen mit seinem Jungen und zogen still ab. Als der Arme mit seinem Jungen erwachte, sah er um sich eine große Heerde Schafe und vorn stand sein Schaf, das er am Abend geschlachtet hatte, ganz frisch und gesund und trug einen Zettel auf der Stirn; darauf stand: „alle gehören dem Armen und seinem Jungen!“ Drei Hunde sprangen um sie herum und thaten freundlich. Der Arme konnte seine Freude und sein Glück nicht verborgen halten; er zog mit der Heerde heim. Da kam das ganze Dorf zusammen, als er anlangte, um die vielen und schönen Schafe zu sehen und der Arme mußte oft und oft erzählen, wie er durch die zwei armen Wanderer zu dem Glück gekommen sei. Dem reichen

Nachbar ließ aber der Neid keine Ruhe; er dachte bei sich: „wenn das so ist; so mußt du bald noch mehr bekommen!" Er ging hinaus, ließ alle armen Wanderer und Bettler zusammenrufen, schlachtete alle Schafe und briet ihnen das Fleisch und setzte es ihnen vor. Dann legte er sorgfältig alle Knochen zusammen, in das Fell eines jeden Schafes diejenigen, die hingehörten und legte sich dann nieder. Allein er konnte nicht schlafen, sondern überrechnete in seinen Gedanken immerfort bis an den Morgen, wie viel Schafe er mehr haben müsse, als sein Nachbar, da er hundert geschlachtet habe und jener nur eines. Als der neue Tag sich entzündete, sprang er auf und wollte die große Heerde übersehen. Aber da lagen noch alle Knochen im Fell und nichts regte und rührte sich. „Ha," dachte er, „jetzt weißt du woran es hängt: die Wanderer und Bettler hätten schon fort sein müssen!" „Auf ihr Lumpen, packt euch einmal!" Aber die rührten sich nicht, bis die Sonne hoch am Himmel stand und seine Schafe waren dahin und hatten sich nicht verhundertfältigt. Nun jammerte und fluchte er, daß er um all sein Gut gekommen war, ging hin und ersäufte sich.

Der Arme aber blieb reich und glücklich und man erzählt noch, sein Junge habe später die Königstochter geheirathet.

---

15. Der Wunderbaum.

Ein Hirtenknabe — ob es gerade der Sohn des armen Mannes war, den unser Herr Christus und Petrus gesegnet hatten, weiß ich nicht — erblickte eines Tages, als er die Schafe weidete, auf dem Felde einen Baum, der war so schön und groß, daß er lange Zeit voll Verwunderung dastand und ihn ansah. Aber die Lust trieb ihn hinzugehen und hinaufzu-

steigen; das wurde ihm auch sehr leicht, denn an dem Baume standen die Zweige hervor, wie Sprossen an einer Leiter. Er zog seine Schuhe aus und stieg und stieg in einem fort neun Tage lang. Siehe da kam er nur einmal in ein weites Feld; da waren viele Paläste von lauter Kupfer und hinter den Palästen war ein großer Wald mit kupfernen Bäumen und auf dem höchsten Baume saß ein kupferner Hahn; unter dem Baume war eine Quelle von flüssigem Kupfer, die sprudelte immerfort und das war das einzige Getöse; sonst schien Alles wie todt und Niemand war zu sehen und nichts regte und rührte sich. Als der Knabe Alles gesehen, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum und weil seine Füße vom langen Steigen müde waren, wollte er sie in der Quelle erfrischen. Er tauchte sie ein und wie er sie herauszog, so waren sie mit blankem Kupfer überzogen; er kehrte schnell zurück zum großen Baum, der reichte aber noch hoch in die Wolken und kein Ende war zu sehen. „Da oben muß es noch schöner sein!“ dachte er und stieg nun abermals neun Tage aufwärts, ohne daß er müde wurde und siehe da kam er in ein offenes Feld, da waren auch viele Paläste, aber von lautem Silber und hinter den Palästen war ein großer Wald mit silbernen Bäumen und auf dem höchsten Baum saß ein silberner Hahn; unter dem Baum war eine Quelle mit flüssigem Silber, die sprudelte immerfort und das war das einzige Getöse, sonst lag Alles wie todt und Niemand war zu sehen und nichts regte und rührte sich. Als aber der Knabe Alles gesehen hatte, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum und wollte sich aus der Quelle die Hände waschen; wie er sie aber herauszog, waren sie von blinkendem Silber überzogen. Er kehrte schnell zurück zum großen Baum, der reichte noch immer hoch in die Wolken und es war noch kein Ende zu sehen. „Da oben muß es noch schöner sein!“

dachte er und stieg abermals neun Tage aufwärts und siehe da war er im Wipfel des Baumes und es öffnete sich ein weites Feld; drauf standen lauter goldne Paläste und hinter den Palästen war ein großer Wald mit goldnen Bäumen und auf dem höchsten Baum saß ein goldner Hahn; unter dem Hahn war eine Quelle mit flüssigem Golde, die sprudelte immerfort und das war das einzige Getöse; sonst lag Alles wie todt und Niemand war zu sehen und nichts regte und rührte sich. Als der Knabe Alles gesehen hatte, brach er sich ein Zweiglein von einem Baum, nahm seinen Hut ab, bückte sich über die Quelle und ließ seine Haare ins sprudelnde Gold hineinfallen. Als er sie aber herauszog, waren sie übergoldet. Er setzte seinen Hut auf und wie er Alles gesehen hatte, kehrte er zurück zum großen Baum und stieg nun in einem fort wieder hinunter und wurde gar nicht müde. Als er auf der Erde angelangt war, zog er seine Schuhe an und suchte seine Schafe; doch er sah von ihnen keine Spur. In weiter Ferne aber erblickte er eine große Stadt; jetzt merkte er, daß er in einem andern Lande sei. Was war zu thun? Er entschloß sich hineinzugehen und sich dort einen Dienst zu suchen. Zuvor jedoch versteckte er die drei Zweiglein in seinen Mantel und aus dem Zipfel desselben machte er sich Handschuhe, um seine silbrigen Hände zu verbergen. Als er in der Stadt ankam, suchte der Koch des Königs gerade einen Küchenjungen und konnte keinen finden; indem kam ihm der Knabe zu Gesicht. Er fragte ihn, ob er um guten Lohn Dienste bei ihm nehmen wolle? Der Junge war das zufrieden unter einer Bedingung: er solle den Hut, den Mantel, die Handschuhe und die Stiefel nie ablegen müssen, denn er habe einen bösen Grind und müßte sich schämen. Das war dem doch nicht ganz recht; allein weil er sonst Niemanden bekommen konnte, mußte er einwilligen.

Er gedachte bei sich: „Du kannst ihn ja immer nur in der Küche verwenden, daß Niemand ihn sieht." Das währte so eine Zeit lang; der Junge war sehr fleißig und that alle Geschäfte, die ihm der Koch auftrug so pünktlich, daß ihn dieser sehr lieb gewann. Da geschah es, daß wieder einmal Ritter und Grafen erschienen waren, die es unternehmen wollten, auf den Glasberg zu steigen, um der schönen Tochter des Königs, die oben saß, die Hand zu reichen und sie dadurch zu erwerben. Viele hatten es bisher vergebens versucht; sie waren alle noch weit vom Ziele ausgeglitscht und hatten zum Theil den Hals gebrochen. Der Küchenjunge bat den Koch, daß er ihm erlauben möchte, von Ferne zuzusehen. Der Koch wollte es ihm nicht abschlagen, weil er so treu und fleißig war und sagte nur: „Du sollst dich aber versteckt halten, daß man dich nicht sieht!" Das versprach der Junge und eilte in die Nähe des Glasberges. Da standen schon die Ritter und Grafen in voller Rüstung mit Eisenschuhen und sie fingen bald an, der Reihe nach hinaufzusteigen; allein keiner gelangte auch nur bis in die Mitte, sie stürzten alle herab und manche blieben todt liegen. Da dachte der Knabe bei sich, wie wäre es, wenn du auch versuchtest. Er legte sogleich Hut und Mantel und Handschuhe ab, zog seine Stiefel aus und nahm den kupfernen Zweig in die Hand und ehe ihn Jemand bemerkt hatte, war er durch die Menge gedrungen und stand am Berge; die Ritter und Grafen wichen zurück und sahen und staunten; der Knabe aber schritt sogleich den Berg hinan ohne Furcht und das Glas gab unter seinen Füßen nach wie Wachs und ließ ihn nicht ausgleiten. Als er nun oben war, reichte er der Königstochter demüthig das kupferne Zweiglein, kehrte drauf sogleich um, stieg hinab fest und sicher und ehe sich's die Menge versah, war er verschwunden. Er eilte in sein Versteck, legte seine Sachen

an und war schnell in der Küche. Bald kam auch der Koch und erzählte seinem Jungen die Wunderdinge von dem schönen Jüngling mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen und den goldnen Haaren und wie er den Glasberg erstiegen und ein kupfernes Zweiglein der Königstochter gereicht habe und wie er dann wieder verschwunden sei; dann fragte er den Jungen, ob er das auch gesehen habe? Der Junge sagte: „nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich ja selbst!“ Aber der Koch lachte über den dummen Einfall und erwiderte im Scherz: „na da müßte ich dann auch ein großer Herr werden!“

Am andern Tage wollten es mehrere Ritter und Grafen wieder versuchen und versammelten sich vor dem Glasberg. Der Junge bat den Koch abermals, er möchte ihm erlauben aus der Ferne zuzusehen. Der Koch konnte es ihm nicht abschlagen, und sagte nur: „du sollst dich aber versteckt halten, daß Niemand dich sieht!“ Das versprach der Junge und eilte an seinen gestrigen Platz. Die Ritter fingen an, hinaufzusteigen, allein vergebens; sie stürzten alle herab und mehrere blieben todt. Der Junge zögerte nicht länger und versuchte zum zweitenmal. Er hatte schnell seine Kleider abgelegt; er nahm das silberne Zweiglein und schritt, ehe man es merken konnte, woher er kam, durch die Menge und Alles wich vor ihm zurück und er ging ruhig und sicher den Glasberg hinan und das Glas gab nach wie Wachs und zeigte die Spuren, und wie er oben war, überreichte er demüthig der Königstochter das Zweiglein; gerne hätte sie auch seine Hand gefaßt; er aber kehrte gleich zurück und schritt hinab und war in der Menge auf einmal verschwunden. Er warf seine Kleider um und eilte nach Hause. Bald kam auch der Koch und erzählte wieder von den Wunderdingen, von dem schönen Jüngling mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen, den goldenen Haaren

und wie er hinangestiegen, der Königstochter ein silbernes Zweiglein gereicht, wie er herabgekommen und verschwunden sei. Er fragte seinen Jungen, ob er das nicht gesehen? Der Junge sagte: „nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich selbst!“ Der Koch lachte wieder recht herzlich und sagte im Scherz: „da müßte ich auch ein großer Herr werden!“

Am dritten Tage wollten einige Ritter und Grafen noch einmal es versuchen und versammelten sich vor dem Glasberg. Der Junge bat den Koch wieder, er möchte ihm erlauben, aus der Ferne zuzusehen. Der Koch wollte ihms nicht abschlagen und sagte nur: „du sollst dich aber versteckt halten, daß Niemand dich sieht!“ Das versprach der Junge und eilte sogleich an seinen Platz. Die Ritter und Grafen versuchtens, aber umsonst; sie stürzten alle herab und mehrere blieben todt liegen. Der Knabe dachte: „noch einmal willst du es auch versuchen;“ er warf seine Kleider von sich, nahm das goldene Zweiglein und eilte, noch ehe mans merken konnte, woher er kam, durch die Menge bis zum Glasberg; Alles wich vor ihm zurück. Da schritt er fest und sicher hinan und das Glas gab nach, wie Wachs und zeigte die Spuren und als er oben war, überreichte er demüthig das Goldzweiglein der Königstochter und bot ihr die rechte Hand; sie ergriff sie mit Freuden und wäre gern mit ihm den Berg hinabgestiegen. Der Junge aber machte sich frei und stieg allein hinunter und war wieder schnell unter der Menge verschwunden. Er legte seine Kleider an und eilte zurück an seinen Platz in die Küche. Als der Koch nach Hause kam, erzählte er von den Wunderdingen, von dem schönen Jungen mit den kupfernen Füßen, den silbernen Händen, den goldnen Haaren und wie er zum drittenmal den Glasberg erstiegen, der Königstochter ein goldnes Zweiglein gereicht und ihr die Hand geboten habe, wie er aber allein wieder herab-

gestiegen und unter der Menge verschwunden sei; er fragte ihn, ob er das nicht gesehen hätte? Der Junge sagte wieder: „nein, das habe ich nicht gesehen, das war ich selbst!“ Der Koch lachte wieder über den dummen Einfall und sprach: „da müßte ich auch ein großer Herr werden!“ Der König aber und die Königstochter waren sehr traurig, daß der schöne Junge nicht erscheinen wollte. Da ließ der König ein Gebot ausgehen, daß alle jungen Burschen aus seinem Reiche baarfüßig und blosháuptig und ohne Handschuhe vor dem König der Reihe nach vorüber gehen und sich zeigen sollten. Sie kamen und gingen, aber der rechte, nach dem man suchte, war nicht unter ihnen. Der König ließ darauf fragen, ob sonst kein Junge mehr im Reich wäre? Der Koch ging sofort zum König und sprach: „Herr, ich habe noch einen Küchenjungen bei mir, der mir treu und redlich dient; der ist es aber gewiß nicht, nach dem ihr sucht; denn der hat einen bösen Grind und er trat nur unter der Bedingung zu mir in den Dienst, daß er Handschuhe, Mantel, Hut und Stiefel nie ablegen dürfe. Der König aber wollte sich überzeugen und die Königstochter freute sich im Stillen und dachte: „ja der könnte es sein!“ Der Koch mußte da bleiben; ein Diener brachte den Küchenjungen hinein, der sah aber ganz schmutzig aus. Der König fragte: „bist du es, der dreimal den Glasberg erstiegen hat?“ „Ja, das bin ich!“ sprach der Junge, „und ich habe es auch meinem Herrn immer gesagt!“ Der Koch fühlte bei diesen Worten den Boden nicht unter seinen Füßen und die Rede blieb ihm eine Zeit lang stehen; endlich sagte er: „aber wie kannst du hier so reden?“ Der König achtete indeß nicht darauf, sondern sprach gleich zum Jungen: „wohlan entblöße dein Haupt, deine Hände und Füße!“ Alsbald warf der Junge seine Kleider ab und stand da in voller Schönheit und reichte der Jungfrau

die Hand und sie drückte sie und war über die Maßen froh; es wurde die Hochzeit gefeiert und nicht lange darauf übergab der König das Reich dem Jungen.

„Glaubst du nun, daß ich es war, der dreimal den Glasberg erstiegen?“ sprach der Junge zum Koch. „Was sollt' ich denn glauben, wenn ich das nicht glaubte!“ sprach der Koch und bat um Verzeihung. „Nun so sollst du auch ein großer Herr werden, wie du hofftest und über alle Köche im Reich die Aufsicht führen!“

Die junge Königin aber hätte gar zu gerne gewußt, woher ihr Gemahl die drei Zweiglein und die kupfernen Füße, die silbernen Hände und das goldige Haar habe. „Das will ich dir mein Kind nun sagen!“ sprach der junge König eines Tages, „und du sollst auch selbst sehen wie das zugegangen!“ Er wollte mit ihr noch einmal auf den Wunderbaum steigen und die Herrlichkeit ihr zeigen; allein, als er an die Stätte kam, so war der Baum verschwunden und kein Mensch hat weiter davon etwas gehört und gesehen.

---

16. Eisenhans.

Es war einmal ein Paar Eheleute, die hatten keine Kinder und der Mann klagte das seiner Frau und sprach, warum daß sie ihm keine Kinder gebäre. „Lieber Mann, du bist ein Schmied,“ sagte die Frau, „du kannst dir ja ein Kind schmieden, wenn du gerade eines haben willst!“ Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen; er nahm zehn Zentner Eisen und schmiedete aus sieben Zentnern sich einen kleinen Sohn, aus drei Zentnern machte er eine Geißel, die gab er ihm in die Hand und siehe der Knabe war frisch und gesund und ging munter

einher. Da freute sich sein Vater und auch seine Mutter ließ sich den festen Kerl gefallen und sie nannten ihn Eisenhans. Aber bald, wie er etwas wuchs, wurde er ihnen lästig und zuviel, denn er aß ihnen Alles fort und wurde doch nie satt; seine Mutter mußte immer in einem großen Kessel kochen. Als er nun zu einem Jüngling herangewachsen war, konnten sie es nicht mehr aushalten und sie sprachen unter einander: „wenn der noch acht Tage bei uns bleibt, so frißt er uns ganz auf mit Haus und Hof.“ Drum sagten sie ihm, er sei jetzt groß und stark genug, er solle dienen gehen. Eisenhans war froh, daß er die Welt sehen sollte, nahm seine Peitsche und ging. Da kam er Abends in ein Dorf und ging gerade vor das Pfarrhaus, nahm seine Geißel und peitschte so stark, daß alle Katzen zusammenliefen; er peitschte noch einmal und noch einmal hinter einander so sehr, daß die Knechte und Dienstmägde herauskamen und der Pfarrer ins Fenster lief, um zu sehen, was es gebe. Da fragte er, ob man ihn nicht als Knecht aufnehmen wolle. Weil er so derb aussah, dachte der Pfarrer, „der ist wohl zu brauchen; du hast zwar schon zwölf Knechte, aber wo Zwölf essen, kann auch der Dreizehnte mitessen.“ „Komme herein!“ rief er laut, „ich nehme dich an!“ Die Knechte, die im Felde den Tag über schwer gearbeitet hatten und sehr hungrig waren, traten eben zur Schüssel und der neue Knecht wurde auch an den Tisch gesetzt; er aß aber mehr, als alle Zwölf zusammen und die Schüssel war gleich leer und jene blieben hungrig. „Wenn er auch so arbeitet, als er ißt, so ist es recht,“ dachte der Pfarrer. Den andern Tag standen die zwölf Knechte, wie gewöhnlich früh auf und gingen ins Heu. Der Eisenhans aber schlief bis Mittag und als man den Mägden das Essen auf den Tisch setzte, stand er auf und aß mit und in Kurzem war die Schüssel geleert. Den

Knechten hatte man eben das Essen hinausgeschickt, da machte er sich auf und ging auch ins Feld und aß auch denen Alles fort, dann legte er sich nieder und schlief. Die Knechte aber verdroß das und sie sprachen unter einander: „der ißt uns Alles fort und thut gar nichts, kommt wir wecken ihn auf, er soll auch arbeiten.“ Da kamen sie über ihn mit Reisern und fuhren ihm damit übers Gesicht; er wehrte anfangs mit der Hand ab und glaubte es seien Ochsenfliegen, die ihn bießen; endlich da es zu arg wurde, erwachte er. Da sprang er auf und packte alle Zwölf jeden an einen Fuß und sprach: „jetzt will ich gleich arbeiten!“ Da kehrte er mit ihnen, indem sie mit den Händen auf dem Boden herumkrabbelten, das Heu von der ganzen Wiese zusammen. Als er fertig war, ließ er sie los und sogleich eilten sie mit blutigen Händen und viele hinkend nach Hause und klagten ihrem Herrn. Der Pfarrer schlug die Hände zusammen, als er hörte, was der Eisenhans gethan, aber er getraute sich nicht, den Knecht zur Rede zu setzen.

Den andern Tag fuhren die Zwölf ganz früh in den Wald nach Holz; der Eisenhans schlief abermals bis gegen Mittag. Als er aufstand, aß er wieder zuerst den Mägden Alles weg; dann spannte er die vier letzten Ochsen an und fuhr auch in den Wald. Es war aber an einer Stelle eine so große Kothlake, daß der Wagen sammt den Ochsen stecken blieb. Doch Eisenhans bedachte sich nicht lange, er packte den Wagen sammt den Ochsen und hob sie hinaus. Wie er nun in den Wald hineinfuhr, kam nur einmal ein fürchterlicher Wolf und schrie: „jetzt fresse ich dir einen Ochsen!“ „Meinetwegen, aber dann mußt du ziehen, das sage ich dir!“ sprach Eisenhans. Kaum hatte der Wolf den Ochsen niedergerissen, so packte ihn Eisenhans am Genick und spannte ihn ein.

Nach kurzer Zeit kam ein dreibeiniger Hase und rief ebenfalls: „ich fresse dir einen Ochsen!" „Gut, dann mußt du ziehen!" und wie der Hase den Ochsen niedergerissen, packte ihn Eisenhans und spannte ihn neben den Wolf. Nicht lange so kam der Teufel und sprach: „jetzt zerbreche ich dir die Achse!" „Es ist mir recht," sagte Eisenhans, „aber dann mache ich dich zur Achse!" Der Teufel dachte, das sei ja nur so geredet; kaum hatte er jedoch die Achse zerbrochen, so packte ihn Eisenhans am Kragen und machte ihn zur Achse. Seine zwölf Mitknechte hatten ihren Wagen schon alle beladen und fuhren heim. Da rief er ihnen zu: „ich werde doch eher nach Hause kommen, als ihr und hundertmal mehr Holz führen, als ihr alle zusammen. Sie aber lachten und fuhren weiter. Er band nun den halben Wald auf und um den Wagen hinter die beiden Ochsen, hinter den Wolf und Hasen und dem Teufel aufs Genick und kehrte heimwärts. Als er aus dem Wald hinaus fuhr, so sah er die zwölf Wagen, wie er sichs gedacht hatte, noch im Kothe stecken. Er nahm jetzt sein Holz sammt dem Gespann auf seinen Nacken und trug sie über die schlechte Stelle hinüber; dann hob er auch die andern Wagen hinaus; sie mußten aber hinter ihm fahren. Als er ins Dorf kam, knallte er mit seiner eisernen Geißel und rief:

hi wûlf, tschâ hôs!
dråg deuwel un der ôs!

Da kamen alle Leute herbei und sahen den sonderbaren Aufzug, den Wolf und den Hasen vorn, dann die beiden Ochsen, dann den Teufel als Achse und auf und um den Wagen den halben Wald, wie er nachgeschleppt wurde. Als der Pfarrer ihn kommen sah, so wurde er doch auch ängstig und dachte: „der ist dir gefährlich, du mußt ihm auf eine Art Christtag machen." Der Eisenhans löste sein Gespann ab, band den

Wolf und Hasen neben die Ochsen an die Krippe und sie mußten auch Heu fressen. Den Teufel band er los, versetzte ihm noch eins mit seiner Geißel und ließ ihn dann laufen; der rannte hinkend und heulend in einem fort bis in die Hölle.

Den andern Tag ließ der Pfarrer den Eisenhans vor sich kommen und sagte, die Teufel hätten ihm eine Tochter geraubt; wenn er sie ihm heimbrächte; so wollte er ihm einen Sack voll Geld geben, wie er ihn nur tragen könnte. Der Pfarrer aber wollte nur auf eine gute Art den Knecht los werden, bei sich dachte er: „der kommt dir nicht wieder.“ Eisenhans war froh; denn er hatte viel von der Hölle gehört und wollte sich einmal die Gelegenheit besehen; er nahm seine Geißel und machte sich auf den Weg. Als er vors Höllenthor ankam, knallte er einmal mit seiner Geißel und rief: „macht mir auf!“ Da entsetzten sich die Teufel und liefen zusammen und fragten einander, wer das wohl wäre? Da sah der Hinkende durch die Thorritze und erblickte den Fremden. „Wehe uns, es ist der Eisenhans“ und lief in den dunkelsten Winkel der Hölle und die andern liefen ihm nach. Dem Eisenhans ward endlich die Zeit draußen zu lang, er stieß das Höllenthor ein und das krachte fürchterlich im Fall. In der ganzen Hölle war aber Niemand zu sehen, als die Verdammten, die an Pflöcken angebunden lagen. Eisenhans machte sie alle frei. „Wenn ich doch nur die Tochter des Pfarrers fände!“ seufzte er. „Die ist in jenem dunkeln Winkel!“ riefen einige Verdammten und liefen dann fröhlich zum offnen Höllenthor hinaus. Eisenhans fand sie, machte sie frei und führte sie hinaus. Dann hob er das Höllenthor wieder auf und verriegelte und verrammelte es von Außen, daß kein Teufel herauskommen könne, nahm darauf die Pfarrerstochter auf seine Schultern und zog heimwärts. Der Pfarrer lag gerade im Fenster als er ankam und entsetzte sich nicht

wenig, als er nur einmal den Eisenhans erblickte. Der aber sprach: „das ist eure Tochter," nahm sie von seinen Schultern und setzte sie durchs Fenster ins Zimmer. „Nun gieb mir das versprochene Geld, aber einen Sack voll als ich ihn tragen kann, sonst geht es euch schlecht!" Eisenhans nahm hundert Ellen Leinwand und rief sieben Schneider herbei, die mußten ihm gleich einen Sack machen, den trug er dann zum Pfarrer und sprach: „den füllt mir!" Der Pfarrer ließ all sein Korn hineinschütten und machte ihn voll, oben aber legte er all sein Geld. Eisenhans merkte das nicht, war zufrieden, nahm den Sack auf eine Schulter und ging nach Hause. „Da bringe ich euch etwas zum Geschenk!" sagte er zu seinem Vater und zu seiner Mutter, „ihr sollt mich nicht umsonst gefüttert haben!" Damit warf er den Sack zu Boden, nahm seine Geißel und ging wieder in die Welt; die Alten aber hatten mit dem Korn und Geld ihr Lebtag genug.

---

17. Der starke Hans.

Einem Mann starb seine Frau und hinterließ ihm drei Töchter; da nahm er sich eine andere Frau, die gebar ihm auch einen Sohn und den nannten sie Hans und diesen hatte die Mutter so lieb, daß sie ihn sieben Jahre immerfort säugte. Das wurde dem Manne endlich zu viel und als sie ihn eines Tages säugte, sprach er im Aerger: „ei daß du eine Kuh wärest!" Alsbald war sie eine Kuh und er schickte nun seinen kleinen Sohn jeden Tag mit seiner Mutter auf die Weide und das war diesem recht, denn er saugte nun fort den ganzen Tag. Sein Vater gab ihm, wenn er Morgens ausging, einen Kuchen aus Asche mit, aber den warf der Knabe jedesmal fort. Als

der Junge in Kurzem sehr groß und stark wurde, wunderte sich der Vater und er dachte, das kann doch nicht vom Aschkuchen kommen, und er sagte zu seiner jüngsten Tochter: „gehe mit deinem Bruder heute mit und siehe zu, was er den Tag über macht.“ Als sie in das Feld kamen, warf Hans sein Brot fort. Seine Schwester fragte ihn: „was willst du jetzt essen?“ Da sagte Hans: „ich lebe vom Winde!“ Er hatte aber ein Fläschchen bei sich, wer daraus trank, der verfiel sogleich in einen festen Schlaf. So wie er nun hungrig wurde, so sagte er zu seiner Schwester: „komm und trinke einmal aus meinem Fläschchen!“ Sie that es und schlief alsbald ein. Da ging Hans zu seiner Mutter und sog an ihr bis zum Abend. Als sie nach Hause kamen, fragte der Vater seine Tochter: „was hat Hans heute gethan?“ Da sprach sie: „als wir hinaus in das Feld kamen, so warf er sein Brot fort und als ich ihn fragte, was er essen wollte, sagte er: „ich lebe vom Winde!“ Am andern Morgen schickte der Mann seine ältere Tochter mit; dieser ging es, wie der ersten und sie konnte ihrem Vater auch nichts mehr sagen. Am dritten Tag sagte der Mann zu seiner ältesten Tochter: „gehe du heute mit und gib gut Acht, was dein Bruder thut.“ Als sie ins Feld kamen, warf Hans seinen Aschkuchen fort und rief: „solche Speise kann ich nicht brauchen!“ „Wovon lebst du denn?“ fragte ihn die Schwester. „Du hast es ja gehört, daß ich vom Winde lebe!“ Da lächelte sie und dachte bei sich: „warte du wirst mich nicht betrügen!“ Wie er wieder hungrig ward, gab er seiner ältesten Schwester aus dem Fläschchen zu trinken. Sie verfiel sogleich in Schlaf; allein sie hatte im Nacken noch zwei geheime Augen, die blieben immer offen, und wenn jene zwei auf der Stirne schliefen, sah sie mit diesen Alles, was um sie vorging. Hans ging wieder zu seiner Mutter und sog, wie bisher. Als sie nun

Abends nach Hause kamen und der Vater seine Tochter fragte: „hat dein Bruder heute auch vom Winde gelebt?" sagte sie: „nein" und erzählte, was vorgegangen war. Da wurde der Mann zornig und sprach zu Hans: „weil du immerfort gesogen und mich und deine Schwestern hintergangen hast, sollst du morgen mit der Kuh sterben!" Da ward der Knabe traurig, ging in den Stall zu seiner Mutter und klagte ihr die Noth. „Fürchte dich nicht mein Kind," sprach sie, „komme nur bevor der Tag anbricht zu mir!" Als er zur bestimmten Zeit kam und sie los band, nahm sie ihn zwischen ihre Hörner und lief weit weit weg in einen einsamen Wald, so daß man nichts von ihnen hören konnte. Hier sog er noch fort, bis wieder sieben Jahre voll waren, dann sprach seine Mutter zu ihm: „gehe hin und reiße die dickste Eiche aus und stelle sie auf die Spitze." Er ging und riß sie aus, aber mit der Spitze konnte er sie nicht auf den Boden stellen. Da sagte seine Mutter: „du mußt noch sieben Jahre saugen!" Als diese um waren, sprach sie zu ihrem Sohne: „jetzt hast du dreimal sieben Jahre gesogen, gehe nun wieder hin und versuche es mit der dicksten Eiche!" Hans ging und riß die dickste Eiche aus, als wäre es eine Gerte, die man in den Erdboden gesteckt und stellte sie leicht auf die Spitze. „So ist es recht!" sprach die Mutter, „nun kannst du für dich selber sorgen, gehe jetzt aus in die große Welt!" Da lief die Kuh fort und Hans machte sich aus der Eiche eine Keule und wanderte hinaus in die Welt. Wie er so ein Stück gegangen war, wurde er sehr durstig; da sah er zwischen zwei Bergen ein kleines Flüßchen hervorkommen. Er ging hin, um zu trinken. Oben auf dem Berge saß aber ein dicker Mann, der zerrieb Steine, also, daß das Wasser ganz trüb wurde. Hans rief hinauf: „heda, nicht trübe mir das Wasser, sonst komme ich hinauf und dann wehe dir!"

Jener aber lachte, rieb noch ärger und rief: „ich bin der Steinzerreiber, ich möchte dich wohl auch zu Staub zerreiben!“ Da ward Hans zornig, lief hinauf und schlug ihn bis unter die Achsel in den Erdboden. „Lasse mich leben, ich will dein Knecht sein,“ flehte der Steinzerreiber. „Es ist mir recht!“ sprach Hans, zog ihn wieder heraus und sie gingen mit einander weiter. Sie kamen in einen Wald und sahen da einen langen, baumhohen Mann, welcher die krummen Bäume gerade und die geraden krumm machte. Da drohte ihm Hans und sprach: „lasse die Bäume gleich, so wie sie gewachsen sind, sonst wehe dir!“ Aber der Langmann lachte, fuhr fort in seinem Geschäft und rief: „ich bin der Baumdreher, dir möchte ich wohl auch den Hals umdrehen!“ Da ward Hans zornig, ging hin und schlug ihn auf den Boden, daß es so krachte, als hätte der Sturm eine mächtige Eiche niedergeschmettert. Der Langmann bat um sein Leben und sagte, er wolle sein Knecht sein; da zog ihn Hans heraus und sie gingen mit einander weiter. Nach einigen Tagen trafen sie im Wald ein kleines Haus, aber kein Mensch war drinnen. Da sprach Hans: „hier wollen wir wohnen und während zwei auf die Jagd gehen, soll einer zu Hause bleiben und etwas kochen.“ Am ersten Tage blieb der Steinzerreiber zu Hause. Wie er nun das Essen zubereitete, kam nur einmal ein kleiner Mann mit einem sieben Ellen langen Bart hinein und jammerte: „ach, wie friere ich!“ „Nun so komm und wärme dich!“ sprach der Steinzerreiber. Der kleine Mann ging zum Heerde, stieß aber sogleich den Topf um und lief dann hurtig fort. Als die beiden andern hungrig nach Hause kamen und Essen verlangten, erzählte der Knecht, wie es ihm gegangen sei. Hans aber war zornig, nahm seine Keule und schlug auf den Knecht, bis ihm der Hunger verging. Am folgenden Tage blieb der Baumdreher zu Hause

und es ging ihm wie dem Steinzerreiber. Der kleine Mann kam wieder, stieß den Topf um und lief dann hurtig fort und als die beiden hungrig nach Hause kamen und nichts fanden, so schlug Hans den Knecht ebenfalls mit seiner Keule, bis ihm der Hunger verging. Am dritten Tag sagte Hans: „jetzt will ich zu Hause bleiben!" Der kleine Mann kam wieder und jammerte: „ach wie friere ich;" „so komm und wärme dich," sprach Hans; er setzte sich aber neben den Topf und achtete auf den Kleinen. Wie dieser den Topf wieder umstoßen wollte, so packte ihn Hans schnell am Bart, nahm den Löffel und schlug ihn aufs Maul und aufs Kreuz, daß er ganz stumm und träge wurde; dann trug er ihn hinaus und umwand seinen Bart um einen Baum und vernagelte ihn. Darauf machte er in der Stube das Essen fertig. Als die andern nach Hause kamen, freuten sie sich, wie sie nun den Hans auch unter den Prügel nehmen sollten; allein sie fanden das Essen fertig und so mußten sie ruhig sein. Als sie gegessen hatten, sprach Hans: „jetzt kommt und seht den kleinen Mann, der euch den Topf umgestoßen, ich habe ihn draußen an einen Baum gebunden!" Als sie aber hinauskamen, war der Kleine sammt dem Baum verschwunden; doch war, wo der Baum gestanden, ein großes Loch. „Warte," sprach Hans, „ich will dich schon finden!" Da machten sie ein langes Seil aus Baumrinde und sie ließen den Hans hinunter; das dauerte aber dreimal sieben Tage, bis er auf den Grund gelangte, und da war erst noch ein langer dunkler Gang; endlich wurde es wieder hell und ein neuer Himmel that sich hier auf. Hans sah einen großen Pallast und ging hin. Da fand er in dem innersten Zimmer drei schöne Königstöchter, die immerfort klagten und weinten. Als sie den starken Hans erblickten, sprachen sie: „du armes Menschenkind, wie kommst du hieher? Unser Herr ist ein

Drache mit zwölf Häuptern, wenn er dich hier trifft, so bist du verloren!" „Ich fürchte mich nicht!" sprach Hans, „käme er nur bald, ich werde mit ihm schon fertig werden!" Nur einmal kam der Drache und schnaubte Wuth und Feuer: „ich rieche Menschenfleisch!" „Du hast einen feinen Geruch, abscheuliches Ungethüm!" rief Hans und sprang hervor auf den Drachen los, umfaßte ihm alle Häupter und erwürgte ihn, den zappelnden Leib und Schwanz aber schlug er mit seiner Keule nieder, daß er sich nicht mehr regte und rührte. Da waren die Königstöchter froh und erzählten, wie sie entführt worden seien, dankten dem starken Hans und baten ihn, er solle sie jetzt auch hinaus auf die Oberwelt führen. Hans ging aber zuerst in alle Zimmer und besah sich die Gelegenheit; da fand er in dem letzten einen unermeßlichen Schatz von Gold und Silber und Edelsteinen, den nahm er mit sich und führte nun auch die Königstöchter durch den dunkeln Gang an die Oeffnung in die Oberwelt. Er rief aber seinen Gesellen hinauf: er bringe drei Königstöchter und einen großen Schatz: die beiden ältern Königstöchter sollten ihnen gehören, die Jüngste aber solle sein Weib werden, den Schatz sollten sie theilen; nur sollten sie jetzt Alles hinaufziehen. Als der Steinzerreiber und Baumdreher die drei Jungfrauen und den Schatz hinaufgezogen hatten, sahen sie, daß die Königstöchter sehr schön waren, die Jüngste aber war die schönste; sie sprachen untereinander: „er soll sie nicht bekommen; wir ziehen ihn bis zur Hälfte, dann lassen wir los, daß er zerschmettert!" Hans aber merkte ihre Bosheit, band einen dicken Stein an das Seil und wie sie diesen bis in die Mitte gezogen hatten, ließen sie los und der Stein fiel herab und zerschellte auf kleine Stücke. Die Beiden waren froh, nahmen den Schatz und die Königstöchter und gingen weiter; aber bald fingen sie unter einander an zu

streiten, denn jeder von ihnen wollte die Jüngste haben. Indessen dachte Hans, wie er hinaus käme. Er ging lange herum und wußte sich nicht zu helfen; endlich fand er in einem Winkel den kleinen Mann mit dem sieben Ellen langen Bart, der noch immer um die Eiche umwunden war. Dieser mußte sich mit der Eiche fortschleppen und ihm einen andern Weg auf die obere Welt zeigen. Sie gingen und kamen nach langer Zeit an einen mächtigen hohen Baum, der mit seiner Spitze weit nach der Oberwelt ragte. Da sagte der Kleine zu Hans: er solle nur da hinaufsteigen; so werde er schon in die obere Welt kommen. Als Hans sieben Tage gestiegen war, kam er endlich in die Spitze; von da sah er weit, weit ein kleines Licht und das war in der Oberwelt; aber wie sollte er nun dahin kommen? Indem er darüber nachdachte, sah er auf dem Baum ein großes Nest, darin waren junge Vögel. Da kroch eben eine gewaltige Schlange am Baum herauf, die wollte die kleinen Vögel fressen. Wie nun die Kleinen die Schlange merkten, flatterten sie voll Angst herum und schrieen: „lieber Mann hilf uns, sonst sind wir verloren!“ Da zerschmetterte Hans mit seiner Keule der Schlange das Haupt, faßte ihren Leib dann in beide Hände und zerquetschte und zerknitterte sie auf tausend Stücke. Indem kam auch der alte Vogel. Wie er den Hans von Blut bespritzt bei dem Neste sah, so dachte er gleich: „ha der hat deine Kinder umgebracht,“ ward wüthend und verschluckte den Hans gleich im ersten Grimm. Nun sah er aber seine Kleinen wohlbehalten und diese erzählten, wie der Mann sie vor der bösen Schlange gerettet habe und klagten und weinten, daß er nun dafür so schlecht belohnt sei. Da spuckte der alte Vogel den Hans wieder aus und der war nun viel schöner und herrlicher; er sprach aber auch zu Hans: „weil du meine Kinder gerettet hast, so wünsche dir etwas!“ „Trage

mich auf die Oberwelt!“ sprach Hans zum Vogel. „Das soll geschehen, doch mußt du mir erst sieben Fässer Wein und sieben Löwen heraufbringen, daß ich Nahrung habe auf dem Wege, denn er ist weit länger, als du glaubst.“ Hans stieg hinunter und brachte Alles herauf, belud den Vogel und setzte sich auf seinen Hals. Da hob sich der Vogel und flog dem kleinen Lichte zu; so oft er rief: „Fleisch, Wein!“ gab ihm Hans immer einen Löwen und ein Faß Wein. Als Alles aufgezehrt war, gelangten sie auch auf die Oberwelt. Hans stieg ab und dankte dem Vogel; der senkte sich jetzt wie der Blitz hinunter in sein Nest. Hans wanderte fort und traf bald zwei Königssöhne, die in die Welt zogen und sich Frauen suchten. „Kommt mit mir!“ sprach Hans und sie folgten ihm. Da dachte er an seine falschen Knechte und an die schönen Königstöchter und an die Jüngste und Schönste, die er zu seinem Weibe bestimmt hatte. Nicht lange so traf er seine Knechte, wie sie noch mit einander im Kampfe lagen. Keiner der beiden gönnte dem andern die jüngste Königstochter. Die drei Jungfrauen aber standen von weitem und sahen zu. Da trat Hans plötzlich unter die Kämpfer, wie sie sich gerade umschlungen hatten und sie standen gleich steif und erstarrt vor Schrecken und Hans rief mit furchtbarer Stimme: „ha ihr Feigen und Elenden, weil ihr mich betrügen wolltet, so empfangt jetzt euern Lohn!“ Damit hob er seine Keule und schlug beide auf einen Schlag todt. Dann ging er zu den Königstöchtern und sprach zu der Jüngsten, ob sie ihn zum Gemahl haben wolle? Sie sagte nicht nein und Hans freute sich und sprach zu den beiden älteren Jungfrauen: „weil jede Frau ihren Mann haben muß, so will ich auch für euch sorgen!“ Er führte sie jetzt zu den beiden Königssöhnen und gab einem jeden eine; er theilte auch den großen Schatz mit diesen und dann feierten sie mit

einander die Hochzeit und waren über die Maßen froh und glücklich.

---

18. Der Zigeuner und die drei Teufel.

Unser Herr Christus wanderte mit Petrus und Johannes durch mancherlei Länder, um zu sehen, wie es in der Welt ginge. Da kamen sie eines Abends zu einem Zigeuner und baten um Herberge. Nur die Frau war zu Hause; der Mann war im Wirthshaus. „Ich möchte euch gerne aufnehmen,“ sprach die Zigeunerin, „aber mein Mann wird euch mißhandeln, wenn er nach Hause kommt!“ „Nu es wird ja nicht arg sein!“ sprach der Herr; „wir legen uns gleich in den Winkel zum Schlafen und da wird er uns schwerlich bemerken!“ Jetzt wollte sie die Zigeunerin nicht abweisen, sie machte eine Streu und die drei Wanderer legten sich: der Herr zunächst, Johannes in die Mitte, Petrus an die Wand. Als der Zigeuner schwer angetrunken nach Hause kam, fing er an zu schelten und zu lärmen und auf seine Frau loszuschlagen: „du glaubst ich sei betrunken, du lügst!“ „Aber Mann, ich habe ja gar nichts gesagt!“ Indem erblickte er die Drei auf dem Boden. „Ha Schlange, wen hast du hier?“ „Es sind müde Wanderer!“ „Ei zum Donner, konnten die nicht auf der Gasse schlafen!“ Da ließ er seine Frau und fing nun auf den ersten besten an zu schlagen und das war Christus. Der Herr regte und rührte sich nicht. Als am Morgen die Wanderer dankten und fortgehen wollten, hatte der Zigeuner seinen Rausch verschlafen und bat um Verzeihung, daß er sie mißhandelt habe: er habe es nicht gerne gethan, allein wenn er lustig sei, müsse er Jeman-

den schlagen. Der Herr sprach sanftmüthig: „schon gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!“ Damit gingen sie fort.

Nach einem Jahr aber kehrte der Herr mit den beiden Jüngern wieder da ein. Der Zigeuner war auch jetzt nicht zu Hause, sondern wie gewöhnlich, wenn er Geld hatte, im Wirthshaus. Christus hatte sich diesmal in die Mitte gelegt. Als der Zigeuner betrunken heimkam, schalt und lärmte er abermals und schlug auf seine Frau und als diese ihm sagte, es seien wieder die drei armen Wanderer da, ließ er seine Frau und schlug auf den Mittlern los. „Die Reihe ist jetzt an dem!“ sprach er bei sich; es war aber wieder Christus, den er geschlagen hatte. Am andern Morgen bat er abermals um Verzeihung und der Herr sagte wieder: „schon gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!“ Zum drittenmal wieder nach einem Jahre kehrten die drei Wanderer bei dem Zigeuner ein; jetzt hatte sich Christus an die Wand gelegt. Als der Zigeuner betrunken aus dem Wirthshaus nach Hause kam, schlug er mit Vorbedacht den dritten. „Jetzt dürfen sie einander nichts vorwerfen!“ sprach er bei sich; jeder hat sein Theil bekommen; allein Christus hatte auch diesmal die Schläge empfangen. Als sie am andern Morgen Abschied nahmen, bat der Zigeuner wieder gar sehr um Verzeihung für seine Unart; er meine es gar nicht schlecht; allein wenn er in der Luft sei, müsse er Jemanden schlagen. Da freute sich der Herr, daß er im Grunde ein so gutes Herz habe und sprach zu ihm: „erbitte dir dreierlei Gnade!“ „So bitte ich“ sprach der Zigeuner um einen Beutel voll Geld, der nie leer wird, zum zweiten um einen Spiegel mit der Eigenschaft, daß, wer einmal hineinsieht, sich nicht von der Stelle rühren kann, bis ich ihn nicht fortstoße und zum dritten um einen Birnbaum vor meinem Haus stets voll von Früchten mit der Eigenschaft, daß, wer hinaufkriecht, nicht

herunterkommen kann, bis ich ihn nicht herunterstoße." „Es soll dir werden!" sprach Christus und damit zog er mit Petrus und Johannes weiter. Der Zigeuner freute sich sehr, wie er am nächsten Tage seine Wünsche erfüllt sah. „Jetzt habe ich, was mein Herz begehrt; nun kann ich immerfort lustig leben!" Von da an war er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im Wirthshaus und lebte wie ein Kaiser oder König, aß stets Schweinefleisch und trank stets süßen Rosolie. Endlich aber, als es Zeit war, daß er sterben sollte, kam der Teufel und sprach: „na Bruder Midi, jetzt bist du mein, auf und folge mir!" „Gleich auf der Stelle, nur daß ich meine Sachen zusammennehme, sieh indeß in jenem Spiegel, was für ein schöner Kerl du bist!" Der Teufel that das gerne; denn er denkt ja auch, er sei schön und wo er kann, besieht er sich im Spiegel. Der Zigeuner ging indeß in seine Schmiede und machte eine Zange glühend und kam dann und faßte den Teufel an seiner Nase, versengte und dehnte sie; der Arme konnte sich nicht von der Stelle rühren; er brüllte aber vor entsetzlichem Schmerze. Da stieß ihn zuletzt der Zigeuner, daß er zur Thüre hinausflog. Der Teufel aber war froh und lief, daß er kein Leben hatte. Der Zigeuner dachte: „der wird dir gewiß nicht wieder kommen!" Als der Teufel außer Athem in der Hölle ankam, erzählte er seinem Vater und seinem Bruder, was ihm begegnet sei und die mußten die Wahrheit an seiner Nase erkennen. „Du elender Kerl!" sprach sein Bruder, „warte ich will ihn gleich lehren und holen!" Da ging er zum Zigeuner und ohne einen guten Tag zu bieten, rief er von der Gasse, denn er wollte gar nicht ins Zimmer, damit er nicht in den Spiegel sehe, ihm trotzig zu: „he Midi, du bist mein, auf folge mir!" „Auf der Stelle!" sprach der Zigeuner; „ich will nur ein wenig einsacken, daß wir auf dem weiten Wege zu

essen haben!“ Damit ging er hinaus und brachte einen großen Kohlensack und sprach zum Teufel: „sei so gut und krieche auf den Baum und fülle diesen Sack, bis ich meine Reise-Kleider anlege.“ Das gefiel dem Teufel, denn er hatte die schönen Birnen schon lange angesehen und sie zu kosten gewünscht. Der Zigeuner aber ging in die Schmiede, nahm eine lange Eisenstange, schärfte sie an dem einen Ende und machte die Spitze ganz glühend. Dann kam er und stach damit auf den Teufel, daß dieser laut aufheulte; er kroch immer höher am Baum, damit der Zigeuner ihn nicht mehr erreichen könne. Der aber nahm zuletzt eine Leiter und stocherte immerfort den Teufel in die Seite; der war zuletzt bis in die höchste Baumspitze hinauf, da brach diese ab und er plumpste wie ein Sack herunter und brach noch ein Bein. Dennoch raffte er sich schnell auf und lief unter großem Geheul in einem fort bis in die Hölle. Da kam sein Bruder schadenfroh und rief: „aha! da hast's! sagt' ich dirs! da hast's!“ Der Zerschlagene aber hielt immerfort die Hände an seine zerstochenen Seiten und zeigte seinen zerbrochenen Fuß und jammerte entsetzlich. Der alte Teufel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte; endlich seufzte er: „das muß ein gedonnerter Kerl sein! den möchte ich auch kennen lernen!“ Er hatte aber dennoch keine Lust, hinzugehen.

Der Zigeuner lebte von da wieder lustig und ungestört noch eine gute Zeit. Als er endlich fühlte, daß er sterben müsse, befahl er, daß man ihm seine lederne Schürze, Vorschürze und Nägel, Hammer und Zange neben ihn lege. Als er gestorben war, kam er vor die Himmelsthüre und klopfte an. Da erschien Petrus gleich mit den vielen Schlüsseln und öffnete. Wie er aber den Zigeuner sah, rief er: „du gehörst nicht hieher, du hast lüderlich gelebt!“ und schlug damit die Thüre gewaltig zu. Da bat der Zigeuner gar unterthänig,

er möge ihn doch einlassen; er wolle alle Schmiedearbeit im Himmel umsonst thun und schlug auch gleich einige Nägel in die Himmelsthüre, die herausgefallen waren; aber Petrus war nicht zu erweichen. Da blieb dem Zigeuner nichts anders übrig, als in die Hölle zu gehen und da sein Glück zu versuchen. „Da hast du wenigstens das Feuer umsonst!“ tröstete er sich und kannst immer deines Handwerks pflegen. Als er an das Höllenthor angelangt war, nahm er seinen Hammer und klopfte. Da kam der junge Teufel mit der langgedehnten Nase und sah durch die Thorritze; gleich erkannte er den furchtbaren Mann und lief voll Entsetzen davon und schrie: „er ist hier, er ist hier!“ Als der andere das hörte, der auf dem Baum gesessen, lief er mit und den alten Teufel packte die Furcht anfangs auch und er lief gleichfalls und sie kamen in den innersten Höllenwinkel und verkrochen sich. Der Zigeuner aber klopfte fort und immer stärker. Da sprach der alte Teufel: „ich möchte ihn doch auch nur sehen“ und wie sehr ihn die beiden Söhne zurückzuhalten suchten, so ging er doch, denn seine Neugierde war zu groß. Er öffnete das Thor nur ein wenig und steckte seine Nase hinaus. Tschack! schnapte der Zigeuner die Spitze davon mit seiner Zange ab. Der Alte drückte die Thüre schnell zu, klemmte aber dabei seinen Bart ein und konnte jetzt nicht frei werden, wie sehr er herumzerrte; seine Söhne fürchteten sich aber, ihm zu Hilfe zu kommen und so mußte der Alte seinen Geist elendiglich aufgeben und seitdem spricht man nicht mehr vom alten Teufel, sondern nur von seinen Söhnen, dem langnasigen und hinkenden Teufel.

Die Zeit aber wurde dem Zigeuner vor dem Höllenthor endlich zu lang; er versuchte noch einmal an der Himmelsthüre; doch Petrus blieb unerweichlich. Zuletzt wurde er auch zornig und sprach: „weil man mich denn weder in den Himmel noch

in die Hölle einläßt; so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser!“ Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er im Wirthshaus; hat er keins, ergeigt er sich einen Trunk, oder er nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel.

---

19. Der tausendfleckige, starke Wila.

Ein junger König hatte eine wunderschöne Königstochter zur Frau; aber er hatte auch eine boshafte und falsche Mutter, die wurmte es, daß jene so überaus schön war; sie stellte sich aber immer freundlich gegen sie. Nun trug es sich zu, daß der junge König in den Krieg zog und seiner Mutter die Sorge für die junge Königin übertrug, denn die war schwanger. Da ließ die Alte eines Tages eine große Jagd anstellen und befahl dem Jäger eine Flasche mit Blutstropfen von tausenderlei Thieren zu füllen. Als sie das Blut hatte, lud sie die junge Frau zum Abendmahle ein, schenkte sich ein Glas dunklen Wein und der jungen Frau Blut ein. Dann sprach sie: „stoßen wir an und leeren das Glas auf das Wohl des Königs, der jetzt im Kriege ist!“ Sie trank den Wein, die junge Königin das Blut; aber diese merkte gleich, daß es Blut war, was sie getrunken hatte. Als nun die junge Frau nach einigen Tagen eines Söhnleins genaß, so hatte das tausenderlei Blutflecken am Leib und Gesicht, also daß man sich mit Entsetzen von ihm abwenden mußte. Aber die alte Königin hielt die Sache des Jägers wegen geheim, denn der hätte sie verrathen können und schrieb allein ihrem Sohn so und so, wie untreu ihm seine Gattin gewesen und der befahl zurück, wie wehe es ihm auch

that, das Gericht solle über sie erkennen. Alsbald wurden sieben Könige zusammenberufen und die meisten stimmten dafür, man solle sie hinrichten; nur der Aelteste schlug vor: „man solle sie dahin und dahin in den tiefen Abgrund führen, den verschließen, da werde sie wohl umkommen und Niemand werde sie weiter sehen. Das wurde auch angenommen und die junge Königin wurde mit ihrem Kinde bald hinausgeschleppt in den Abgrund und vor die kleine Oeffnung wurde ein mächtiges Felsstück gewälzt. Da lebte sie und nährte sich und ihr Kind kümmerlich von Kräutern und Wurzeln viele Jahre lang und der Knabe, seine Mutter nannte ihn Wila, ward groß und stark. Eines Tages sagte er: „Mutter, ich möchte doch sehen, wohin die Bergspalte führt!" „Ach mein Kind du bist nicht stark genug, um den Stein fortzuwälzen!" Er aber ging hin und versuchte; doch regte und rührte sich der Fels nicht von der Stelle. Nun versuchte er jeden Tag und nach einem Jahr fing der Stein an sich zu rühren, nach dem zweiten Jahr schon mehr und als das dritte zu Ende ging, hatte ers so weit gebracht, daß er den Stein leicht auf die Seite schob. „Jetzt bin ich stark genug Mutter; ich will dienen gehen!" „So gehe denn in Gottes Namen und vergiß meiner nicht; ich bleibe hier; wälze den Stein wieder vor, daß keine Menschenseele mich Unglückliche hier treffen kann!" Also nahm der Knabe Abschied von seiner Mutter, wälzte den Stein wieder vor und wanderte fort um einen Dienst zu suchen. Er war aber so stark geworden, daß er die größte Tanne im Walde ausriß und auf die Spitze stampfte, daß das Gezweig zerbrach und abfiel; den Stumpf behielt er als Stab in der Hand. Wenn er ausathmete, blies er Alles fort und wenn er Athem holte, zog er Alles an; wenn er einmal laut schrie, so zersplitterten Steine und Bäume, auf die der Schall fuhr. Da

traf es sich, daß ein König die Straße kam, der wollte eben zu seiner Braut fahren und Hochzeit halten. Der starke Wila stellte sich in den Weg und rief: „haltet ein wenig! wünschet ihr keinen Knecht?" Da sah der König aus dem Wagen heraus und wie er den starken Wila mit den tausenderlei Blutflecken im Gesichte erblickte, so entsetzte er sich. „Nein, nein!" rief der König und befahl weiter zu fahren; aber der starke Wila zog den Athem an und der Wagen konnte nicht von der Stelle. „So nehmt mich doch, ich werde euch treue Dienste leisten! Warum zaudert ihr?" „Ich fürchte mich vor dir," sprach der König „und meine Leute würden alle davonlaufen, wenn sie dich nur sähen!" „Haltet mich am Tage verborgen und lasset mich nur in dunkler Nacht arbeiten!" Der König sah, daß er nicht frei werden konnte. „So ist es mir recht!" sprach er; allein du mußt hier warten, bis ich von der Hochzeit heimkehre!" „Aber ich möchte gerne auch bei der Hochzeit sein, steckt mich in den Keller, daß Niemand mich sieht!" „Lege dich denn zurück in meinen Wagen, ich will dich verbergen." Der König gelangte endlich in das Schloß seiner Braut und versteckte den starken Wila gleich in den Keller, gab ihm Essen und Trinken die Fülle und verschloß dann die Thüre; aber der König hatte an dem ganzen Fest keine rechte Freude, sondern saß still und traurig neben seiner fröhlichen Braut und der Vater und die Mutter derselben und die Hochzeitsgäste verwunderten sich sehr darüber und es war ihnen nicht recht. Da trug es sich zu, daß die Braut, als sie mit dem Bräutigam in ihr Zimmer ging, plötzlich zusammensank und todt war. Der Verdacht fiel auf den Bräutigam, er habe sie vergiftet oder ihr ein geheimes Leid gethan; er wurde gleich festgenommen und am folgenden Morgen sprach man über ihn das Urtheil: er solle in einem einsam stehenden

Thurme vermauert werden. Alsbald wurde das Urtheil auch vollzogen. Wila aber hatte im Keller Alles gehört und als es wieder Abend und Alles ruhig war, so athmete er einmal gegen die Thür und sie fiel gleich hinaus, dann blies er die Schloßmauer durch und ging hinaus zu dem Thurme, rief dem König, daß die Mauer durch den Ruf gleich einen Riß bekam und sprach: „wenn ihr mir etwas versprecht, so will ich euch retten!“ „Und was ist das?“ fragte der König. „Ihr sollt meine Mutter zur Frau nehmen!“ „Ist sie auch so häßlich, wie du bist?“ „Noch tausendmal häßlicher!“ sprach Wila. „So will ich lieber hier bleiben und sterben!“ sagte der König. Wila ging fort und kam nach einiger Zeit wieder und fragte: „wie denkt ihr noch Herr König?“ „Lieber sterben!“ sprach er wieder. Aber bald kam ihn die Lust zum Leben an, daß er seinen Sinn änderte und als Wila zum drittenmal fragte: „wie denkt ihr noch Herr König?“ „Ich will sie nehmen! doch möcht' ich erst nach Hause und die Hochzeitfeier anordnen!“ „Das kann geschehen!“ sagte Wila, „ich gehe mit euch,“ und nun that er seinen Mund auf und stieß einen so mächtigen Schrei aus gegen den Thurm, daß er sogleich barst und auseinanderfiel. Der König kam gerettet heraus und zog mit Wila nach Hause. Da liefen alle Leute des Königs vom Hofe fort, als sie den tausendfleckigen Diener ihres Herrn sahen. Der König erzählte, was ihm Alles begegnet sei, wie ihn Wila gerettet und wie er ihm dafür versprochen habe, seine Mutter zum Weib zu nehmen, obgleich sie noch tausendmal häßlicher sei, als jener. Da entsetzten sich die Seinigen, vor Allen seine Mutter, denn sie ahnte nichts Gutes. Sie suchten den König zu überreden, er solle Wila insgeheim umbringen lassen, so werde er seines Versprechens ledig. Aber der König sprach zornig: „was ich versprochen habe, ist versprochen und

das will ich halten; es sei ferne von mir, daß ich so große Untreue üben sollte!“ und ließ nun Anstalten machen und das Fest bereiten; dann zog er mit Wila fort, um seine Braut zu holen. Wie sie nun durch den Wald an die Höhle kamen, schob Wila das Felsstück fort. Der König aber zitterte im voraus vor der entsetzlichen Gestalt, die er bald sehen werde; er hielt beide Hände vors Gesicht; um nicht auf einmal die volle Häßlichkeit zu sehen, blickte er nur durch die Finger; aber was sah er nur einmal? Die schönste Frau auf Gottes Erdboden saß da in tiefer Trauer. Er nahm die Hände vom Gesicht: „ist es möglich! Weib, mein liebes Weib!“ und sank in ihren Schoß. Nachdem sie sich beide vom Wiedersehen erholt hatten, sagte die Frau: „siehe das ist dein Sohn!“ und erzählte nun dem Köng die ganze Geschichte, wie es gekommen, daß er tausenderlei Blutflecken am Leib und im Gesicht habe und wie an Allem die Mutter des Königs schuld sei. „Sie soll die wohlverdiente Strafe empfangen!“ rief der König außer sich vor Zorn; „wohlan ziehen wir nach Hause.“

Als sie nun daheim anlangten; so hielten viele die Hände vors Gesicht, andere hatten sich versteckt, um die häßliche Braut nicht zu sehen; nur die alte Königin sah durch die Finger und wie sie die schöne Frau erblickte, so erkannte sie dieselbe gleich. „Huhu!“ rief sie voll Entsetzen und schlug gleich die Augen zu und sank zu Boden. Die Leute glaubten, die Alte habe sich vor der Häßlichkeit der Königsbraut so entsetzt, thaten die Augen auf, um ihr beizustehen; da erblickten sie die große Schönheit ihrer neuen Herrin und freuten sich sehr. Der König aber ließ seine Mutter ergreifen und das Gericht erkannte über sie, man solle sie in einem Thurm vermauern und das Urtheil wurde auch gleich vollzogen und sie mußte dort den Hungertod sterben.

Nun aber ließ der König seine Weisen zusammenkommen und fragte sie, ob es kein Mittel gebe, die Blutflecken vom Leibe des starken Wila zu tilgen. „Das ist wohl möglich," sprachen sie, „wenn alle Thiere, von denen das Blut herrührt, die Blutmale ablecken!" Da mußte der Jäger, der die Tropfen ohne zu wissen wozu der alten Königin herbeigeschafft hatte, die tausenderlei Thiere fangen und als diese den starken Wila geleckt hatten, war er nicht nur der stärkste sondern auch der schönste Königssohn und sein Name wurde berühmt in allen Landen.

---

20. Der Knabe und die Schlange.

Es war einmal eine arme, arme Frau, die hatte einen Knaben und suchte durch Spinnen so viel zu verdienen, daß sie leben konnten; was sie aber zu Hause spann, das trug der Knabe zum Verkauf. Einmal hatte er einen ganzen Groschen eingelöst und kam fröhlich nach Hause; da sah er, wie böse Knaben eine junge Schlange quälten. Er erbarmte sich der armen und sprach: „gebt ihr mir das Thier um einen Groschen!" Das waren die zufrieden. Da nahm der Knabe die Schlange und trug sie nach Hause und sprach: „siehe Mutter, was ich für den Erlös gekauft habe!" Die Mutter aber schüttelte das Haupt und sprach: „o du thörichter Mensch, wie hast du um das giftige Thier einen Groschen geben können!" „Lasse es nur gut sein, Mutter, die wird mir gewißlich einmal danken!" Er pflegte sie nun sehr gut und gab ihr von Allem, was er aß und trank und sie wuchs allmälig zu einer mächtigen Schlange heran. Als sie nun groß genug und ausgewachsen war, sprach sie eines Tages zum Knaben: „wisse, ich bin die einzige Tochter

des großen Schlangenkönigs; sitze nun auf meinen Rücken; ich will in meine Heimat ziehen und dich mitnehmen und mein Vater wird dirs vergelten, was du an mir gethan hast!" Der Knabe setzte sich auf die Schlange und in kurzer Zeit waren sie weit, weit weg in einem großen Wald. Da sprach die Schlange: „krieche hier auf den höchsten Baum!" Kaum war es geschehen; so pfiff sie dreimal so gewaltig, daß der scharfe Ton den Knaben durchging, als sei er mit einer langen Nadel durchstochen worden. Nur einmal wimmelten und krimmelten von allen Seiten eine Menge Schlangen herzu und waren froh, daß die verlorne Königstochter wieder da war und sie schmiegten und neigten sich vor ihr. Endlich kam auch ihr Vater der Schlangenkönig; er war größer als die andern Schlangen und hatte eine Krone auf, daraus strahlte ein großer Karfunkelstein. Er aber freute sich sehr, als er seine Tochter sah; sie mußte ihm ihr Schicksal erzählen, wie sie von bösen Knaben gefangen und gequält, endlich von einem guten Jungen gekauft und dann gut gepflegt worden wäre. Da fragte der König: „wo der gute Junge zu finden sei; er möchte ihm die Wohlthat vergelten!" „Wenn du mir versprichst, daß du ihm nichts Uebles zufügen und ihm das schenken willst, was er sich wünscht; so will ich ihn herbeiholen!" „Ja, das soll geschehen!" sprach der Schlangenkönig. Da rief die Schlange den Knaben vom Baume herunter. Dieser kam voll Furcht; denn die Schlangen züngelten und zischelten von allen Seiten nach ihm; aber sie durften ihm nichts thun! „Nun," sprach der Schlangenkönig, „wünsche dir etwas Junge, weil du so gut für meine Tochter gesorgt hast!" Diese hatte aber dem Knaben auf der Herreise gesagt: er solle nur das weiße Sonnenroß ihres Vaters mit den acht Füßen verlangen und den Karfunkelstein aus der Krone. So that er jetzt. Aber der Schlangen-

könig wollte nicht und sprach: „ich gebe dir jedes andere von meinen Pferden und große Schätze dazu; nur mein weißes Sonnenroß und den Karfunkelstein kann ich dir nicht geben!“ Doch der Knabe beharrte auf seinem Verlangen. Da wurde der Schlangenkönig zornig: „lieber will ich dich gleich verschlingen, als daß ich mein kostbarstes Gut dir geben sollte!“ und wie ers gesagt, war der Junge auch schon verschluckt in seinem Bauche. Nun aber fing die junge Königsschlange an zu jammern und zu klagen: „wehe mir, wäre ich doch lieber nie mehr gekommen, um nicht zu sehen, wie undankbar mein Vater ist und wie er sein Wort nicht hält!“ Als dies der Alte hörte und seine Tochter nicht trösten konnte; so spie er nur einmal den Jungen wieder aus. Aber der sah jetzt nicht mehr aus, wie ein armer Junge, sondern er war groß und schön, wie ein Königssohn. Der Schlangenkönig brach den Karfunkelstein aus seiner Krone, gab ihn dem Knaben und sprach: „du sollst auch mein Roß gleich haben!“ und ließ das weiße Sonnenroß herbeiführen, setzte den Jungen darauf und sprach: „reite nun in die Welt und wenn du etwas Schweres zu verrichten hast, sage es nur deinem Roß, das wird dir immer durchhelfen; wenn es aber Nacht ist; so nimm nur den Karfunkel hervor und füge ihn dem Roß an die Stirne; so wirst du vor dir immer Tag haben!“ Damit ritt der Junge fort und bald waren sie aus dem Schlangenreiche hinaus; denn das Roß lief schneller, als der Morgenwind und sprang immer von einer Bergspitze zur andern. Er hatte aber immerfort Tag; denn wenn die Nacht herankam, nahm er den Karfunkelstein hervor und der strahlte, wie die Sonne. Er kam endlich in ein Land, wo ein reicher und stolzer König herrschte. Eben ward es Tag; da verbarg er den Karfunkelstein und zog an den Hof und sprach: „er möchte dem König dienen, wenn er

sein Roß auch in dem königlichen Stall halten dürfe." Das gewährte man ihm gern. Der König aber war ein großer Jäger und war alle Tage auf der Jagd; wer nun von seinen Dienern das meiste Wild erlegte, der war ihm der liebste. In kurzer Zeit war das der junge Knecht; denn wenn er auf seinem weißen Sonnenroß jagte; so konnte ihm kein Wild, weder Hirsch, noch Wolf, noch Bär und Eber entgehen. Der König nahm nun den andern Knechten von ihrem Lohn und gab Alles seinem Liebling. Das wurmte diese und sie gingen darauf aus, ihn zu verderben. Es war aber am Ende einer Wüste in hohem Schilfrohr eine wilde Kräm (Sau) mit goldnen Borsten und hatte zwölf Ferkel. Schon viele, die sie hatten erjagen wollen, waren elendiglich umgekommen. Der König wußte auch davon und hätte die Kräm wohl gerne gehabt; doch wagte er selbst nicht, sie zu erjagen. Nun kamen die falschen und neidischen Knechte vor den König und sprachen: „Herr, dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, die wilde Kräm mit den goldnen Borsten sammt ihren zwölf Ferkeln zu fangen!" Da ließ ihn der König sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hätte; allein der Knecht betheuerte, er wisse nichts davon. Der König aber ließ sich nicht abbringen und sprach: „wenn Morgen früh die Kräm mit den goldnen Borsten sammt ihren zwölf Ferkeln nicht in meinem Schloßhof herumläuft; so lasse ich dir das Haupt abschlagen!" Da ward der Junge sehr traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. „Fasse nur Muth!" sprach dieses, „ich will dir dazu verhelfen; gehe gleich zum König und verlange von ihm einen großen langen Sack auf zwanzig Kübel und lasse denselben inwendig mit Pech bestreichen. Als das geschehen war, nahm der Knabe den Sack und setzte sich auf sein Roß und das trug ihn über die Sandwüste zum Schilfe; hier stellte er, wie

sein Roß ihm gesagt, den Sack offen hin, stand selbst daneben und das Pferd fing an zu wiehern. Da knisterte und regte sich nur einmal das Schilfrohr. Als die Kräm aus der Ferne das Roß und den Reiter erblickte, stand sie ein wenig stille, machte wilde Augen und indem sie fürchterlich schnaubte rö! rö! rannte sie wie der Blitz auf jene los. In der blinden Wuth aber sah sie nichts und lief gerade in den Sack hinein und die Ferkel folgten ihr gleich nach. Der Junge band den Sack schnell zu und legte ihn auf das Roß und ritt heim. Im Burghof band er den Sack auf und die Kräm mit ihren Ferkeln lief heraus und rannte hin und her, aber sie konnte die eisernen Burgthore nicht durchsprengen. Als am Morgen der König erwachte, sah er den gewaltigen Glanz an den Schloßfenstern und hörte auch das fürchterliche Grunzen; da hatte er große Freude, als er die Kräm mit den Goldborsten und ihren zwölf Ferkeln sah und sein Knecht war ihm um so lieber und er mußte mit ihm an einem Tische essen. Allein das verdroß die andern Knechte nun noch mehr; sie ersannen einen neuen Plan, ihn zu verderben; sie kamen zum König und sprachen: „dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, dir die schöne Königstochter mit den goldnen Zöpfen zu verschaffen.“ Diese aber wohnte weit überm Meer; ihre Schönheit hatte schon viele stolzen Freier hingelockt; doch hatte sie alle fortgewiesen, denn sie wollte immer ohne Gemahl bleiben. Der König ließ seinen Knecht sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hatte. Der betheuerte zwar, er wisse nichts davon; der König bestand darauf: „wenn sie in drei Tagen nicht hier zur Stelle ist; so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Nun ward der Junge abermals traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. Dieses tröstete ihn und sprach: „ich will dir dazu verhelfen; gehe nur zum König und

sage ihm: er sollte ein Schiff bauen lassen und das Schönste und Beste was er habe, hineinlegen. Das geschah; viele Kostbarkeiten wurden ins Schiff gebracht, aber das Schönste war ein Bett; desgleichen hatte man noch nie gesehen. Der Knabe nahm sein Roß aufs Schiff und zog ab. Als er an dem Lande der schönen Königstochter angekommen war, schiffte er in die Nähe des Palastes und öffnete das Schiff nach allen Seiten und fügte den Karfunkelstein an die Seite, daß es strahlte und man die schönen Sachen weithin sehen konnte. Die schöne Königstochter trat auch ans Schloßfenster und sah die Pracht; sie schickte gleich ihre Mägde hin, sie sollten das Kostbarste und vor Allem das Bett mit dem Karfunkelstein kaufen. Aber der Junge war von seinem Roß schon belehrt worden und ließ sagen, das Bett sei sehr groß und könne sehr schwer hin- und hergetragen werden, die Königin möge selbst kommen und erst versuchen, ob es für sie gut sei; dann möge sie auch die andern Sachen im Schiffe ansehen; vielleicht gefalle ihr mehreres. Die Königin erschien sofort in ihrer glänzendsten Kleidung auf dem Schiff, sah die vielen Sachen, legte sich zuletzt auf das schöne Bett, um es zu versuchen; es war aber gerade gut. Wie sie nun Vieles gekauft hatte und heimkehren wollte, sah sie nur einmal, daß sie weit weg war vom Lande. Während sie nämlich die schönen Sachen angesehen, hatte man das Schiff ganz sanft vom Lande gestoßen, und ohne, daß sie es gemerkt, war sie immer weiter fortgeführt worden. Da ward sie zornig und sprach: das sei Verrath und sie wolle sich schon rächen. Der Junge sagte: sie möge nicht böse sein, denn sie würde die Gemahlin eines großen Königs werden. „Das wird nie und nimmer geschehen!" rief sie trotzig. Als sie an den Hof anlangten, eilte ihnen der König entgegen und war von ihrer Schönheit über die Maßen entzückt, daß er zu

seinem Knecht sprach: „o das kann ich dir nicht genug vergelten!" Er bot der Königsjungfrau sogleich seine Hand an. Diese aber erwiderte mit finsterm Blick: nein, nie und nimmermehr wolle sie das thun, bis er nicht ihre Stuten sammt dem Fohlenhengst hergebracht hätte. Sie gedachte sich aber dadurch frei zu machen, denn sie wollte keinen Gemahl und sie glaubte, das werde der König nicht bewerkstelligen können. Die Stuten waren auf einer großen unterseeischen Wiese, allein von einem Fohlenhengst bewacht, der Feuer schnaubte und so stark war, daß man glaubte, es gebe nichts Stärkeres, das ihn bewältigen könne. Da ging der König zu seinem Knechte und sprach: „hast du mir die Königsjungfrau gebracht, so mußt du mir auch ihre Stuten sammt dem Fohlenhengst bringen!" Der Knecht bat und entschuldigte sich, das werde nicht gehen; aber der König sprach: „geschieht es bis morgen um diese Zeit nicht, so hast du dein Haupt verloren!" Da fing der Knecht an zu klagen, daß sei doch großer Undank für so treue Dienste und erzählte es seinem Roß. „Gehe gleich zum König!" tröstete ihn dieses, „und lasse mir einen Mantel aus sieben Büffelhäuten machen." Als das geschehen war, ritt der Knabe an das Ufer der See und ließ, so wie ihm sein Roß sagte, eine große Erdhöhle graben, so daß er sich und sein Roß darin wohl verbergen könnten. Dann fing das weiße Sonnenroß laut an zu wiehern und lief darauf mit dem Jungen in die Höhle. Als der Fohlenhengst das Gewieher hörte, spitzte er die Ohren, glaubte Gefahr zu merken und lief im Sturm nach der Richtung, woher das Wiehern gekommen war; allein als er am Ufer anlangte und hier nichts sah, eilte er zurück. Nun wieherte das Sonnenroß zum zweitenmal und versteckte sich gleich wieder. Der Fohlenhengst kam abermals im Sturm herangelaufen, sah sich um und wie er nichts merkte,

kehrte er um. Jetzt wieherte das Sonnenroß zum drittenmal und blieb nun auf der Stelle stehen und erwartete mit Kampfbegier den Fohlenhengst. Der stürmte Feuer schnaubend heran und fiel über das Sonnenroß und beide bissen sich nun so, daß das Blut in Strömen floß, aber keiner gab nach; der Meerhengst war zwar noch immer und biß dem Sonnenroß allmälig alle sieben Büffelhäute durch, aber da war er auch von der großen Anstrengung des Kampfes und dem dreimaligen Laufe ganz müde; das Sonnenroß hatte aber noch seine eigenen Kräfte ganz und biß den Fohlenhengst noch einmal so, daß er niederfiel und sich ergab. Da kam der Junge herbei und legte ihm den Zaum an und jetzt ging er geduldig neben dem Sonnenroß und alle Stuten folgten von selbst ihrem Hüter. Als sie an den Hof gelangten, freute sich der König sehr und sprach zum Knaben: „jetzt will ich nichts mehr von dir verlangen!“ und kam zur Königsjungfrau und sagte: „die Stuten und der Hengst sind im Hof, nun wirst du wohl nicht länger zaudern und meine Gemahlin werden!“ Aber sie sprach wieder trotzig: „noch nicht; erst melke die Stuten und bade in der siedenden Milch, daß du so weiß wirst, wie ich bin!“ Sie hoffte aber, das werde er nicht können. Da kam der König nochmals zu seinem Knecht und sprach: „höre, du mußt mir noch die Stuten melken!“ „O König, habe ich nicht genug für dich gethan und hast du mich nicht selbst freigesprochen?“ „Was ich dir befehle, mußt du thun, geschieht es nicht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Da ging der Knecht traurig in den Stall und klagte seinem Roß; das tröstete ihn und sprach: „führe mich nur gleich in den Hof.“ Als das geschehen war, so blies es einmal aus seinem linken Nasenloch und es wurde gleich so frostig kalt, daß alle Stuten und der Fohlenhengst im Koth, in dem sie standen, gleich einfroren; so ließen

sich alle leicht melken. Nun wurde die Milch in einen großen Kessel geschüttet und zum Sieden gebracht. Als sie hoch aufbrodelte, rief die stolze Königsjungfrau: „nun König, jetzt steige hinein und bade.“ Da fürchtete er aber, er werde sogleich in dem siedenden Qualm ersticken. Er ließ wieder seinen Knecht herkommen und sprach: „gleich steige hinein und bade da, daß ich sehe, wie es ist!“ Da war es dem Jungen nicht recht und er sagte: „o König, du verlangst Unbilliges von mir, stehe ab!“ Da drohte der König: „thust du es nicht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Nun ging der Junge traurig in den Stall und klagte es seinem Roß. „Führe mich nur zum Kessel, dann fürchte dich nicht und steige nur getrost hinein. So that der Junge. Als er sich nun entkleidet hatte und hineinstieg, blies das Roß aus dem linken Nasenloch so viel Frost hinein, daß die Milch lauwarm wurde. „O wie prächtig ist es!“ rief der Junge und wurde zusehends weiß, daß es eine Herrlichkeit war, ihn anzusehen. Da rief der König: „heraus, schnell!“ denn er fürchtete, der Knecht werde zu schön werden und sprang darauf selbst hinein. Kaum war aber der Junge heraus, so blies das Sonnenroß aus dem rechten Nasenloch solche Glut in den Kessel, daß die Milch wieder gleich aufbrodelte und der König im Nu darin verschwand und zerkocht war, daß man gar nichts von ihm als die weißen Knochen fand. Jetzt trat der Junge vor die stolze Königsjungfrau und sprach: „ich bin der Mann, dem das Sonnenroß gehört und der Karfunkelstein, der die Kräm mit den Goldborsten sammt ihren zwölf Ferkeln eingefangen, der dich hieher gebracht und die Stuten gemolken und in der siedenden Milch gebadet hat, willst du mich zum Gemahl!?“ Er war aber jetzt so schön, so sieghaft und gewaltig von Gestalt, daß die stolze Königsjungfrau in Liebe erglühte und ausrief: „Ja dich und

keinen andern will ich haben!" So ward der Junge Gemahl der schönen Königsjungfrau mit den goldnen Zöpfen und war jetzt auch Herr und König des Reiches, das sein undankbarer Gebieter besessen hatte. Die falschen Diener aber, welche die gerechte Strafe fürchteten, waren bei Zeit geflohen. Was mit dem Sonnenroß, dem Fohlenhengst und den Stuten weiter geschehen, weiß Niemand zu sagen, aber der junge König und die schöne Königin lebten noch lange glücklich und leben bis auf den heutigen Tag, wenn sie nicht gestorben sind.

---

21. Die Königstochter in der Flammenburg.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte so viele Kinder, als Löcher sind in einem Sieb und hatte alle Leute in seinem Dorfe schon zu Gevatter gehabt; als ihm nun wieder ein Söhnchen geboren wurde, setzte er sich an die Landstraße, um den ersten besten zu Gevatter zu bitten. Da kam ein alter Mann in einem grauen Mantel die Straße, den bat er und der nahm den Antrag willig an, ging mit und half den Knaben taufen. Der alte Mann aber schenkte dem Armen eine Kuh mit einem Kalb, das war an demselben Tage, an welchem der Knabe geboren, zur Welt gekommen und hatte vorn an der Stirne einen goldnen Stern und sollte dem Kleinen gehören. Als der Knabe größer war, ging er mit seinem Rind, das zwar nun ein großer Stier geworden, jeden Tag auf die Weide. Der Stier aber konnte sprechen und wenn sie auf dem Berg angekommen waren, sagte er zum Knaben: „bleibe du hier und schlafe, indeß will ich mir schon meine Weide suchen!" So wie der Knabe schlief, rannte der Stier wie der Blitz fort und kam auf die große Himmelswiese und fraß hier

goldne Sternblumen. Als die Sonne unterging, eilte er zurück und weckte den Knaben und dann gingen sie nach Hause. Also geschah es jeden Tag, bis der Knabe zwanzig Jahre alt war. Da sprach der Stier eines Tages zu ihm: „jetzt sitze mir zwischen die Hörner und ich trage dich zum König, dann verlange von ihm ein sieben Ellen langes eisernes Schwert und sage: „du wollest seine Tochter erlösen!" Bald waren sie an der Königsburg; der Knabe stieg ab und ging vor den König und sagte, warum er gekommen sei. Der gab gern das verlangte Schwert dem Hirtenknaben; aber er hatte keine große Hoffnung seine Tochter wieder zu sehen, denn schon viele kühne Jünglinge hatten es vergeblich gewagt, sie zu befreien. Es hatte sie nämlich ein zwölfhäuptiger Drache entführt und dieser wohnte weit weg in einer Flammenburg, zu der Niemand gelangen konnte, denn erstens war auf dem Wege dahin ein hohes unübersteigliches Gebirg, zweitens ein weites und stürmisches Meer und drittens wohnte der Drache in einer Flammenburg. Wenn es nun auch Jemanden gelungen wäre, über das Gebirg und das Meer zu kommen, so hätte er doch durch die mächtigen Flammen nicht hindurchdringen können und wäre er glücklich durchgedrungen; so hätte ihn der Drache umgebracht. Als der Knabe das Schwert hatte, setzte er sich dem Stier zwischen die Hörner und im Nu waren sie vor dem großen Gebirgswall. „Da können wir wieder umkehren," sagte er zum Stier, denn er hielt es für unmöglich, hinüber zu kommen. Der Stier aber sprach: „warte nur einen Augenblick!" und setzte den Knaben zu Boden. Kaum war das geschehen, so nahm er einen Anlauf und schob mit seinen gewaltigen Hörnern das ganze Gebirge auf die Seite, also, daß sie weiter ziehen konnten. Nun setzte der Stier den Knaben sich wieder zwischen die Hörner und bald waren sie am Meere angelangt.

„Jetzt können wir umkehren!“ sprach der Knabe, „denn da kann Niemand hinüber!“ „Warte nur einen Augenblick!“ sprach der Stier, „und halte dich an meinen Hörnern.“ Da neigte er den Kopf zum Wasser und soff und soff das ganze Meer auf, also, daß sie trocknen Fußes, wie auf einer Wiese weiter zogen. Nun waren sie bald an der Flammenburg. Aber da kam ihnen schon von Weitem solche Glut entgegen, daß der Knabe es nicht mehr aushalten konnte. „Halte ein!“ rief er dem Stiere zu, „nicht weiter, sonst müssen wir verbrennen.“ Der Stier aber lief ganz nahe und goß auf einmal das Meer, das er getrunken hatte, in die Flammen, also, daß sie gleich verlöschten und einen mächtigen Qualm erregten, von dem der ganze Himmel gleich mit Wolken bedeckt wurde. Aber nun stürzte aus dem fürchterlichen Dampfe der zwölfhäuptige Drache voll Wuth hervor. „Nun ist es an dir!“ sprach der Stier zum Knaben, „siehe zu, daß du auf einmal dem Ungeheuer alle Häupter abschlägst!“ Der nahm alle seine Kraft zusammen, faßte in beide Hände das gewaltige Schwert und versetzte dem Ungeheuer einen so geschwinden Schlag, daß alle Häupter herunterflogen. Aber nun schlug und ringelte sich das Thier auf der Erde, daß sie erzitterte. Der Stier aber nahm den Drachenrumpf auf seine Hörner und schleuderte ihn nach den Wolken, also daß keine Spur mehr von ihm zu sehen war. Dann sprach er zum Knaben: „mein Dienst ist nun zu Ende. Gehe jetzt ins Schloß; da findest du die Königstochter und führe sie heim zu ihrem Vater!“ Damit rannte er fort auf die Himmelswiese und der Knabe sah ihn nicht wieder. Der Junge aber fand die Königstochter drinnen und sie freute sich sehr, daß sie von dem garstigen Drachen erlöst war. Sie fuhren nun zu ihrem Vater, hielten Hochzeit und es war große Freude im ganzen Königreiche.

---

22. Der Hünentödter.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte drei Söhne; jedem baute er ein großes steinernes Haus und als er sterben sollte, rief er sie an sein Bett und sagte: „ich habe viele Sünden, wenn ihr aber nach meinem Tode mit eurer Mutter eine Wallfahrt zur heiligen Waldkapelle im Morgenlande machet, so hoffe ich, Vergebung zu erlangen.“ Die Söhne gelobten das zu thun. Nachdem aber der Vater begraben worden, vergaßen sie und ihre Mutter lange darauf. Nur einmal hörten sie in einer Nacht ein großes Gerumpel im Hause; das wiederholte sich in der folgenden Nacht. In der dritten kam ein Priester und betete den Geist hinaus; allein der Priester sagte, wenn sie die gelobte Wallfahrt am folgenden Tag nicht anträten, so würde der Geist immer wieder erscheinen. Da machten sich die drei Brüder mit ihrer Mutter auf den Weg und jeder nahm eine Windbüchse mit. Abends schliefen sie in einem Walde; sie hielten aber abwechselnd Wache, damit nicht Räuber oder wilde Thiere sie überfallen könnten. Zuerst wachte der Aelteste, dann der Mittlere und von **11** bis **1** Uhr sollte der Jüngste Wache halten. Aber er galt unter seinen Brüdern als ein Dummrian und sie sprachen unter einander: „wir wollen ruhig schlafen, der kann auch bis zum Morgen Wache stehen!“ Sie hatten aber ein großes Feuer gemacht; das schürte der Junge an und stellte sich darauf weit weg. Nur einmal kam ein fürchterlicher Löwe und gerade auf den Jungen los. Er nahm seine Windbüchse und wie der Löwe nahe war, schoß er ihn nieder; man hörte nur einmal: puck! und der Löwe war todt. Seine Mutter und seine Brüder schliefen fest. Der Junge nahm sein Messer, schnitt dem Löwen eine Pfote ab, steckte sie ein, schleppte ihn auf die Seite und be-

deckte ihn mit Blättern. Er stellte sich wieder an seinen Platz; da kam ein wilder Bär und geradezu auf ihn. „Der ist gefährlich!“ dachte er, „du mußt einen sichern Schuß haben!“ ließ ihn ganz herankommen; da erst drückte er los; man hörte nur einmal: puck! und der Bär plumpste todt nieder. Er schnitt ihm auch eine Pfote ab und schleppte ihn zum todten Löwen und bedeckte ihn mit Blättern. Kaum war das geschehen; so stürmte ein Wolf herbei mit flammenden Augen und aufgesperrtem, grimmigem Rachen. „Der ist noch gefährlicher!“ sprach der Junge bei sich; „jetzt mußt du dich zusammennehmen!“ Er ließ ihn ganz nahe kommen, bis der Lauf dem Wolf in den Rachen ging, schoß ihn glücklich nieder, schnitt eine Pfote ab, steckte ihn ein und schleppte den Wolf zum Löwen und Bären und bedeckte ihn mit Blättern. Nun kam nichts weiter und Alles war ruhig. Da dachte er, er wolle doch sehen, ob in der Umgegend kein Haus zu entdecken sei, stieg auf den höchsten Baum und sah in der Ferne ein großes Feuer. Er warf seine Mütze nach der Richtung, stieg hinunter und ging dem Feuer zu. Dort sah er zu seinem Schrecken drei mächtige Hünen, welche einen Ochsen am Spieß brieten. Er kroch schnell auf einen nahen Baum, daß sie ihn nicht bemerkten und sah zu. Nur einmal nahmen sie einen Ochsen vom Feuer und zerrissen ihn in Stücke. Ein Hüne wollte gerade einen Schenkel zum Munde führen; da plagte den Jungen der Muthwille; er nahm seine Windbüchse, zielte und schoß ihm den Schenkel vom Munde fort. „Was bläs't du so?“ rief er seinem Nachbar zu, „daß mir der Bissen entfällt.“ „Ich habe nicht geblasen!“ sprach dieser und wollte eben ein Schaff (Zuber) das sie als Becher gebrauchten, mit Wein zum Munde führen; da schoß der Junge wieder, daß das Schaff sprang und der Wein dem Hünen in den Bart

und zur Erde floß. Der dritte Hüne lag auf dem Boden und als er das sah, mußte er lachen. „Aha, du hast geblasen und gestoßen!“ riefen die zwei andern und wollten über ihn herfallen; nur einmal puck! war dem dritten Hünen, wie er den Mund wieder öffnete und lachte, ein Zahn herausgeschossen. „Wer hat mit einem Steinchen mich geworfen?“ rief er und brüllte vor Schmerz. Da sahen sie ein, es gehe nicht mit rechten Dingen zu und sprachen: „es muß ein Erdwurm in der Nähe sein“ und fingen an zu suchen und zu schnuppern. Von dem heftigen Athmen der Hünen rauschten die Blätter und der Junge fing an zu zittern. Endlich sah ihn einer, wie er oben in einem Zweige saß. „Aha! haben wir dich, du loser Vogel! gleich herunter mit dir!“ Der Knabe wollte anfangs nicht; da rief einer von den Hünen: „wenn du nicht gleich kommst; reiße ich den Baum aus und werfe dich mitsammt aufs Feuer.“ Nun dachte der Junge, sterben müsse er ohnehin, er wolle es mit Gutem versuchen und kletterte hinunter. Als ihn der Hüne erreichen konnte, packte er ihn am „Hosentoppert“ mit zwei Fingern, um ihn nicht zu zerdrücken, brachte ihn zum Feuer und stellte ihn ins Licht. „Hast du auf uns geworfen du kleiner Wicht? sage es nur; es soll dir nichts geschehen!“ Da sagte der Junge, er habe da ein Blaserohr und mit dem habe ers versucht! „Du kannst verwünscht gut treffen; das ist aber prächtig; wir haben schon lange auf so einen gewartet. Du sollst gleich deine Kunst wieder versuchen. Wir gehen zur königlichen Burg, um die Königstochter zu stehlen; bekommen wir die, so brauchen wir nichts mehr; denn alle Reichthümer stehen uns dann zu Gebot. In der nächsten Stunde von 12 bis 1 Uhr schläft Alles im Schlosse; nur ein weißes Hündlein geht um die Mauer und wacht. Dieses war allein Schuld daran, daß wir bisher

nicht hineinkonnten; denn waren wir an der Mauer; so bellte es und gleich erwachte Alles im Schlosse. Du sollst nun das Hündlein schießen!“ Damit machten sie sich auf den Weg. Allein die Hünen hatten nur zwei, drei Schritte gethan; so hatten sie den Kleinen auch schon aus dem Gesicht verloren; er lief zwar in einem fort neben ihnen her und doch konnte er nicht nachkommen. Da kehrte einer der Hünen um, setzte ihn vorn auf seinen Hut und jetzt thaten sie noch einige Schritte, so sahen sie die Burg und es ging das weiße Hündlein wieder auf der Mauer herum. Da setzte der Hüne den Kleinen nieder und sprach: „krieche du näher, du bist ja nur wie ein Käfer; dich wird es nicht sehen und schieß' es zusammen.“ Der Knabe schlich bis auf Schußweite vorwärts, setzte an und puck! lag das Hündlein im Graben. Nun schritten die Hünen herbei, durchbohrten die Mauer, und schickten den Kleinen durch das Loch in die Burg. Durch die beiden ersten Zimmer, sagten sie, solle er nur hindurchgehen; in dem dritten liege die Prinzessin im Bett und schlafe; er solle sie nehmen und ihnen bringen. Der Junge kroch durch das Loch und kam in den Burghof; alle Wächter schliefen; er ging durch die beiden Zimmer; auch da schlief im ersten der König und im zweiten die Königin. Im dritten aber lag die Königstochter in einem seidnen Bett und war schön wie ein Bild, daß er sich nicht satt sehen konnte. Da erblickte er an der Wand ein Schwert und eine Flasche und darunter stand geschrieben: „wer dreimal aus mir trinkt, kann das Schwert schwingen und damit Alles erhauen!“ „Ah“ dachte er gleich, „damit kannst du dir die Hünen vom Halse schaffen!“ Er versuchte das Schwert herunterzulangen; doch es rührte sich nicht. Er trank einmal; da nahm ers herunter, aber es entsank ihm aus der Hand; er trank zum zweitenmal; da konnte ers schon heben; er trank

zum drittenmal, da schwang ers in der Luft, wie eine Feder. „Das ist schon Alles gut!“ dachte er; „bevor du aber fortgehst, mußt du ein wenig bei der schönen Prinzessin schlafen!“ Er legte sich neben sie ins Bett und schlief. Wie er aber erwachte, sprang er schnell auf, nahm das Schwert und lief hinaus; denn es waren noch nur wenige Minuten bis zu der Zeit, wo Alles im Schlosse erwachte. Den Hünen war das Warten draußen schon zu lang geworden; sie hatten das Loch in der Mauer viel größer gemacht und wollten eben auch durchkriechen. „Kommst du einmal!“ riefen sie, als sie den Kleinen sahen. „Wie steht es?“ „Ihr müßt auch herein; ich kann sie allein nicht tragen; nur schnell.“ Da zwängte sich der erste durch das Loch und wie er ganz drinnen war, hieb der Junge mit einem Schlag ihm den Kopf ab; da kam der zweite, dem machte ers ebenso; es kam der dritte; es geschah ihm ein Gleiches. Dann nahm er von jedem Hünen die Zunge, steckte sie ein, wischte das Schwert, lief in das Zimmer und hing es an seiner Stelle auf, küßte noch einmal die schöne Prinzessin mit Heftigkeit auf die Stirne, streifte ihr einen Ring vom Finger und eilte damit fort. Kaum war er durchs Loch gekrochen; so schlug es vom Schloßthurm eins und nun fing allmälig Alles an zu erwachen. Ein Hauptmann ging aber zuerst um die Mauer; nur einmal sah er die drei großen Hünenleiber und die drei Häupter daneben. „Ha, ha!“ dachte er, „das ist vortrefflich!“ er ging gleich hin und machte sein Schwert blutig; dann ließ er Lärm schlagen und gleich kam alles Volk zusammen und auch der König eilte herbei. Da zeigte er die Hünen und sprach: „nach langem Kampfe habe ich sie getödtet!“ Der König aber hatte versprochen, seine Tochter dem zur Gemahlin zu geben, welcher diese Ungeheuer umbringen würde; er freute sich sehr, daß man der Landplage nun einmal los geworden und ging zu seiner

Tochter und meldete ihr das frohe Ereigniß. Sie aber fühlte noch auf ihrer Stirne den brennenden Kuß und hatte wie im Traume den jungen Helden gesehen, wie er neben ihr gelegen und das Schwert geschwungen hatte. Als sie jetzt den garstigen Hauptmann sah, der sich für den Hünentödter ausgab; so wußte sie, das sei nicht der rechte; sie wollte aber ihrem Vater nicht widerreden und sagte nur: ein Jahr solle er ihr noch erlauben ledig zu bleiben und ihr eine Bitte erfüllen; auf Jahr und Tag wolle sie dann mit ihrem Retter die Hochzeit feiern. Das gewährte ihr der König gern und nun bat sie ihren Vater, er solle an die Landstraße ein Wirthshaus bauen und sie mit ihren Mägden allein dort wohnen lassen. Als das Haus fertig war, zog sie ein und ließ auf das Schild schreiben: „Niemand bekomme hier ein Unterkommen um Geld, wer aber seinen Lebenslauf erzähle, werde gut aufgenommen und reichlich mit Speise und Trank versehen!“ Da sprachen eine Menge Pilger ein und jeder erzählte für die gute Bewirthung seine Lebensgeschichte.

Als der Junge aus dem Schlosse hinaus war, eilte er zu seinem Bruder und zu seiner Mutter in den Wald. Sie schliefen aber noch immer fort und er wachte, bis der Tag anbrach. Jetzt weckte er sie, doch kam es ihnen noch immer zu frühe vor. „Ihr habt über die Zeit geschlafen,“ sprach der Junge; „ich habe mir das Leben ausgewacht.“ „Schweig du, Dummrian, was weißt du, wie es an der Zeit ist.“ Nun standen sie endlich auf und gingen mit ihrer Mutter weiter; nach mancherlei Fährlichkeiten gelangten sie zur heiligen Waldkapelle im Morgenlande, verrichteten da ihr Gebet und kehrten dann wieder um und zogen heimwärts. Auf der Fahrt hatte der Junge mehrmals erzählt, was er in der Nacht, wie sie geschlafen, gethan habe; allein seine Mutter und seine Brüder lachten

ihn aus, verspotteten ihn jedesmal und sprachen: „Du Hasenfuß hast ja wie ein Held geträumt!" Endlich kamen sie auf dem Rückweg auch an das neue Wirthshaus, wo die Königstochter wohnte. Das Jahr ging bald zu Ende und sie hatte vor Kurzem einen schönen Knaben geboren. Da lasen die Brüder die Inschrift am Schild und den älteren und der Mutter kam das sonderbar vor und sie sprachen: „Da gehen wir nicht hinein, wir haben ja Geld, was wollen wir unsere Lebensgeschichte erzählen." Aber dem Jüngsten war das gerade recht und er sagte: „ja in der Nähe sei kein anderes Wirthshaus und warum sollten sie denn ihren Lebenslauf nicht erzählen, man könne ja auch mitunter lügen!" Weil sie sich nun nicht anders helfen konnten, so gingen sie hinein; man gab ihnen zu essen und zu trinken, was und wie viel sie wünschten. Dann fingen sie an zu erzählen, zuerst die Mutter, darauf die beiden ältern Brüder. Das war Alles gut und der Königstochter recht. Als es an den Jüngsten kam, sprach er: er wisse nicht, ob er erzählen solle, denn er müsse mitunter auch lügen. Die Mutter und die Brüder sprachen gleich: „nein, nein, Dummrian darf nicht erzählen, der macht uns nur Schande mit seinen erträumten Lügen. Aber die Königstochter bestand darauf, daß er erzählen solle. Er bat aber, man solle ihn nicht unterbrechen, bis er zu Ende erzählt habe. Nun fing er an und bis in den Wald war seine Erzählung mit der seiner Mutter und seiner Brüder so ziemlich gleich; allein nun kam die Geschichte mit dem Löwen, dem Bären und dem Wolf. Da riefen seine Mutter und seine Brüder: „nicht lüge, nicht lüge!" „Nun ich unterbrochen bin," rief er unwillig, „erzähle ich nicht weiter; ich sagte ja ich würde mitunter auch lügen!" Die Königstochter bat ihn aber so sehr, daß er fortfuhr. „Meine Geschichte klingt freilich lügenhaft, aber hier sind da-

für die Beweise. Damit nahm er die Pfote von dem Löwen, Bären und Wolf heraus und zeigte sie. Der Königstochter klopfte das Herz und sie dachte: „aha, dieser ist es! Nur weiter, nur weiter!“ Jetzt kam die Geschichte mit den drei Hünen, wie er sie am Feuer gesehen, wie sie den Ochsen am Spieß gebraten, wie er auf den Baum gestiegen und alle drei gefoppt habe, wie sie ihn herunter geholt hätten und wie er dann mit ihnen vor das königliche Schloß gegangen sei, um ihnen die Königstochter stehlen zu helfen, wie er das weiße Hündlein auf der Mauer todtgeschossen, dann durch das Loch, welches die Hünen in die Mauer gemacht, hindurch gekrochen, ins Schloß und in die Zimmer gekommen sei. Im ersten Zimmer habe der König, im zweiten die Königin, im dritten die Königstochter geschlafen und ein Schwert sei an der Wand gehangen und eine Flasche und unter dieser habe gestanden: wer dreimal daraus trinke, könne das Schwert schwingen und Alles damit erhauen. Da habe er gleich an die plumpen und dummen Hünen gedacht, wie es doch jammerschade wäre, wenn sie die schöne Königstochter bekommen sollten. Er habe dann ein wenig neben der Königstochter geschlafen! „Er lügt, er lügt! sagten wir's doch, er würde uns Schande machen!“ riefen zugleich die Mutter und seine ältern Brüder. „Und es muß doch wahr sein!“ sprach die Königstochter voller Freude, „o erzähle nur weiter!“ Dann, erzählte er fort, sei er schnell aufgesprungen, habe das Schwert genommen und habe den drei Hünen im Hofe, wie sie einzeln durch das Mauerloch gekrochen wären, das Haupt abgeschlagen. „O, wie er wieder lügt!“ riefen seine Mutter und Brüder. „Nur weiter, nur weiter,“ rief die Königstochter, „bis zu Ende!“ Dann habe er das Blut vom Schwerte gewischt, habe es an seine Stelle gehängt und habe zuletzt der Königstochter noch einen feurigen Kuß

gegeben; dann sei er fort; eben habe es auf dem Schloßthurm eins geschlagen, wie er hinaus gekommen. Dann sei er zurück in den Wald zu seinen Brüdern und zu seiner Mutter, die hätten noch geschlafen; am Morgen seien sie dann mit einander weiter gezogen nach der heiligen Waldkapelle im Morgenlande und jetzt sei er hier. Die Geschichte mit der Königstochter und den Hünen sei freilich auch sehr wunderbar, aber er habe dafür auch die Wahrzeichen. Damit langte er die Hünenzungen hervor und den goldnen Ring, den er der Königstochter beim Weggehen vom Finger gestreift hatte. Sie erkannte den Ring gleich und konnte sich nicht länger halten und sprach: „Du bist mein Retter und mein Mann, siehe hier dein Kind!" Die Mutter und die Brüder machten große Augen; sie mußten sich jetzt darein geben und die Sache glauben. Die Königstochter hielt aber noch Alles verborgen; sie zog zu ihrem Vater und sagte: sie wolle nun, da das Jahr vorüber sei, mit ihrem Retter Hochzeit halten. Der Hauptmann saß als Bräutigam an der Tafel und that groß; die drei Brüder und ihre Mutter waren auch zugegen. Da bat die Königstochter den Hauptmann, er solle die Geschichte mit den Hünen erzählen. Dazu war er gleich bereit und fing an zu erzählen und log so viel zusammen, daß man in der Banner Pelzmühle, wo man die Lügen mahlt, in zehn Jahren nicht so viel zusammen mahlen kann. Da hatte er dieses und jenes gethan und sehr viel Angst und Schweiß und Gefahr ausgestanden, bis er die drei Ungeheuer überwältigt hätte. Da sprach der Junge: womit könne ers beweisen, daß er die Hünen umgebracht habe? Da ließ der Hauptmann die Hünenhäupter hereinbringen. Der Junge aber sperrte die Mäuler auf und fragte, wo denn die Zungen seien? Da wußte der Hauptmann keinen rechten Bescheid, stockte und happerte und sprach:

Hünen hätten ja keine. Der Junge aber langte die Zungen hervor und sie paßten genau. „Wer hat nun," fragte der Junge, „die Hünen getödtet, der, welcher die Häupter oder der, welcher die Zungen hat?" „Der die Zungen hat!" riefen Alle. Da wurde der Hauptmann ergriffen und für seinen bösen Betrug in ein Faß, das inwendig mit Nadeln besetzt war, hineingelegt und ins Meer gerollt.

Der Junge aber feierte jetzt die Hochzeit mit der schönen Königstochter und war glücklich und zufrieden. Seine Mutter und seine Brüder zogen heim und schämten sich, daß sie den Jüngsten für einen Dummrian gehalten und mißachtet hatten; der aber ward bald König und blieb geehrt sein Leben lang.

---

23. Das Rosenmädchen.

Eine Waldfrau hatte einen armen Waisenjungen, der sich verirrt hatte, mitleidig in ihr Haus genommen und pflegte ihn wie eine rechte Mutter. Als er groß war, sagte er eines Tages: „Mutter ich muß fort, ich will das Rosenmädchen suchen!" „Das ist weit mein Sohn, und wenn du auch dahin gelangen solltest, so wirst du es dennoch schwer erwerben, denn es wird von einem Drachen bewacht!" Der Knabe ließ sich aber nicht länger halten; da gab ihm seine Mutter eine Schelle und sprach: „wenn du etwas wünschest, so läute damit!" Nun ging er lange, lange fort und kam nur einmal bei einem großen Bienenschwarm und fragte die Bienenmutter, ob sie nicht wisse, wo das Rosenmädchen wohne. Das wisse sie nicht, sagte sie, aber sie könnte es bald erfahren und damit schickte sie alle Bienen aus, um Kundschaft einzuziehen. Sie kamen zurück und wußten keine Nachricht. Da zählte sie die Bienenmutter

und es fehlte eine. Endlich kam auch die; sie war auf dem Wege lahm geworden und brachte erwünschte Botschaft, denn sie war gerade bei dem Rosenmädchen gewesen. Da mußte diese dem Knaben den Weg zeigen. Sie führte ihn über eine große, große Wiese und sie kamen dann an einen Wald. Am Ende des Waldes wohnte das Rosenmädchen in einem großen Schloß. Der Knabe verdingte sich nun da als Gänsejunge und weidete immer in der Nähe des Gartens. Hier sah er das Rosenmädchen jeden Tag, wie es unter den Blumen wandelte und es war sehr schön. Da hörte er, das Rosenmädchen fahre jeden Abend in die Stadt zum Ball. Als es Abend wurde, nahm er seine Schelle und läutete. Da stand vor ihm ein kupfernes Roß bereit und lag daneben ein kupferner Mantel; sogleich legte er den Mantel um, setzte sich auf und zog in die Stadt. Auf dem Balle ging er stets mit dem Rosenmädchen und das hatte seine Freude an dem schönen Jungen. Noch ehe der Ball aus war, machte er sich heimlich fort, setzte sich auf sein Roß und ritt heim. Das Rosenmädchen erzählte seiner Mutter von dem schönen Jungen im kupfernen Mantel; dieser aber hütete schon wieder als armer Hirtenknabe die Gänse und blickte nur verstohlen in den Blumengarten. Den folgenden Abend zog das Rosenmädchen wieder zum Ball; der Hirtenjunge schellte abermals und ein silbernes Roß stand gleich bereit und ein silberner Mantel lag daneben. Er warf den Mantel um und zog in die Stadt auf den Ball; hier sprach er wieder die ganze Zeit mit dem Rosenmädchen und das hatte seine Freude daran. Noch ehe der Ball aus war, eilte er hinaus, setzte sich auf sein Roß und flog fort. Am folgenden Morgen erzählte das Rosenmädchen abermals seiner Mutter von dem schönen Jungen, wie er jetzt mit einem silbernen Mantel bekleidet gewesen. Dieser aber hütete wieder die Gänse

und blickte verstohlen in den Blumengarten. Die Mutter war begierig den schönen Jungen kennen zu lernen und fragte ihre Tochter, ob sie ihn denn nicht gezeichnet hätte. Das Rosenmädchen sagte: „nein!“ So nimm denn zum nächstenmal ein wenig Pech mit und wenn er mit dir tanzt, so wickle es ihm ins Haar. Am Abend fuhr das Rosenmädchen wieder auf den Ball und nahm Pech mit. Der Hirtenjunge holte seine Schelle hervor und läutete. Da stand ein goldnes Pferd bereit und ein goldner Mantel lag daneben. Er hüllte sich schnell in den Mantel, schwang sich aufs Roß und war bald in der Stadt. Auf dem Ball ging er gleich wieder zum Rosenmädchen und tanzte mit ihm; da wickelte es ihm ein wenig Pech ins Haar. Als der Ball zu Ende ging, eilte er hinaus, schwang sich auf sein Roß und war bald daheim. Am Morgen erzählte das Rosenmädchen wieder seiner Mutter von dem schönen Jungen, wie er jetzt in einen goldnen Mantel gehüllt gewesen und wie sie ihm während des Tanzes Pech ins Haar gewickelt habe. Der Gänsejunge sah wieder verstohlen durch die Gartenhecke. Wie er aber gegen Mittag nach Hause kam, sah das Mädchen ihn lange an und merkte, daß das Haar verstrauft war. „Du bist unser Retter!“ rief sie endlich voll Freude. „Das will ich gerne sein!“ rief der Junge. Die Mutter sprach: „auf denn, daß wir entfliehen, noch schläft der Drache; erwacht er aber bald, so sind wir verloren!“ Da ging der Hirtenjunge hinaus und schellte dreimal: sogleich stand das kupferne, silberne und goldne Pferd bereit. Das Rosenmädchen setzte er auf das goldne und legte ihr den goldnen Mantel um, die Mutter auf das silberne und gab ihr den silbernen Mantel; er schwang sich auf das kupferne und hüllte sich in den kupfernen Mantel und jetzt sprengten sie zusammen fort. Im Schlosse aber lag ein mächtiges Faß mit drei eisernen Reifen. Darin schlief der

Drache seinen Jahresschlaf. Der war gerade zu Ende. Nur einmal sprang ein Reif, bald sprang der zweite und der dritte und krachte jedesmal so gewaltig wie ein Donnerschlag. Jetzt rieb sich der Drache die Augen und sah um sich. „Wo ist mein Rosenmädchen?“ Aber es antwortete Niemand. Da sprang er auf und sah in allen Zimmern nach und im Garten und es war Niemand da; nun eilte er in den Stall, nahm seinen Fohlenhengst, schwang sich auf denselben und sprach: „nun trage mich flugs zum Räuber hin!“ Es dauerte nicht lange so hatte er die Fliehenden erreicht. Sie waren gleich wie auf die Stelle gebannt und konnten nicht weiter. Da sprach der Drache: „ich könnte dich, du kleiner Erdenwurm, zerschmettern, allein das brächte mir wenig Ruhm!“ Da nahm er dem Knaben die Schelle, die drei Rosse, das goldne und silberne mit dem Rosenmädchen und seiner Mutter und zog zurück. Noch sah er einmal zurück und höhnte den Knaben: „du könntest das Rosenmädchen wohl erlösen, wenn du ein Roß, wie ich, von meiner Mutter bekämest; allein das wird nie und nimmer geschehen!“

Damit zog er heim und legte sich wieder in sein Faß zum Jahresschlaf und die eisernen Ringe legten sich von selbst darum. Das Rosenmädchen und seine Mutter waren nun wieder einsam; es pflegte am Tage die Blumen und Abends zog es nicht mehr auf den Ball, sondern dachte immer an seinen Retter. Der Knabe aber ging immer fort und suchte die Mutter des Drachen. Da sah er einen Raben, der hatte sich in ein Netz verstrickt; der bat den Knaben, er möge ihm heraushelfen, er werde ihms einmal vergelten. Der Knabe machte ihn frei und der Vogel flog fort. Wie er weiter kam, sah ihn ein Fuchs, der steckte in einer Falle und konnte nicht fortkommen. „Hilf mir!“ sprach dieser, „ich will dirs ver-

gelten!“ Der Junge machte ihn frei und der Fuchs lief in den Wald. Da kam der Knabe zum Meeresufer und hier zappelte ein großer Fisch auf dem Trocknen. „Setze mich ins Wasser! ich will dirs vergelten!“ Der Knabe that es und bald sah er ein Häuschen im Wald; hier wohnte die Mutter des Drachen. Er ging hinein und fragte, ob sie ihn in den Dienst nehmen wolle. „Ei ja wohl, du sollst mir meine Stute hüten! Was soll ich dir geben aufs Jahr?“ sprach die Alte. „Nur ein Füllen!“ sagte der Knabe. „Es sei!“ erwiederte die Alte, „bringst du mir aber Abends die Stute einmal nicht heim; so ist es mit deinem Leben am Ende.“ Die Hexe hatte schon viele in den Dienst genommen und hatte Alle umgebracht. Da zog am Morgen der Knabe mit der Stute aufs Feld; bald aber war sie aus seinen Augen und er suchte sie bis gegen Abend und konnte sie nicht finden. Da sah er den Vogel und sprach: „hilf mir, wenn du kannst“ und erzählte ihm, was ihn bekümmere. Da sagte der Rabe gleich: „die Stute ist in den Wolken und hat gefüllet, komm setze dich auf meinen Hals, ich führe dich hin!“ Das that er denn und brachte so die Stute und das Füllen nach Hause und die Alte verwunderte sich. Am folgenden Morgen, wie er sie hinaustrieb, ging es ihm wieder so; die Stute war mit dem Füllen auf einmal verschwunden und er suchte sie bis gegen Abend und konnte sie nicht finden. Da traf er den Fuchs und klagte ihm seine Noth. Der Fuchs sprach gleich: „sie ist in der Berghöhle und hat da gefüllet, komm setze dich auf meinen Schwanz, ich will dich hinführen!“ Das that er und nun kam er durch ein Fuchsloch in die Höhle und trieb die Stute und die zwei Füllen nach Hause. Die Hexe machte wieder große Augen. Am dritten Tage, wie er die Stute und die zwei Füllen austrieb, waren sie gleich wieder vor seinen Augen verschwunden; er suchte sie

bis gegen den Abend und fand sie nicht. Da kam er auch ans Meer und sah betrübt ins Wasser. Nur einmal kam der große Fisch heraufgeschwommen und fragte ihn, warum er so traurig sei! und der Knabe erzählte seine Noth. „Sie ist auf dem Meeresgrunde und hat da gefüllet; ich will dich aber gleich hinführen!“ Da nahm ihn der Fisch in seinen Mund und führte ihn hinab und so trieb er die Stute und die drei Füllen nach Hause. Die Alte verwunderte sich und wußte nicht, wie das zuginge. Sie konnte nun die Stute und die Füllen nirgends mehr verbergen und so weidete sie der Knabe auf dem Felde bis das Jahr um war. Da sagte sie: „jetzt wähle dir ein Füllen!“ und er nahm sich das älteste; das war eine schöne Stute geworden. Darauf ritt er hin, um das Rosenmädchen zu befreien. Kaum war er in der Nähe, so fing seine Stute an zu wiehern. Das hörte der Fohlenhengst des Drachen im Stall und fing auch an zu wiehern und zu stampfen, daß Alles erbebte. Darüber erwachte der Drache im Fasse, denn es war auch das Jahr gerade zu Ende. Die drei Reife sprangen mit großem Knall nach einander ab; er hörte das Wiehern, sprang auf und lief in den Stall. Aber der Fohlenhengst hatte sich schon losgerissen und wollte zur Stute laufen. Da faßte ihn der Drache an den Mähnen und schwang sich auf seinen Rücken und wollte ihn bändigen; der aber bäumte sich gewaltig; der Drache stürzte herunter und nun zerstampfte ihn der wilde Hengst unter seinen Füßen, daß er gleich todt war. Dann sprengte er über die Schloßmauer und lief der Stute nach. Als aber der Knabe am Schlosse angelangt war, sprang er gleich ab und stieg über die Gartenhecke hinüber und grüßte und empfing das Rosenmädchen. Seine Stute war gleich umgekehrt und lief zur Alten zurück und der Fohlenhengst hinter ihr her und konnte sie nicht erreichen bis

sie bei der alten Stute und den beiden andern Füllen war. Der Knabe war nun Herr vom Schloß und hatte auch seine Schelle und die drei Wunderrosse wieder. Darauf hielt er Hochzeit mit dem Rosenmädchen und lebte herrlich und in Freuden.

---

24. Die beiden Geschwister und die drei Hunde.

Ein Müller und seine Frau starben nach einander; sie hinterließen aber zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen und diesen zum Erbe nichts anders, als eine Ziege und einen Hahn. Da wollten die Kinder beide Thiere verkaufen, damit sie zu leben hätten und es band der Knabe der Ziege den Hahn zwischen die Hörner und trieb sie zum Jahrmarkt. Auf der Straße traf er zu einem Fleischhauer, der wollte gerade Vieh kaufen und führte drei Hunde mit sich, einen schwarzen, einen weißen und einen gefleckten. „Willst du nicht mit mir tauschen?“ sprach er zum Knaben. Der sah sich die Hunde an und weil sie ihm sehr gut gefielen, schlug er ein. Der Fleischhauer gab ihm noch ein Pfeifchen und sagte: „wenn du dieses bläsest; so kommen die Hunde, wo sie auch immer sind, dir zu Hilfe!“ Damit kehrte er nach Hause. Aber seine Schwester fing an zu weinen, als sie sah, daß ihr Bruder kein Brot brachte. „So müssen wir jetzt doch verhungern!“ rief sie einmal über das andere. Die Hunde aber hatten Alles verstanden und sie sprangen nur einmal auf und liefen fort. In der Nähe war gerade das königliche Lustschloß. Da lief der schwarze in die Küche und brachte einen Braten; der weiße lief in die Speisekammer und brachte ein Brot, der gefleckte sprang in den Keller und hatte eine Flasche Wein. Nun freuten sich die beiden Kinder, aßen und tranken und hatten von

da an keine Noth; denn wenn sie hungrig waren, so brachten ihnen die Hunde immer Speise. Aber der König hatte gehört, daß drei Hunde so und so in seine Küche, seine Speisekammer und seine Keller einbrächen und das Beste fortschleppten und daß man sie nicht fangen könne. Da befahl er, man solle überall nachsuchen und wenn man die Hunde fange, sie und ihre Herrn umbringen. Das erfuhren auch die Kinder; sie machten sich schnell auf und zogen mit den Hunden tief in einen Wald. Hier kamen sie an eine Hütte, drinnen braunte eine Kerze; sie gingen hinein und da war eine alte Frau. „Gottlob!" rief sie, „heute Nacht gibt es wieder etwas zum umbringen! denn wisset, hier hausen zwölf Räuber, die bald nach Hause kommen." Die Kinder fürchteten sich sehr; allein dem Knaben kam es bald ein, was zu machen sei. Er ließ den schwarzen Hund vor der Gassenthüre, den weißen hinterm Thor, den gefleckten vor der Hausthüre Wache halten. Bald kamen sechs Räuber und fluchten und tobten. Die alte Räubergroßmutter wollte hinaus und ihre Leute warnen; allein der gefleckte Hund knurrte, sprang gegen sie und ließ sie nicht heraus. Als aber die sechs an das Haus kamen, sprang der schwarze Hund auf, riß sie nieder und brachte alle um. Da legte er sich zwischen die Todten und lauerte wieder. Nach kurzer Zeit kamen auch die sechs andern; der schwarze riß sie ebenfalls nieder und würgte sie; nur einer von den Räubern, ein junger Kaufmann, war nicht ganz todt. Der schleppte sich noch zum Thor hinein. Da riß ihn der weiße Hund zu Boden. Die alte Räubergroßmutter mußte jetzt Alles zeigen, was zu sehen war. In einer Kammer lagen große Haufen gestohlener Schätze und an einer Wand hing ein großes Schwert, das hüpfte in der Scheide. Der Knabe nahm es und band es sich an die Seite. Der Keller war voll

von Todten; dahin mußte die Alte auch die Erschlagenen schleppen; allein den halbtodten jungen Kaufmann verschloß sie unbemerkt in die Kammer.

Am andern Morgen nahm der Knabe seinen schwarzen Hund und ging fort, um die Gegend zu beschauen. Die Schwester blieb mit den beiden andern Hunden in der Räuberhütte. Da nahm die Alte einen Topf, ging hinaus in die Kammer, schmierte den Kaufmann und alsbald war er frisch und gesund; beide kamen nun zur Schwester und überredeten sie, sie solle den Kaufmann heirathen und hier wohnen und alle Schätze besitzen. Ihren Bruder sollten sie umbringen, doch müßten sie erst die Hunde fortschaffen. Das sei aber leicht; sie solle nur einzeln dieselben in die Kammer nach Mehl schicken, da werde sie die Alte einsperren. Dem Mädchen gefiel der junge Kaufmann und es willigte ein und dieser versteckte sich. Als ihr Bruder nach Hause kam, erschien ihm seine Schwester verändert; sie sprach auch ganz anders; nur einmal schickte sie die Hunde hinaus in die Kammer nach Mehl. Da merkte sich der Knabe etwas; er ging hinaus und wollte in die Kammer; diese aber war fest verschlossen. Da erinnerte er sich an das Pfeifchen, das ihm der Kaufmann gegeben; er nahm es hervor und blies. Auf einmal sprang die Thüre entzwei und die drei Hunde waren um ihn. Nun ging er wieder in die Hütte. Da stand seine Schwester und der junge Kaufmann und wollten den Knaben eben angreifen und umbringen. Aber er zog sein Schwert und hieb dem Kaufmann den Kopf ab, ging dann in die Kammer und that an der Alten ein Gleiches; darauf befahl er seiner Schwester die Todten in den Keller zu schleppen, warf sie dann selbst hinein und sprach, indem er sie einschloß: „bis du den jungen Räuber nicht aufgegessen hast, sollst du immer hier bleiben!“

Dann nahm der Knabe seine drei Hunde und zog fort. Er kam aber in eine Stadt, wo die Häuser alle mit schwarzem Flor überzogen waren. Er fragte gleich, was das zu bedeuten hätte. Da erzählte ihm der Wirth: in der Nähe sei ein siebenhäuptiger Drache; dem müßte jedes Jahr eine Jungfrau dargebracht werden und jetzt sei es an der Tochter des Königs und darum sei die Stadt in Trauer. Da geschah es, daß die Königstochter hinausfuhr ohne Begleitung; nur der Kutscher war auf dem Wagen. Der Knabe nahm seine Hunde und zog auch dahin; er kam auf einem Umwege noch eher zur Stätte. Der Kutscher aber getraute sich nicht, nahe zu fahren; er hielt schon von Weitem still und die Königstochter mußte zu Fuße die übrige Strecke zurücklegen. Als sie anlangte, kam ihr der Knabe entgegen und sprach: „fürchte dich nicht, ich will den Drachen bestehen!" Sein Schwert hüpfte schon in der Scheide und sehnte sich nach dem Drachenblut. Bald kam der fürchterliche Wurm schnaubend herangefahren. Der Knabe erhob sein Schwert und auf einen Hieb waren alle Häupter unten. Er blieb aber unbedacht auf der Stelle stehen und nun traf ihn der zappelnde Schweif des Drachen, so daß er wie todt hinfiel. Die Hunde sprangen nun auf den Drachen und machten ihn in Kurzem vollends todt; nur zuckten die Glieder, bis die Sonne unterging. Die Königstochter aber sank hin zur Leiche und weinte sehr. Da kamen auch die Hunde und weinten und wußten keinen Rath. Endlich erinnerten sich der weiße und gefleckte Hund an den Topf, aus dem die Alte im Wald den Kaufmann lebendig gemacht. Wie sie es erzählten, gab ihnen der schwarze einen derben Schlag, warum sie nicht eher daran gedacht hätten und sie mußten gleich hinlaufen und den Topf bringen. Als die Königstochter den Todten geschmiert hätte, schlug er die Augen auf, war frisch und gesund und es schien

ihm, als erwache er aus einem tiefen Schlafe. „Du hast mich gerettet und sollst nun auch meine Hand haben, wie es mein Vater versprochen hat!“ rief die Königstochter. Der Knabe freute sich des, aber er wollte sie prüfen, ob sie ihm auch treu sein würde und sprach daher: „ich muß noch in der Welt herumziehen und Drachen bekämpfen; aber unter Jahr und Tag komme ich, dann wollen wir Hochzeit halten!“ Die Königstochter schnitt darauf ihren Namen aus dem Taschentuch und gab ihn dem Knaben und jedem der Hunde legte sie ein seidnes Band um den Hals, dem schwarzen ein weißes, dem weißen ein schwarzes und dem gefleckten ein gestreiftes; dann schnitt der Junge noch die Zungen aus den Drachenhäuptern, steckte sie ein und ging weiter; die Königstochter aber weinte. Als der Kutscher sah, daß der Drache erlegt und der Junge fort war, lief er auch hin und fragte die Königstochter, warum sie weine, da sie jetzt befreit sei. Wie sollte sie nicht weinen, sprach sie, da ihr Retter sie verlassen habe. Der Kutscher aber baute hierauf gleich einen bösen Plan. Er drohte der Königstochter, wenn sie nicht verspreche zu sagen, daß er den Drachen erlegt habe; so wolle er sie auf der Stelle umbringen. In der Noth versprach es die Königstochter. Da nahm er die Häupter vom Drachen, lud sie auf den Wagen und fuhr mit der Königstochter heim. Alles Volk jubelte, als man sie wieder sah und pries ihren Retter und für den gab sich der Kutscher aus. Der König wollte auch gleich Wort halten und ordnete an, daß die Hochzeit gefeiert werde. Aber seine Tochter bat ihn sehr, er solle ihr noch ein Jahr freie Zeit gönnen und so ließ ers geschehen.

Eben war das Jahr zu Ende und der Hochzeitstag da; die ganze Stadt war festlich geschmückt und in der königlichen Küche und im Keller war Alles beschäftigt. Der Knabe war

ebenfalls auf die verabredete Zeit in die Stadt gekommen. Der Gastwirth erzählte ihm nun, warum die ganze Stadt heute so fröhlich sei: der Kutscher des Königs habe vor einem Jahr den Drachen erlegt und heute erst, weil es die Königstochter so gewünscht, solle die Hochzeit gefeiert werden. Da sah der Knabe, wie treu ihm die Königstochter gewesen und daß ein schändlicher Betrug im Spiele sei. Er sagte aber nichts von sich und von dem, was er vorhabe: nur behauptete er, er werde heute das Beste von der Königstafel essen und trinken und am Ende werde ihn der alte König selbst mit vier weißen Hengsten zum Hochzeitsmahle führen. Der Wirth glaubte nicht, daß dieses möglich sei und wettete auf sein ganzes Vermögen. Als es Mittag war und es hieß, daß Alle schon an der königlichen Tafel säßen; schickte der Knabe seinen schwarzen Hund hin, er solle von dem Teller der Königstochter den Braten bringen. Der Hund lief in einem fort, riß alle Wachen, die ihm wehren wollten, nieder, und eben hatte man der Königstochter das beste Stück vorgelegt, als der Hund es packte und damit fortlief und es seinem Herrn brachte. Die Königstochter aber hatte den Hund an dem weißen Bande gleich erkannt und freute sich im Herzen, daß ihr Retter nahe sei. Nun wollte der Knabe auch Brot haben; das mußte der weiße Hund holen; der machte es ebenso wie der schwarze, nahm es der Königstochter neben dem Teller her fort und lief hinaus; der alte König, der Bräutigam und die Gäste erstaunten und waren zornig; nur die Königstochter freute sich. „Jetzt will ich aber auch trinken!" sprach der Knabe, als er gegessen hatte. Der gefleckte Hund mußte den Wein holen, der vor der Königstochter auf dem Tische stand. Er machte es ebenso wie der schwarze und weiße Hund; die Königstochter freute sich, als sie auch ihn sah; aber der alte König konnte

seinen Zorn nicht mehr zurückhalten; er gab Befehl, man solle den Herrn der Hunde erforschen und gleich gebunden vor ihn bringen. Sogleich gingen eine Menge Soldaten hin und her und suchten ihn und kamen so auch ins Wirthshaus. Als sie die Hunde hier sahen und ihren Herrn daneben, wollten sie ihn packen und fortführen; allein die Hunde fielen gleich über sie her und warfen sie zu Boden. Als man dem König das meldete, stieg sein Zorn aufs Höchste; er schickte alle seine Soldaten hin, um den Frevler herbeizuholen; allein auch diese konnten nichts machen; die Hunde rissen alle nieder. Da ließ der Knabe sagen, der König sollte gleich mit vier weißen Hengsten nach ihm kommen und ihn zur königlichen Tafel führen. Der König hatte seinen Zorn zwar aufgegeben; denn er sah ein, daß er es mit einem mächtigen Herrn zu thun habe; allein sein Stolz ließ es ihm nicht zu, selbst hinzufahren. Er schickte nur einen Minister und einen Hofwagen mit zwei Pferden; aber der Knabe wies diesen zurück und ließ dem König sagen: er solle gleich selbst kommen und mit einem Viergespann, so wie es verlangt worden, sonst würde es ihm nicht gut gehen. Die Königstochter redete ihrem Vater zu, er solle nicht sein Leben aufs Spiel setzen und so bemeisterte er seinen Zorn und fuhr hin. Als der königliche Wagen von vier weißen Hengsten gezogen vor dem Wirthshause hielt; lief der Wirth wie wahnsinnig zum Knaben und sprach: „du hast die Wette gewonnen; ich aber bin ein ruinirter Mann!" Allein der Knabe tröstete ihn gleich: „also du glaubst mir jetzt? Nun ich schenke dir wieder Alles, was du verspielt hast!" Damit ging er hinaus und setzte sich neben den König und seine drei Hunde sprangen auch in den Wagen; sobald er fortrollte, rief der Wirth: „so einen Gast habe ich in meinem Leben nie beherbergt!"

Als sie im Königssaale anlangten, setzte sich der Knabe sogleich der Braut gegenüber und neben dieser saß der Bräutigam. Nun aß man und war lustig. Zuletzt kam man nach mancherlei Gesprächen auf die Beantwortung von Fragen. Als die Reihe zu fragen an den Knaben kam, sprach er: „was verdient der, welcher den König auf das Schändlichste betrügt?" Der Bräutigam rief sogleich: „der verdient, daß man ihn an den Schweif eines wilden Pferdes binde und durch die Stadt schleife." Da erhob sich der Knabe: „du hast dir selbst dein Urtheil gesprochen, denn wisse, ich bin der Drachentödter, nicht du!" Der Kutscher aber behauptete noch fort, daß er sie getödtet habe und ließ zum Beweise die sieben Drachenhäupter hereinbringen. Noch waren die Gäste auf seiner Seite. Da sprach aber der Knabe, man solle den Drachen in den Mund sehen. Da fanden sich keine Zungen darin. „Wo sind denn die Zungen," fragte der Knabe, „wenn du den Drachen getödtet hast?" Darauf war der Kutscher nicht gefaßt und behauptete dreist, Drachen hätten keine Zungen. Den Gästen kam das nun doch sonderbar vor; allein sie wußten nicht, wie die Sache wäre. Da ließ man den Koch herein rufen und der König fragte diesen, ob er ein Thier kenne, das keine Zunge hätte. Der Koch sprach: er kenne keines; alle Thiere müßten auch eine Zunge haben, denn womit sollten sie sonst schmecken! „Nun!" sprach aber der Knabe, „will ich es noch mehr beweisen, daß die Drachen Zungen haben," nahm damit sein Tuch heraus, wickelte es auf und legte die sieben Drachenzungen vor und als man sie in den Mund hielt, paßten alle genau. Der Kutscher fing nun an zu zittern und wollte hinaus; allein man hielt ihn fest. „Jetzt aber wird auch die Königstochter es bezeugen, daß ich den Drachen getödtet habe." Damit nahm er den Namen aus ihrem Taschentuch und sprach: „Ist das

deine Arbeit? Siehe die Halsbänder der Hunde, kennst du sie? Erzähle!" Jetzt da die Sache ohne ihr Zuthun schon heraus war, hielt sie sich ihres Eides für los und ledig und erzählte Alles vom Drachenkampf und wie sie ihrem Befreier den Namen aus ihrem Schnupftuch gegeben und den Hunden die Halsbänder umgelegt habe; wie dann der Kutscher hingekommen und gedroht habe, sie umzubringen, wenn sie ihm nicht eidlich verspreche, ihn für den Drachentödter auszugeben. Da wurde der Kutscher ergriffen und die Strafe, die er sich selbst bestimmt hatte, an ihm vollzogen.

Der Knabe aber hielt nun Hochzeit mit der Königstochter und diese war über alle Maßen froh und glücklich. Als der alte König starb, folgte ihm der Knabe im Reiche nach und er herrschte weise und gerecht.

Aber ein Kummer nagte doch an seinem Herzen; er dachte an seine Schwester und obgleich diese so böse an ihm gehandelt, so hatte er ihr jetzt doch verziehen und er wollte sie, wenn möglich auch noch glücklich machen. Er zog daher mit seinen Hunden nach dem Waldhäuschen. Da fand er sie im Keller; sie hatte alle Todten verzehrt, nur den Kaufmann nicht und das wollte sie auch nicht, lieber sterben. Der Bruder nahm sie jetzt mit an seinen Königshof und machte sie zum ersten Hoffräulein. Allein sie hatte ihre Falschheit noch nicht aufgegeben; ihr Bruder sollte es büßen, daß er sie so gestraft habe. Sie ließ bei einem Schmied ein scharfes Messer machen und stellte dieses in das Bett des Königs. Als dieser Abends müde sich auf das Bett warf, ging es ihm durch und durch und er war alsbald todt. Am Morgen aber, wie man hörte, daß der König ermordet wäre, wurde das ganze Land von der höchsten Trauer erfüllt; die Schwester aber hatte ihr böses Gewissen vom Hofe fortgetrieben und so war man überzeugt, daß

sie es gethan habe. Die Königin aber warf sich auf die Leiche, rang die Hände und konnte nicht weinen vor Schmerz; die Hunde lagen um sie, winselten in der Trauer um ihren Herrn und ächzten. Da erinnerten sie sich an den Topf mit der lebendig machenden Salbe. Schnell liefen sie nach der Stelle, wo der Drache gelegen, fanden hier noch die Scherben und brachten sie und es war noch so viel Salbe drinnen, daß man den König bestreichen konnte. Da schlug er wieder die Augen auf und war gesund. Alles war voller Jubel, allein Niemand freute sich mehr als die Königin. Als man dem König sagte, was mit ihm vorgefallen und daß seine Schwester entwichen sei, rief er: „ja die böse Schlange, das hat sie gethan!" Er ließ sie wieder aufsuchen und ins Waldhaus einsperren bei ihrem todten Kaufmann; da mußte sie nun fort an der Leiche sitzen, bis sie verhungerte.

Es geschah aber, daß die Hunde jetzt vor den König traten und sprachen: „von nun an können wir dir nichts weiter nützen, haue uns die Häupter ab." „Nein, nie und nimmermehr, das wäre ein schöner Dank für so treue Dienste!" Wenn sie ihm auch weiter keinen Dienst mehr erweisen könnten, so wolle er sie doch getreu pflegen bis an ihren Tod. Da baten sie ihn aber so sehr und so lange, daß er gerade den größten Dank ihnen damit erweise, wenn er ihren Wunsch erfülle, und so faßte er endlich betrübten Herzens sein Schwert und hieb jedem das Haupt ab. Siehe da standen nur einmal drei Königssöhne: „Dank dir, du hast uns erlöst; wir waren so lange verzaubert, bis zum Dank für geleistete Dienste ein junger Held uns das Haupt abschlagen würde und das hast du gethan!" Damit zog jeder fort in seine Heimat und so waren jetzt alle froh und zufrieden.

---

25. Der gute Peter und seine falschen Brüder.

Ein Bauer hatte zwei Söhne, die ließ er in der Stadt erziehen; denn er wollte aus ihnen etwas machen. Als beide ausgelernt hatten und von der Schule heimkehrten, freute sich der Vater sehr; allein den Söhnen gefiel es bald zu Hause nicht; sie sprachen daher unter einander: „wir wollen unsern Vater überreden, daß er uns erlaubt, in die Fremde zu ziehen, aber keiner soll es thun ohne den andern.“ Wie sie nun ihrem Vater sagten, was sie vorhätten, war der betrübt und wollte nicht einwilligen; am Ende wollte er den einen lassen, der andere aber sollte bei ihm bleiben. Doch die Söhne baten immerfort, bis er endlich nachgab. „Schreibt mir nur!“ sprach er beim Abschied, „wenn es euch gut geht; wenn es euch aber schlecht geht, will ichs nicht wissen!“ Die Beiden versprachen und zogen fort, weit weit in ein fremdes Land; aber weil sie in der Stadt sehr herrisch und vornehm geworden, schämten sie sich zu sagen, daß sie Bauernsöhne wären. Sie machten sich falsche Pässe und gaben sich für Grafensöhne aus. Sie traten auch in königlichen Dienst; aber anfangs bekamen sie nur so viel, daß sie damit als Grafensöhne nicht leben konnten. Sie schrieben daher ihrem Vater und sagten, wie gut es ihnen ginge, nur brauchten sie noch Geld um höher zu steigen; sie bäten ihn um einiges; wenn sie dann große Herrn wären, würden sie ihm Alles vergelten. Der gute Vater schickte ihnen einmal, zweimal, dreimal und so an die zehnmal; aber die Söhne baten immer um mehr; das Bitten wollte nicht aufhören und das Vergelten gar nicht anfangen. Das war ihm zuletzt denn doch zu viel und er konnte die große Summe nicht mehr erschwingen; so schrieb er ihnen zuletzt: seit ihrer Abreise hätten sie noch einen Bruder bekommen, für den müsse er

auch sorgen, er könne ihnen nichts mehr schicken! Als sie ihm aber wieder schrieben, noch nur einmal solle er ihnen so und so viel schicken — es war aber eine große Summe — dann würden sie Ministers und sie würden ihm Alles zurückzahlen; so verkaufte er Haus und Hof, um die verlangte Summe zusammen zu bringen und hatte ihnen nun all' sein Gut geschickt. Die Söhne wurden in dem fremden Lande auch wirklich Ministers, aber ihres Vaters vergaßen sie; er lebte noch fünfzehn Jahre in großer Armuth und als er starb, konnte er nicht ordentlich begraben werden. Der kleine Peter aber, denn so hieß der Jüngste, der durch seine Brüder um sein väterliches Erbe gekommen war, mußte schon als kleiner Knabe in den Dienst treten. Der Pfarrer hatte sich seiner erbarmt und ihn aufgenommen. Er ließ ihn die Gänse hüten und lehrte ihn auch lesen und schreiben und gab ihm lateinische Bücher mit aufs Feld und er hatte bei den Gänsen gut Zeit zum Lernen.

Endlich kam es den beiden ältern Brüdern einmal in den Sinn, zu sehen, was ihr Vater mache, ob er noch lebe. Sie ritten mit ihren Dienern fort, aber als sie nahe ihrer Heimat waren, ließen sie dieselben in einem Wirthshause zurück, damit sie nicht sehen und erfahren sollten, daß sie nur Bauernsöhne seien. Nicht weit von ihrem Heimatsorte sahen sie an der Straße einen Gänsejungen. Sie fragten ihn, ob er nicht einen Mann im Dorfe kenne so und so. „Ei, das war ja gerade mein Vater, der vor einem Jahre im Elend gestorben ist; er hatte all' sein Vermögen meinen zwei ältern Brüdern in die Fremde geschickt; sie hatten geschrieben, sie würden große Herrn werden und ihms vergelten, allein sie ließen nichts mehr von sich hören und so mußte er Noth und Mangel leiden und als er starb, konnte er nicht einmal ordentlich begraben werden." Da sprachen die Brüder unter einander lateinisch: „Das ist

unser Bruder! Ja, das ist unser Bruder!“ Peter aber hatte Alles gut verstanden. Sie ritten ins Dorf, um sich besser zu überzeugen; als sie völlige Gewißheit hatten, kehrten sie zurück und sprachen: „höre, wir sind deine Brüder, was wir an unserm Vater gefehlt, wollen wir an dir gut machen! Komme du mit uns, du sollst es bei uns gut haben!“ Peter wollte lange nicht, endlich ließ er sich überreden; er ging nun zu seinem Herrn und nahm Abschied. Der Pfarrer schenkte dem Peter ein kleines Roß, daß er auch reiten könnte; sonst aber behielt er seine arme Hirtenkleidung. Als sie in der Nähe des Wirthshauses waren, wo sie die Diener zurückgelassen hatten, sprach der eine von den Brüdern zum andern, aber lateinisch daß es Peter nicht verstehen sollte: „reite du voraus und schicke die Diener nach Hause und sage, wir hätten schon Diener, unser Bruder hier soll uns dann die Pferde besorgen und Knecht sein!“ So ritt der eine voraus und schickte sie heim. Peter aber hatte Alles verstanden; doch stellte er sich, als wisse er nichts davon, was sie gesprochen hätten. Als sie aber ins Wirthshaus kamen, so sagten sie dem Wirthe, das sei ihr Knecht und sie befahlen dem Peter, er solle ihnen die Rosse besorgen und im Stalle liegen. Er fügte sich geduldig und that Alles; aber in seinem Herzen dachte er: „also das ist der Dank, den sie an mir meinem Vater darbringen, o wenn er das wüßte, er würde sich im Grabe umdrehen!“ Als sie nun weit, weit geritten und schon in der Nähe der Residenz waren, sprachen die zwei wieder unter einander lateinisch: „es ist doch nicht gut, daß wir diesen Bettler mitgenommen haben, er wird uns verrathen!“ Da verboten sie ihm zu sagen, daß er ihr Bruder sei, sonst würde es ihm schlecht gehen. Der arme Peter versprach Alles. Allein sie trauten doch nicht recht und als sie Abends über die Schloßbrücke zogen, sprach der eine zum

andern lateinisch: „wir brauchen ihn jetzt nicht mehr; wir stoßen ihn hier in den Graben, dann haben wir nichts zu fürchten!“ Peter hatte Alles gehört, konnte sich aber nicht helfen; denn gleich packten sie ihn und stießen ihn von seinem Pferd hinunter und ritten eiligst ins Schloß. Peter nahm alle seine Kraft zusammen und schwamm in dem Graben dem Schlosse zu und da kam er glücklicher Weise an eine Treppe. Es war aber die Wohnung der jungen Königstochter in dieser Schloßecke und sie saß gerade mit ihren Kammerjungfern ruhig im Zimmer, als sie plötzlich einen Schrei und darauf das Geplätscher in den Wellen hörten. Sogleich rief sie ängstlich: „es ist Jemand in den Schloßgraben gefallen!“ Da liefen die Kammerjungfern mit Fackeln hinunter zur Wasserstiege und fanden hier den armen Peter erschöpft. Die Königstochter befahl, daß man ihm sogleich frische Kleider anziehe und ihn zu ihr bringe. Es geschah und als Peter in den schönen Kleidern erschien, hatte die junge Prinzessin ihre Freude an dem schönen Jungen. Sie ließ ihren Vater rufen und sprach: „siehe, den haben wir jetzt aus den Fluten gerettet, willst du ihn lieber Vater mir schenken; das soll mein Diener sein!“ Der Vater willigte gern ein, denn er hatte seine Tochter, die sein einziges Kind war, so lieb, daß er ihr nicht leicht einen Wunsch versagte. So war Peter auf einmal aus dem größten Unglück ins größte Glück versetzt worden. Am andern Morgen machten die beiden heimgekehrten Minister ihre Aufwartung bei dem König und kamen darauf auch zur Prinzessin. Wie erschraken sie aber, als sie nur einmal ihren Bruder Peter in königlicher Dienerkleidung bei der Prinzessin sahen! Sie wollten gleich umkehren und meinten, es sei ihnen nicht ganz wohl, sie würden ein andermal kommen; allein die junge Königstochter ließ sie nicht fort, sondern erzählte ihnen gleich von ihrem Glück,

wie sie den Jungen in der Nacht aus dem Schloßgraben gerettet und wie sie ihn von ihrem Vater zum Diener erhalten habe. Da athmeten sie wieder leicht auf, denn sie merkten, daß Peter ihr noch nichts gesagt habe. Als sie jedoch wieder fort waren, sprachen sie unter einander: „wir sind verloren, wenn wir nicht bald etwas erfinden.“ Gleich hatten sie sich etwas ausgedacht; sie ließen einen Schlaftrunk machen und gingen damit Abends zur Königstochter und sprachen: diesen Trank haben wir aus unserer Heimat mitgebracht, sie möge ihn doch kosten und auch ihrem Diener davon geben. Gleich ließ sie ihren Peter hinkommen und trank ganz arglos, gab dann auch diesem und er trank ebenfalls. Aber nun fielen beide in einen festen Schlaf. Da nahmen die beiden Minister sie und legten sie in ein Bett und gingen dann zum König und sprachen: „komme schnell o Herr und siehe deine Tochter, wie weit sie sich vergessen hat.“ Der König eilte sogleich hin und als er beide im Bett sah, rief er: „weh mir! ach was ist zu thun, daß diese Schande von meinem Hause fortgewälzt werde!“ Da riethen die beiden Minister: es sei das beste: man solle beide in einen Kasten sperren und sie darin aufs hohe Meer aussetzen. So hart es dem König auch war; sein einziges geliebtes Kind zu verlieren; so gab er doch seine Einwilligung und sprach: „fort mit ihnen!“ Da ließen die beiden Minister gleich einen großen Kasten mit einem Glasfenster machen, legten Kleider hinein für beide, dem Peter seine armen Hirtenkleider und Brot auf einige Tage und ließen dann noch in der Nacht den Kasten aufs hohe Meer führen und aussetzen. Dieser schwamm nun da herum und die Sonne stand schon hoch am folgenden Tag, als zuerst Peter erwachte. Aber, wie ihm war, da er nun einmal um sich sah, kann man sich leicht denken. Doch er-

barmte er sich am meisten der Königstochter, die schlief noch immer fort. Endlich erwachte auch sie. „Mein Gott!“ rief sie, „wo bin ich?“ Als sie nun den engen Kasten sah und fühlte, daß der so hin- und herschwankte und als Peter ihr Alles erzählte von seinen falschen Brüdern, daß diese ihnen gewiß Schlaftrunk gegeben und sie hieher aufs Meer gesetzt, um ihn und sie zu verderben; so wollte sie gar verzweifeln. Peter tröstete sie, so wie er konnte; dann kleideten sie sich an und aßen ein wenig; dann nahm Peter ein Messer und schnitt an dem einen Fenster das Loch so groß, daß er den Kopf hinaus stecken konnte, um zu sehen, wo sie seien und ob in der Nähe kein Land sich zeige. Aber er sah nichts, als Himmel und Wasser. Einige Tage schwamm der Kasten immer fort vom Winde getrieben; schon hatten sie alle Speise aufgezehrt und fürchteten nun vor Hunger zu sterben; aber plötzlich fühlten sie nur einmal, daß der Kasten auf einer Seite festsitze. Peter sah hinaus und richtig waren sie am Lande, das sah aber ganz öde aus. Peter arbeitete nun an dem Loche des Kastens bis es so groß war, daß beide hinauskonnten. Dann faßten sie ihre Hände und gelobten, sich nie von einander zu trennen und gingen immer landeinwärts; aber nirgends war etwas von einer Menschenwohnung zu sehen und auch kein Baum war in der Nähe. Gegen Abend sahen sie endlich ein kleines Erlengebüsch. Müde wie sie waren, legten sie sich nieder und schliefen sanft bis an den Morgen. Da sprach Peter: „bleibe du hier ruhig im Schatten, ich will gehen und etwas zu essen suchen! Finde ich bis Mittag nichts, so kehre ich um und dann wollen wir mit einander sterben!“ Die Königstochter aber fürchtete, Peter werde sie verlassen und wollte auch mitgehen. Aber Peter sprach: „nein das halten deine Füße nicht aus, du stirbst auf dem Wege; lieber bleibe ich auch

hier!“ Nun sah sie ein, daß es Peter so treu meinte und fügte sich. Er ging eiligst fort und suchte Nahrung; aber er sah weit und breit nichts. Gegen Mittag sah er nur einmal zu seiner großen Verwunderung eine große Steinsäule in Menschengestalt und darunter einen Sitz für ein Paar Menschen in Stein gehauen. Er setzte sich ein wenig nieder; nach einer Weile stand er auf und wollte fort gehen; nicht weit davon sah er eine Felswand; er ging dahin, um sie näher zu besehen. Nur einmal hörte er hinter sich rufen: „Peter!“ Er wandte sich gleich um, aber weil er Niemanden sah, ging er wieder fort. Da rief es zum zweitenmal: „Peter!“ und so auch zum drittenmal. „Am Ende rufst du, Steinsäule!“ sprach Peter verwundert. „Ja, ich rufe. Schon viele hundert Jahre habe ich auf dich gewartet; du kannst mich allein erlösen, wenn du genau thust, was ich dir sagen werde.“ „Das will ich gerne thun,“ sprach Peter. „Gehe zu jener Felswand, dort wird sich eine Thür öffnen; es ist gerade die rechte Zeit zwischen **11** bis **12** Uhr. Tritt ein, an der Wand hängt eine Flasche und ein großes Schwert. Trinke dreimal aus der Flasche; dann wirst du das Schwert heben und führen können; öffne dann weiterhin die nächste große Thüre. Da liegt ein dreiköpfiger Drache und schläft, dem mußt du auf einen Hieb alle drei Häupter abhauen, darauf gleich herausspringen und die Thüre zuschlagen. Sobald du das Alles gethan hast, genieße dann, was man dir giebt; aber ja nicht eher, sonst versäumst du die rechte Zeit, dann bist du verloren und ich werde nicht erlöst!“ Peter hatte sich Alles wohl gemerkt und ging entschlossen hin und fand Alles, so wie es ihm gesagt worden. Er versuchte sogleich, das Schwert herabzunehmen, allein er konnte es nicht einmal von der Stelle fortrücken. Da trank er einmal und versuchte darauf; er bewegte es schon etwas;

er trank zum zweitenmal; da konnte er es auch herablangen; allein es fiel ihm aus der Hand; er trank zum drittenmal; da war es ihm so leicht, daß ers wie eine Feder schwingen konnte. Nun erschien ein langbärtiger Zwerg und war geschäftig einen Tisch zu decken und brachte allerhand gute Speisen und Getränke und sagte Petern, er solle essen, wenn er hungrig sei. Hungrig war er zwar, allein er hatte wohl im Sinne, was ihm die Steinsäule gesagt. Er ging also zuerst hinein zum Drachen. Peter erschrack nicht wenig, als er das gräuliche Ungethier da liegen sah; er faßte sich aber gleich, holte weit aus und hieb so gewaltig, daß die Häupter auf einmal im Boden lagen. Im Nu sprang er hinaus und schlug die Thüre zu; der Drachenschwanz aber schlug so mächtig um sich und an die Felsenwände, daß Alles erbebte. Nun setzte sich Peter, aß und trank, nahm dann in ein Tuch allerlei mit und ging hinaus. „Du hast es gut gemacht, Peter," rief ihm die Steinsäule zu und sie war jetzt vom Kopfe bis an die Brust Mensch geworden, „aber Morgen mußt du wieder kommen, noch ist nicht Alles gethan. Nimm Nahrungsmittel genug mit für die Königstochter, daß sie nicht Mangel leidet, aber sage ihr nur ja noch nichts von dem, was du hier gesehen und gethan hast!" Peter versprach, Alles genau zu befolgen. Als er spät Abends zu den Erlen kam, freute sich die Königstochter sehr; sie war vor Hunger und Sehnsucht fast umgekommen. Peter tröstete sie und sprach: „kümmere dich nicht länger, vor Hunger sterben wir nicht, morgen bringe ich wieder Essen die Fülle." Sie hätte gerne gewußt, woher Peter die guten Sachen habe; allein als er ihr versicherte, das dürfe er nicht sagen; so drang sie nicht weiter in ihn. Den folgenden Tag, als er zur Steinsäule kam, sprach sie: „nun Peter gehe wieder in den Felsen, trinke aus der Flasche dreimal und nimm das

Schwert und gehe über den todten Drachen in das folgende Zimmer, da schläft der fünfhäuptige Drache; diesem mußt du gleichfalls auf einen Hieb alle Häupter abhauen; dann kannst du wieder essen!" Peter versprach so zu thun und hielt auch Wort. Der Zwerg deckte zwar den Tisch wieder, aber Peter aß nur, als er auch den fünfhäuptigen Drachen erlegt hatte. Dann nahm er wieder Speise und Trank für die Königstochter mit und ging hinaus. Die Steinsäule war jetzt bis zum Nabel Mensch geworden und rief: „Peter, du hast es gut gemacht; aber komme morgen wieder, noch ist eine schwere Arbeit zurück; der Königstochter darfst du aber noch immer nichts sagen!" Als Peter Abends bei ihr ankam; so war sie ganz fröhlich; sie hatte nun auch den Tag über keinen Mangel gelitten. „Auch morgen sollst du es gut haben!" sprach Peter; „ich habe dir hier wieder genug mitgebracht!" Aber jetzt wollte sie gerne wissen, woher das Alles komme. Doch Peter sagte ihr nichts, wie sehr sie auch darum bat. Den andern Tag wollte sie nicht mehr allein zurückbleiben und durchaus mitgehen; aber Peter sprach ganz entschieden: „nein!" und so blieb sie weinend zurück. Als er zu der Steinsäule kam, so sprach sie: „Peter thue wieder, wie gestern und vorgestern, gehe in den Felsen, trinke aus der Flasche, nimm das Schwert und gehe über die Leichen der zwei Drachen ins dritte Zimmer; da liegt der siebenhäuptige Drache; dem mußt du ebenfalls auf einen Hieb alle Häupter abschlagen; dann kannst du wieder essen." Als er in den Felsen kam, erschien der geschäftige Zwerg abermals und brachte die Speisen auf die Tafel; allein Peter rührte nichts an. Er trank dreimal, nahm das Schwert und schritt über die Leichen in das dritte Zimmer. Aber wie entsetzte er sich beim Anblick des schrecklichen Ungeheuers, das jetzt fest schlief und schnarchte. Da war keine Zeit zu verlieren;

er nahm alle seine Kraft zusammen, faßte das Schwert mit beiden Händen und that einen so gewaltigen Hieb, daß alle Häupter herunterflogen. Sogleich sprang Peter wieder hinaus und schlug die Thüre zu. Da schlug aber der Drachenschwanz so heftig wider die Felswände, daß vor dem Krachen und Beben Alles einzustürzen drohte. Darauf aß Peter wieder und nahm auch Speise mit. Als er hinaustrat, war die Steinsäule bis an die Fußsohlen Mensch geworden; allein noch haftete sie am Stein. „Du hast es gut gemacht! Peter; aber noch eins und das Schwerste ist übrig. Wenn das mißlingt; so war Alles bisher umsonst; ich werde nicht erlöst! Gehe nun hin zur Königstochter und sage ihr Alles, was du gesehn und gethan hast und bereite sie vor auf das, was morgen geschehen soll. Sie muß nämlich dann auch mitkommen und was ihr mit einander thun sollt, ist dieses: ihr sollt von 11 bis 12 in der Stunde, in welcher du die Drachen erlegt hast, auf diesem Stein hier neben einander ruhig sitzen und nicht aufstehen und kein einziges Wort sprechen; springt aber eines auf und spricht nur ein Wort, so ist Alles umsonst gewesen. Dir wird es leicht sein, Alles zu halten, aber der Königstochter nicht. Ihr nämlich wird es, während der Zeit, daß ihr dasitzet, vorkommen, als kämen ihr Vater, ihre Mutter, ihre Kammerjungfern und die beiden Ministers, deine Brüder vorbeigefahren und sprächen mit ihr und riefen sie mit. Da wird sie denn aufspringen und antworten wollen; aber halte du sie dann nur fest auf ihrem Sitz und schließe ihr den Mund, daß nicht ein Laut über ihre Lippen kommt!" Freudig kehrte Peter heim und erzählte nun der Königstochter Alles, was ihm die vorigen Tage begegnet war und was er gethan hatte und was morgen noch für sie beide zu thun sei. Die Königstochter versprach, sich alle Mühe zu geben, um die Erlösung nicht zu

verhindern und am andern Morgen wanderten sie mit einander zur Steinsäule. Es war noch nicht gerade 11 Uhr, als sie anlangten. Da fragte die Steinsäule: „hast du der Königstochter Alles gesagt, will sie Alles gerne und genau befolgen?" „Ja," sagte Peter. „So sorge denn du dafür, daß es Alles richtig geschieht. Setzet euch nur alsbald, denn der Augenblick ist da." Kaum hatten sie sich gesetzt, so schlug es 11 und die Prüfung ging an. Es dauerte nicht lange, so zeigte die Königstochter mit dem Finger hin und her. Es schien ihr, als käme ihr Vater und ihre Mutter und ihre Kammerjungfern herbeigefahren, und stiegen all aus und träten zu ihr und sprächen: „o bist du hier liebe Tochter, komme jetzt mit uns!" und die Ministers und Kammerjungfern kämen auch zu ihr und fragten sie um mancherlei. Da vergaß sie, wo sie war und was sie sollte und wußte sich nicht zu halten; sie wollte aufspringen und sprechen, aber Peter hielt sie fest und schloß ihr den Mund; sie aber zerrte hin und her und Peter mußte seine ganze Kraft anstrengen, um sie auf den Sitz zu fesseln und den Mund ihr geschlossen zu halten. Das Drachentödten war gegen diese Arbeit eine Spielerei gewesen; der Schweiß rann ihm von der Stirne und er konnte es bald nicht mehr aushalten; die Stunde kam ihm eine Ewigkeit vor. Endlich schlug es 12 und kaum war der letzte Schlag verhallt; so donnerte es nur einmal so fürchterlich, wie wenn der Himmel und die Erde in Trümmer gefallen wären. Die Steinsäule war ganz Mensch geworden, sprang vom Stein und es war der König des großen Landes, das sich ringsum jetzt in voller Herrlichkeit zeigte. Wo kurz vorher nur öde Wüste gewesen, da standen auf einmal herrliche Dörfer, Städte, schöne Gärten mit Springbrunnen. Man hörte Musik und Trommelwirbel und Trompeten und ganze Regimenter in voller Parade

rückten heran und alles Volk und der König an der Spitze, kamen vor Peter und riefen: „Heil unserm Erlöser!“ Der König aber gelobte, daß er Petern alle Wünsche erfüllen wolle. Auch hatte er eine wunderschöne Tochter und bot sie ihm an zur Gemahlin, allein Peter sagte: er wolle bei der bleiben, die sein Geschick mit ihm bisher getheilt habe und diese willigte nun um so eher ein, die Gemahlin des guten Peters zu werden, da sie sah, wie sehr ihn alles Volk und der König ehrte und wie er ihretwegen die Hand der schönen Königstochter ausgeschlagen. Peter feierte eine glänzende Hochzeit und lebte dann beim König so angesehen, als wäre er der Königssohn und alle Wünsche erfüllte ihm der König.

Es war schon ein Jahr vergangen; da dachte die Königstochter, die Gemahlin Peters, mit Sehnsucht an ihren Vater und ihre Mutter und sie sagte eines Tages Petern, wie sehr sie verlange, dieselben noch einmal zu sehen. „Das läßt sich vielleicht machen!“ sprach dieser und ging zu dem König und erzählte ihm ihre ganze Geschichte, wie sie ausgesetzt worden und wie seine falschen Brüder, die Minister des Königs an allem Schuld seien. Da ward der König zornig und sprach: „die dürfen ihrer gerechten Strafe nicht entgehen. Auf, ich gebe dir meine ganze Armee, ziehe hin und belagere die königliche Burg deines Schwiegervaters und verlange seine Tochter zur Frau und drohe, Alles zu verheeren, wenn man dir sie nicht gebe. Dann wird am Ende Alles offenbar werden und die Bösewichter werden die verdiente Strafe empfangen!“ So that denn Peter und stand bald mit einer großen Armee vor den Mauern der königlichen Stadt und belagerte sie und drohte, er werde nicht einen Stein auf dem andern lassen, wenn der König nicht gutwillig und von Herzen ihm seine Tochter zur Gemahlin gebe. Der König erschrack sehr, als er diese For-

derung vernahm. Er ließ aber sagen, er habe keine Tochter. Doch jener drohte, er wisse schon gut, daß eine Königstochter da sei und wäre sie nicht da, so müßte sie sogleich zur Stelle geschafft werden! Da war guter Rath theuer. Der König ließ seine Minister kommen und sprach: „ihr habt es gerathen, daß ich meine Tochter fortgeschafft, nun helfet und rathet!“ Aber sie wußten nichts anders, als man solle sagen, es sei zwar eine königliche Tochter hier gewesen, allein die sei längst geraubt worden und umgekommen. Das geschah auch; allein der Feind wollte sich damit nicht begnügen. Er ließ dem alten König sagen: morgen werde er mit allen seinen Generälen und deren Gemahlinnen sein Gast sein und da werde er noch einmal bei der Tafel seine Tochter verlangen und er sei gewiß, man werde sie ihm nicht vorenthalten. Der arme König hätte nun gerne sein halbes Leben darum gegeben, wenn die That nicht geschehen wäre, ungeschehen konnte er sie nicht machen; sie zu gestehen, schämte er sich auch, daher waren ihm die Gäste gar nicht willkommen; aber am meisten fürchteten sich die beiden Minister, denn sie sahen ein, ihr schwarzes Verbrechen könne an den Tag kommen; sie aber mußten auch zur Tafel erscheinen, ausdrücklich hatte das der friedliche Feldherr verlangt. Die bestimmte Stunde war da. Peter erschien als General gekleidet mit allen seinen Generälen und deren Frauen und unter diesen war auch seine junge Frau mit ihrem Kinde; sie durfte sich aber nicht zu erkennen geben, bis nicht Peter ihr einen Wink geben würde. Man setzte sich zur Tafel; aber es war anfangs so ernst und stille, als äße man das Thränenbrot. Da fingen Peter und seine Generäle an, allerlei lustige Späße zu erzählen und den alten König zu erheitern, so daß dieser seine Sorge vergaß und sogar die Minister ihre Angst verloren. Sie sprachen bald auch mit und waren lustig. Da aber konnte

Peter den Anblick seiner falschen Brüder nicht länger ertragen. Er legte daher die Frage vor, was wohl diejenigen verdienten, die ihren König auf das Schändlichste betrogen hätten? Da fielen die Brüder gleich ein: „die verdienen an den Schweif von wilden Pferden gebunden und durch die Stadt geschleift zu werden." „Ja, ja," riefen alle, „das verdienen die!" „Nun so will ich gleich solche Frevler hier vorführen. Der König hat gesagt, seine Tochter sei ihm geraubt worden. Wie nun wenn sie nicht gestorben wäre, würde man sie wohl erkennen?" Da rief die alte Königin ihre Mutter: „o Gott, wie sollte ich meine Tochter nicht erkennen, wenn ich sie nur einmal sehen sollte, denn sie hat auch ein eigenes Mutterzeichen!" Da hieß Peter seine Gemahlin hervortreten und sprach: „zeige deine Brust!" Als die alte Königin das bekannte Muttermal sah, fiel sie der jungen Frau um den Hals und schluchzte: „ach meine Tochter!" Der König war sprachlos und wie vom Blitze gerührt. Die Minister aber sprangen auf und wollten fliehen; allein die Thüren waren besetzt. Da rief Peter: „greift sie und vollziehet an ihnen das Urtheil, das sie sich selbst gesprochen!" Zum König aber sprach er tröstend: „Euch guter Vater ist verziehen, denn meine falschen Brüder hatten euch getäuscht und irre geführt. Ich' frage aber jetzt wieder: gebt ihr mir freiwillig und gerne eure Tochter zur Gemahlin?" „Edler Mensch!" sprach der König, „von Herzen gerne und dazu mein ganzes Königreich; von heute an sollst du in meiner Stelle König sein."

Da schickte Peter dem König, den er erlöst hatte, seine Truppen mit großem Danke zurück und war nun hier Herrscher und lebte mit seiner Gemahlin noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

---

26. Der Königssohn und die Teufelstochter.

Es war einmal ein König, der hatte in einem großen Kriege alle Schlachten nach einander verloren; seine Heere waren alle vernichtet und jetzt war er in der Verzweiflung daran, sich ein Leid anzuthun. Da, in dem Augenblick erschien vor ihm ein Mann, der sprach zum König: „ich weiß, was dir fehlt, fasse Muth, ich will dir helfen, wenn du mir „en noa sîl“ aus deinem Hause versprichst. Nach dreimal sieben Jahren will ich dann kommen und mir das Versprochene abholen.“ Der König wußte nicht, wie ihm geschah; er dachte, der fremde Mann meine ein neues Seil (en noa sîl = eine neue Seele und e noa sîl = ein neues Seil klingt im Sächsischen gleich) und einen so geringfügigen Preis versprach er ohne weiteres; „du hast ja,“ dachte er, „solche Sachen in deiner Geräthekammer die Menge!“ Der König aber hatte lange keine Kinder gehabt und in der Zeit, daß er im Kriege war, ward ihm ein Sohn geboren, davon wußte er nichts; der fremde Mann aber wußte es, denn es war der Oberste der Teufel. So wie der König das Versprechen gegeben hatte, entfernte sich der Fremde ein wenig aus seinen Augen, nahm eine eiserne Geißel mit vier Schwänzen und knallte damit nach den vier Winden. Siehe da strömte auf einmal von allen Seiten zahlreiches Kriegsvolk herbei. An der Spitze desselben gewann der König bald eine Schlacht nach der andern, so daß in Kurzem sein Feind um Frieden bitten mußte. Darauf zog er heim in sein Reich und seine Freude über den Sieg ward noch größer, als er hörte, daß ihm ein Sohn und Nachfolger geboren sei. Jetzt hielt er sich für den glücklichsten Menschen in der Welt, denn er war erstens ein starker und gefürchteter König und wurde auch von seinen Unterthanen geliebt; dann hatte er einen Sohn

der war an Leib und Seele ohne Fehl und nahm immer mehr zu an Kraft und Schönheit. Dreimal sieben Jahre waren bald zu Ende seit dem großen Kriege und der König hatte seines Versprechens schon ganz vergessen; da erschien plötzlich eines Tages der fremde Mann in der nämlichen Gestalt als ehemals und forderte nach dem Vertrage „en noa sil". Der König wollte sich recht dankbar bezeigen und ließ aus seiner Geräthekammer das längste neue Seil holen. Der Fremde aber wies es hohnlächelnd zurück und rief: „eine neue Seele habe ich gemeint und das ist dein Sohn, der damals geboren war; der ist nun mir verfallen und muß mir sogleich mitfolgen in mein Reich!" Da entsetzte sich der König, zerraufte sein Haar, zerriß seine Kleider, rang die Hände und wollte vor Schmerz fast vergehen. Das half aber Alles nichts. Der Königssohn mit seinem unschuldigen, kindlichen Herzen tröstete den Vater und sprach: „lasset es gut sein, Vater, dieser abscheuliche Höllenfürst wird mir doch nichts thun können!" Der Teufel fuhr zornig auf: „warte du junger Tugendspiegel, du sollst mir dies schwer büßen!" damit faßte er ihn und führte ihn durch die Luft auf einmal in die Hölle.

Da war große Trauer im ganzen Königreich; alle Häuser wurden mit schwarzem Flor behangen und der König verschloß sich in seinem Gram in den Pallast und war wie ein Todter unter Lebendigen.

Als der Höllenfürst mit dem Königssohn in seinem Reiche angelangt war; so zeigte er ihm das höllische Feuer und sagte, man werde jetzt noch siebenmal ärger heizen und in dieses Feuer solle er morgen früh geworfen werden, wenn er in der kommenden Nacht nicht thun könne, was er ihm auftrage. Es war aber in der Nähe ein ungeheuerer Teich. Diesen befahl der Teufel, in der Nacht trocken zu legen, in Wiese zu ver-

wandeln, die Wiese zu mähen, Heu zu machen, das Heu in Schober zu bringen, daß man's am Morgen nur gleich einführen könne. Darauf schloß der Teufel den Königssohn in ein einsames Gemach ein. Da ward dieser sehr traurig und betrübt und nahm Abschied vom Leben; denn daß er seinen Auftrag ausführen könne, daran durfte er nicht einmal denken. Nur einmal öffnete sich die Thüre und hereintrat die Teufelstochter und brachte zu essen. Als sie den schönen Königssohn sah, mit den verweinten Augen, da regte sich etwas in ihrem Herzen und sie erbarmte sich seiner und sprach: „Iß und trink und sei guten Muthes, ich will schon dafür sorgen, daß Alles geschieht, was mein Vater dir aufgetragen hat; zeige nur morgen früh ein heiteres Antlitz!“ Damit ging sie fort. Der Königssohn aber blieb traurig. In der Nacht, als Alles schlief, stand die Teufelstochter leise auf, ging an ihres Vaters Bett, verstopfte ihm die Ohren, nahm dann dessen eiserne Geißel mit den vier Schwänzen und ging hinaus vor den Pallast und peitschte nach allen vier Weltecken, daß es tausendfach wiederhallte und das ganze Höllenreich erzitterte. Da sauste und brauste es in der Luft und es kamen von allen Seiten die Höllengeister herbei und fragten: „was steht zu Befehl?“ Die Teufelstochter gab ihnen den Auftrag: den Teich geschwind auszutrocknen, in Wiese zu verwandeln, Heu zu machen und dasselbe in Schober zu legen. Man hörte einige Zeit ein heftiges Sausen, wie wenn der Sturmwind einherfährt und einige heftige Schläge, dann aber wurde es still. Als am frühen Morgen der Königssohn zum Fenster hinausblickte, so sah er zu seiner Verwunderung und Freude an der Stelle des Sees eine Menge Heuschober; er faßte nun Muth und sein Gesicht wurde heiter. Die Teufelstochter hatte, sobald Alles vollendet war, ihrem Vater die Ohren wieder aufgestopft und die Gei-

ßel neben ihn gelegt. Als der am Morgen erwachte, so freute er sich in seiner Bosheit, wie er den Königssohn nun bald im höllischen Feuer sehen solle. Wie erstaunte er aber, als er hinaus kam und sah, daß sein Auftrag vollzogen war! Da wurde er noch grimmiger und ging zum Königssohn und sprach: „Diesmal ist es dir gelungen, aber morgen wirst du mir dennoch die heiße Glut schmecken! Siehe den großen Wald da oben an dem Gebirge; den sollst du in der Nacht hauen, das Holz in Klaftern legen, daß man es morgen früh einführen kann. In die Stelle, wo der Wald war, sollst du einen Weingarten hinsetzen und die Trauben sollen gleich so reif sein, daß man morgen früh Weinlese halten kann!" Die Thüre wurde darauf wieder geschlossen und der Königssohn überließ sich abermals dem Kummer, denn das, glaubte er, könne unmöglich geschehen. Da kam die Teufelstochter mit dem Essen, erkundigte sich um den neuen Auftrag und tröstete ihn wieder; er faßte Muth und ward ruhig. Die Teufelstochter aber that in der Nacht ebenso, als in der vorigen; sie verstopfte ihrem Vater die Ohren, knallte mit der Peitsche viermal in alle Weltecken, gab den Teufeln den Auftrag und man hörte nur einigemal knallen und knarren und Alles war fertig. Am Morgen war der Teufelsfürst neugierig, ob das einfältige Menschenkind auch den zweiten Auftrag wohl ausgeführt habe und er sah zu seinem Erstaunen, daß Alles so war, wie er befohlen hatte. Sein Zorn stieg jetzt aufs Höchste. „Auch diesmal ist es dir gelungen; allein ich will nun sehen, ob dein Menschenwitz zum drittenmal dich retten wird! Aus purem Sande sollst du in der kommenden Nacht eine Kirche bauen, mit Kuppel und Kreuz, die feststeht und zusammenhält." Der Teufelsfürst schloß hierauf die Thüre und ging fort, der Königssohn aber ward betrübt und fing an zu verzagen. Als die Teufelstochter ihm

wieder zu essen brachte, so fragte sie ihn gleich wieder, warum er so betrübt sei und er klagte ihr sein Leid und theilte ihr den neuen Auftrag mit. „Das ist," sprach sie, „eine schwere Sache und ich fürchte, das werde ich nicht zu Stande bringen, indeß ich will es versuchen; allein schließe du kein Auge zu in der Nacht, damit du mich hörst, wenn ich dich rufe." Kaum war es Mitternacht, so nahm die Teufelstochter, nachdem sie ihrem Vater die Ohren verstopft hatte, wieder die mächtige Geißel und knallte nach allen vier Ecken der Welt. Da kamen die Diener gleich geschäftig herbei und fragten, was zu Befehl stehe. Als aber die Teufelstochter den Auftrag ihnen mittheilte, schracken alle zusammen und riefen: „eine Kirche bauen! das können wir nie und nimmer, selbst nicht aus Steinen oder Eisen, geschweige denn aus purem Sand!" Allein die Teufelstochter befahl ihnen strenge, gleich ans Werk zu gehen. Da eilten sie fort und fingen an zu arbeiten, daß ihnen der Schweiß rann und der Sand in Klumpen sich ballte, aber das Werk wollte nicht fortschreiten; mehrmals brachten sie die Kirche bis zur Hälfte, da stürzte sie wieder zusammen; einmal war sie fast ganz fertig, die Kuppel gewölbt, es fehlte nur das Kreuz an der Spitze, allein als die Teufel dieses aufsetzen wollten, sank die ganze Kirche wieder zusammen. Wie die Teufelstochter sah, daß Alles vergeblich und die Zeit bald vorüber sei, da entließ sie die Teufel und ging ungesäumt zum Königssohn ans Fenster und rief; „auf, auf! noch kann ich dich retten, wenn du gerettet sein willst! Ich verwandle mich in ein weißes Pferd, sitze du schnell auf und ich trage dich heim!" Kaum hatte sie's gesagt, so stand da ein weißes Pferd und der Königssohn schwang sich auf und fort ging es im ärgsten Galopp. Als aber am Morgen der alte Teufel erwachte, schien ihm Alles so still; er griff nach der Peitsche, um sein

Volk aufzuwecken, allein diese lag nicht an ihrer Stelle. Da that er seinen Mund auf und schrie, daß die ganze Hölle erzitterte; dadurch fielen ihm auch die Stöpsel aus den Ohren und nun hörte er, daß draußen alles Hausgesinde schon an der Arbeit war. Er dachte jetzt an den Königssohn und ging zu dessen Zimmer; allein als er hinkam, sah er die Thüre offen und den Königssohn nicht da; er suchte nun schnell seine Geißel, endlich fand er sie in einer Ecke liegen. Er knallte damit nach den vier Winden, und alle Teufel aus seinem Reich kamen herbei und fragten: „Herr was befiehlst du wieder? Wir haben die ganze Nacht uns müde gearbeitet, gönnst du uns denn gar keine Ruhe?“ „Wer hat euch denn geheißen?“ „Deine Tochter that es auf deinen Befehl!“ „Meine Tochter!“ schrie der Höllenfürst entsetzlich, „ha die Menschengefühlige! Jetzt ist mir Alles klar; sie hat mir die Ohren verstopft, sie hat die aufgetragenen Geschäfte mittelst meiner Macht verrichtet um des Elenden willen und ist jetzt mit ihm fort! Ha wartet, ich will euch noch beide gleich zurück holen!“ Damit erhob er sich gradauf in die Luft und sah den Fliehenden nach und erblickte sogleich das weiße Pferd und den Reiter. Er schoß sogleich wieder hinab und rief seinen Teufeln zu: „auf, eilet fort dawärts, das weiße Pferd, das ihr antrefft und seinen Reiter bringt mir todt oder lebendig hieher!“ Alsbald wurde der Himmel schwarz von den Schaaren, die dahinflogen. Als man das Sausen von Ferne vernahm, rief das weiße Pferd seinem Reiter zu: „schaue zurück, was siehst du?“ „Eine schwarze Wolke.“ „Das ist das Heer meines Vaters, das uns verfolgt. Wir sind verloren, wenn du nicht genau erfüllst, was ich dir sage. Ich verwandle mich in eine große Kirche und dich in einen Pfarrer; stelle dich an den Altar und singe immer fort und gib keine Antwort, wenn man dich fragt.“ Der Königs-

sohn versprach, Alles genau so zu machen. Das Heer nahte heran und wunderte sich über die große Kirche; die Thüren standen alle offen; es konnte jedoch Niemand über die Schwelle, so viele auch versuchten. Der Königssohn stand als Pfarrer am Altar und sang immerfort: „Herr sei mit uns! Herr schirme uns!“ Die Teufel hörten lange den wundersamen Gesang und als der Pfarrer nicht aufhörte, so riefen sie, er solle ihnen Auskunft geben, ob er nicht ein weißes Pferd und einen Reiter darauf gesehen? Doch jener hörte nichts und da gingen sie weiter und zogen bis an das Ende des Höllenreiches, ohne etwas von einem weißen Pferd und dem Reiter zu sehen. Als sie unverrichteter Sache am Abend heimkehrten, da sprühte der alte Teufel Zornesflammen. Am andern Morgen erhob er sich wieder gerade aufwärts in die Luft und sah den Fliehenden nach; er erblickte in weiter Ferne die Kirche und hörte leise den Gesang, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Das sind sie!“ sprach er bei sich; „nun wartet, ihr werdet mich nicht überlisten!“ Er schoß eiligst hinunter, versammelte noch eine größere Schaar als die frühere und rief: „Flugs auf, eilet hin zur Kirche, zerstöret sie von Grund aus und bringt mir einen Stein mit und den Pfarrer todt oder lebendig.“ Im Hui flogen die fort; allein unterdessen hatte die Teufelstochter sich wieder in das weiße Pferd verwandelt und den Pfarrer in den reitenden Königssohn und eilten auch weiter; aber bald hörten sie hinter sich ein Brausen und Zischen. Das Pferd rief dem Reiter: „schaue zurück; was siehst du?“ „Eine schwarze Wolke wie die vorige, nur noch größer und schrecklicher!“ „Siehe das ist ein neues Heer meines Vaters. Thue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Erlenbaum und dich in ein goldnes Vöglein; singe nur immer fort

und lasse dich durch nichts beirren und schrecken!" Der Königssohn versprach, Alles genau so zu thun. Das Teufelsheer war bald angelangt, siebenhundert Meilen weiter, als da, wo die Kirche gestanden, aber es fand keine Spur von der Kirche und dem Pfarrer, von dem weißen Roß und dem Königssohn. Als sie an den hohen Erlenbaum kamen, verwunderten sie sich sehr und standen still und sahen auf den Baum und das goldne Vöglein und das sang in einem fort: „fürcht' mich nicht!" „fürcht' mich nicht!" „Wenn doch nur das Vöglein einmal aufhörte," sprachen sie, „daß wir es fragten, ob es uns keine Kunde geben könne von der Kirche und dem Pfarrer, dem weißen Roß und dem Königssohn;" aber das Vöglein sang fort ohne Aufhören. Da zogen sie weiter bis ans Ende des Höllenreichs und kehrten dann Abends auch unverrichteter Sache zurück. Der alte Teufel sprühte abermals Zornesflammen; am andern Morgen hob er sich wieder gerade auf in die Luft und sah nach den Fliehenden. Da erblickte er zweimal siebenhundert Meilen weit nur halb deutlich den hohen Erlenbaum und das goldne Vöglein und der Gesang tönte leise zu ihm, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Ha, ihr sollt mir noch nicht entkommen!" Sogleich schoß er nieder, versammelte eine noch viel größere Schaar als früher und rief: „auf, eilet fort und hauet den Erlenbaum, den ihr treffet, um und bringt mir einen Span davon, das goldne Vöglein aber fanget und bringt es todt oder lebendig!" Flugs zog das Heer fort; der Erlenbaum und das goldne Vöglein darauf waren indeß wieder zu Roß und Reiter geworden und waren bald abermals siebenhundert Meilen von der Stelle fort, wo der Erlenbaum gestanden; da vernahmen sie ein Brausen und Zischen. „Schaue zurück," sprach das weiße Roß, „was siehst du?" „Eine schwarze Wolke, aber noch größer und schrecklicher als die frü-

here.“ „Das ist das Heer meines Vaters; thue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in ein Reisfeld und dich in eine Wachtel; laufe nur immerfort durch das Feld und singe, aber in einem fort und lasse dich durch keine Fragen beirren!“ Der Königssohn versprach es genau so zu machen. Das teuflische Heer kam mit Brausen näher, und war schon dreimal siebenhundert Meilen gekommen und sah und spähte nach allen Seiten und sah weder Kirche und Pfarrer, noch Erlenbaum und Goldvöglein, noch Roß und Reiter. Als es das große Reisfeld erblickte, stand es staunend still und sah die Wachtel im Korn hin- und herlaufen und hörte ihren wundersamen Ruf: „Gott mit uns! Gott mit uns!“ „Wenn doch der Vogel nur einmal still stünde und aufhörte zu rufen, daß wir ihn fragten;“ allein das that er nicht und so zogen sie bis an das Ende des Höllenreiches und kehrten am Abend unverrichteter Sache zurück. Da kochte in dem alten Teufel die Wuth; er fuhr am andern Morgen wieder geradeauf in die Luft, sah das große Reisfeld wie einen grauen Streifen und vernahm leise den Ruf der Wachtel und es ging ihm durch Mark und Bein. „Ha noch seid ihr in meiner Gewalt; ihr meine Diener alle auf, eilet hin und mähet das Reisfeld und bringt mir eine Garbe mit und fanget die Wachtel! — doch halt! bleibt! Jetzt muß ich selbst ihnen nach; denn kommen sie über die viermal siebenhundert Meilen hinaus; so können sie dann meiner spotten, da hat meine Macht ein Ende!“ Damit erhob er sich in die Luft und fuhr ihnen nach. Die Teufelstochter und der Königssohn waren als Roß und Reiter schon wieder ein gutes Stück fortgeflohen, noch fehlten ihnen nur sieben Meilen von dem irdischen Königreich; da hörten sie hinter sich ein so heftiges Stürmen und Brausen, wie noch nie bisher. Das weiße Roß

sprach zu seinem Reiter: „schaue zurück; was siehst du?“ „Einen schwarzen Punkt am Himmel, noch schwärzer als die Nacht, daraus zucken feurige Blitze!“ „Wehe, wehe! das ist mein Vater, wenn du jetzt nicht getreu befolgst, was ich dir sage; so sind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Milchweiher und dich in eine Ente. Schwimme immer nur in der Mitte herum und halte das Haupt versteckt; lasse dich nur ja durch keine Lockungen verleiten, das Haupt aus der Milch herauszuziehen, oder ans Ufer zu schwimmen!“ Der Königssohn versprach es genau so zu machen. Bald stand der alte Teufel am Ufer; aber den Verwandelten konnte er nichts anhaben, wenn er nicht zuvor die Ente in seine Gewalt bekommen; allein die schwamm in der Mitte des Weihers; erreichen konnte er sie nicht; das war zu weit; hinzuschwimmen getraute er sich nicht; denn in der reinen Milch müssen die Teufel ertrinken. So blieb ihm denn nichts übrig, als durch Schmeichelworte die Ente an sich zu locken: „liebes Entlein, warum irrst du immer in der Mitte herum, schaue um dich; hier wo ich bin, wie wunderschön es ist!“ Allein das Entlein sah und hörte lange nicht; aber in seinem Innern regte sich allmälig die Lust, wenigstens einmal hinauszublicken. Als der Versucher fortfuhr zu locken, blickte es denn einmal rasch auf; da hatte ihm der Böse sogleich das Gesicht geraubt, daß es stockblind war. Der Milchreiher wurde gleich etwas trüb und fing an zu gähren und eine klagende Stimme drang zu der Ente: „wehe, wehe! was hast du gethan!“ Sie gelobte, sich jetzt durch nichts verführen zu lassen. Der Teufel aber tanzte am Ufer vor boshafter Freude und rief: „aha, bald habe ich euch!“ und versuchte nun auch in der getrübten Milch zur Ente zu schwimmen, um sie zu packen; allein da er noch untersank, kehrte er gleich um. Lange lockte und reizte er wieder

die Ente, sie möchte doch ans Ufer kommen; sie aber blieb ruhig und hielt das Haupt immer in der Milchflut und spottete zuletzt des Bösen. Da wurde der Teufel zornig und ungeduldig; er verwandelte sich auf einmal in eine große Kropfgans und schlürfte den ganzen Milchweiher sammt der Ente ein; dann wackelte er langsam heimwärts. „Jetzt ist Alles gut!" sprach eine Stimme aus der Milch zur Ente, und die Milch fing an zu gähren und zu sieden. Dem Teufel wurde immer schwüler und bänger; nur mit Mühe konnte er sich fortbewegen. „Wäre ich nur daheim!" seufzte er; aber das war umsonst; schon hatte ihn die siedende Milch ganz aufgeblasen. Noch einige Schritte wankte er fort; plötzlich gab es ein lautes Krachen; er war zerplatzt und zerstoben und es standen da in jugendlicher Schönheit und Herrlichkeit der Königssohn und die Teufelstochter.

Nun zog der Königssohn mit der Teufelstochter in seines Vaters Reich; es war gerade der siebente Tag, seitdem der Teufel den Königssohn entführt hatte, als sie anlangten. Da entstand großer Jubel im ganzen Land; die schwarzen Florgehänge wurden abgenommen, Grünreis und Blumen auf den Weg gestreut und der alte König kam unter Pauken- und Trompetenschall den Einziehenden entgegen. Es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert und der alte König übertrug seinem Sohne die Regierung und er herrschte weise und gerecht wie sein Vater und herrscht heute noch, wenn er nicht gestorben ist.

---

27. Der listige Schulmeister und der Teufel.

Ein Schulmeister ging einmal für seinen Herrn Pfarrer, wie das ja noch immer hie und da zu geschehen pflegt, mit

einer großen Gabel zum Heumachen und nahm sich auch einen kleinen Käs und ein Stück Brot zum Essen mit; sein Weg führte ihn über die Teufelswiese. Da sah er nur einmal einen Teufel, der hatte einen großen Schlauch aus Büffelhaut auf dem Rücken und wollte Wasser holen. „Halt!" rief der dem Schulmeister gleich zu, „habe ich dich hier einmal auf dem sauren Bier ertappt," er warf seinen Schlauch gleich nieder und wollte den Schulmeister packen. Dieser aber nahm seinen Käs aus dem Tornister, drückte ihn zusammen, daß das Wasser daraus floß und rief dem Teufel zu: „siehe so zerdrücke ich dich, wie diesen Stein, daß der Lebenssaft dir herauskommt, wagst du es, mich nur anzurühren!" In voller Angst lief der Teufel stracks in die Hölle und ließ auch den Schlauch liegen und erzählte da, wie er einen Menschen gesehen, der so stark sei, daß er Saft aus einem Stein gepreßt habe. Da schickten ihn die andern Teufel zurück, er solle ihn dingen, denn er werde gut sein zum Wasser tragen. Der Teufel kam schnell wieder auf die Wiese und fragte den Schulmeister, ob er sich nicht verdingen wolle. Dem war das recht; denn er wünschte gerne einmal die Gelegenheiten in der Hölle sich zu besehen. Also kam er in die Hölle; und sogleich erhielt er den Auftrag, Wasser im großen Schlauche zu holen. Der war aber so schwer, daß er ihn nicht einmal leer heben konnte. Da erdachte er sich eine List; er nahm Spaten und Haue und ging. „Wohin denn mit diesem Werkzeug?" „Ich will gleich den ganzen Brunnen ausgraben und nach Hause bringen, damit ich nicht immer zu gehen brauche." Da fürchteten die Teufel, das werde die ganze Hölle überschwemmen und ihnen das Feuer auslöschen und sie würden dann Mangel leiden und sprachen: „o lasse es nur sein; wir wollen uns schon Wasser holen!" Darauf schickten ihn die Teufel in den Wald, er solle eine Eiche ausreißen

und nach Hause bringen. Der Schulmeister dachte: „das wird werden!“ allein schnell hatte er wieder eine List ersonnen. Er nahm ein großes Seil und wollte gehen. „Was willst du mit dem Seil?“ fragten die Teufel. „Ich will gleich den ganzen Wald damit umbinden, ausreißen und nach Hause bringen, damit ich nicht so oft zu gehen brauche!“ Die Teufel entsetzten sich vor der ungeheueren Stärke und fürchteten, wenn er den ganzen Wald heimbrächte, daß sie damit die Hölle in Brand setzen und später dann leicht erfrieren könnten. „Lasse es gut sein, wir wollen uns schon Holz holen!“ Nun aber beschlossen die Teufel diesen gefährlichen Menschen auf eine gute Art zu entfernen. Sie wollten ihm den ganzen Lohn auszahlen, wenn er nur fortgehe. Der Schulmeister war das zufrieden, nur verlangte er, den Sack mit dem Gold solle ihm ein Teufel auch nach Hause tragen. Das erschien Allen gefährlich, keiner wollte recht; endlich wagte es einer. Als sie in die Nähe der Schule kamen, sahen die Kinder des Schulmeisters gerade zum Fenster hinaus: da gab ihnen ihr Vater ein Zeichen und nur einmal schrien alle: „auch ich will Teufelsfleisch, auch ich will Teufelsfleisch!“ Wie der Teufel das hörte, warf er den Sack nur hurtig zu Boden und lief in einem Athem zurück in die Hölle, ohne auch nur einmal umzuschauen. Aber der Teufel hatte zu Hause einen Sohn, der war gerade aus der Fremde nach Hause gekommen und war stark und trotzig und sprach, er nehme es auf mit jedem Menschen und fürchte sich nicht! Da sprach sein Vater und die andern Teufel: „so gehe hin zum Schulmeister und bringe den Sack mit dem Gold wieder heim.“ Der war gleich fertig und ging und als er zum Schulmeister kam, sprach er: „entweder gib den Sack voll Gold mit Gutem heraus oder miß dich mit mir!“ Der Schulmeister lachte und sprach: „das Gold bekommst du pune lume

(walachisch = so lange die Welt steht —) nicht; es wird mir aber Spaß machen, mit dir zu kämpfen; bestimme worin sollen wirs versuchen?" „Im Ringen!" sprach der Teufel. „Ha, ha," sagte der Schulmeister, „in dem versuche ichs nicht einmal, denn ich fürchte, ich zerquetsche dich gleich zwischen meinen Fingern; aber ich habe hier einen alten Großvater, der hat auch noch Kraft genug, über dich Meister zu werden!" Damit ließ er einen Bären los; der fiel gleich über den Teufel her, umarmte und drückte ihn so, daß der Teufel laut aufschrie: „jai, jai! lasse aus." Da sprach der Schulmeister spottend: „vielleicht ist das Ringen nicht deine Sache; bestimme etwas anders!" „So will ich mit dir in die Wette laufen!" „Ha, ha!" sprach der Schulmeister, „das brächte mir nur Schande, wenn ichs mit dir versuchen wollte; allein ich habe hier ein Enkelchen, das läuft auch schon gut genug, um dich zu überholen!" Damit ließ er einen Hasen los; der lief wie ein abgeschossener Pfeil und war gleich über alle Berge; der Teufel kam bald ganz keuchend zurück und hatte kein Leben. Der Schulmeister lachte und sprach: „Laufen kannst du freilich schlecht, vielleicht verstehst du aber was anders besser?" „So wollen wir einmal in die Wette hoch werfen?" sprach der Teufel voll Zorn und Grimm. Er nahm einen mächtigen Pirl (den dicksten Schmiedehammer) und warf ihn so hoch, daß er sieben Stunden brauchte, bis er wieder zu Boden kam. Dann reichte er ihn dem Schulmeister und sprach: „nu lasse jetzt sehn, was du kannst!" Der Schulmeister sah aber, daß er den Hammer nicht einmal heben könne, darum sprach er: „wenn ich diesen hinaufwerfe; so fällt er nicht mehr hernieder; denn ich habe einen Schwager im Himmel, der ist Schmied, der fängt den Hammer auf und macht Lattnägel daraus, indeß wir hier umsonst warten; ich hole mir aber gleich einen Stein,

den will ich werfen;" und so brachte er einen Fink aus seinem Käfig und schleuderte ihn hoch in die Luft. Dieser aber freute sich der Freiheit und flog fort. Der Schulmeister hatte den Teufel so gestellt, daß er gerade in die Sonne sah; deßhalb merkte er nicht, wie der Fink in die Luft kam und wegflog. „Der Stein braucht sieben Tage," sprach der Schulmeister, „bis er zur Erde fällt, willst du so lange warten?" „Nein, nein!" rief der Teufel und hatte die Sonne schon satt und war halb blind geworden. „Ei, ei," sprach der Schulmeister, „ihr Teufel seid elende Kerle; ihr könnt weder ringen, noch laufen, noch hochwerfen; versteht ihr denn nicht etwas besser?" „So lasse uns einmal in die Wette knallen!" sprach der Teufel voll Grimm und Aerger. Er nahm eine Geißel und knallte so fürchterlich, daß es dem Schulmeister durch den Bauch schnitt und er fast ohnmächtig wurde; doch erholte er sich und sprach zum Teufel: „ich habe große Sorge um dich, lasse mich die Augen dir verbinden, denn ich werde so furchtbar knallen, daß es donnert und blitzt und es könnten dir leicht die Augen herausspringen!" Da band er ihm die Augen fest zu und nahm darauf seinen „Paluckesklüppel" und schlug damit aus allen Kräften den Teufel so derb in die Augen, daß dieser glaubte, sie seien ihm vom Knalle herausgesprungen. „Nicht mehr knalle, halte ein!" jammerte der Teufel. „Nu ich weiß nicht!" sprach der Schulmeister, „gibt es denn keine Kunst, in der ihr es zu etwas gebracht habt?" Der Teufel kochte vor Aerger und Grimm: „wohlan!" sprach er, „lasse uns einmal mit Stangen kämpfen!" Es ist mir recht," sagte der Schulmeister und gab dem Teufel eine lange eiserne Stange und er nahm eine kurze. Er ging dem Teufel fest auf den Leib und gab ihm nacheinander unzählige Schläge und prügelte ihn ganz blau; jener konnte mit der langen Stange in der Nähe nichts machen. „Ho, ho," sprach

der Teufel, „lasse uns die Stangen einmal tauschen!" „Recht gerne!" sprach der Schulmeister; „aber weil ich sehe, daß du so elend bist, will ich dir noch mehr zugestehen; krieche du hier in diesen Schweinstall hinein, wo du geschützt bist, ich will von hier aus dem Freien kämpfen!" Das ließ sich der Teufel gefallen, er nahm die kurze Eisenstange und kroch in den Schweinstall. Jetzt stieß ihn der Schulmeister mit der langen Stange durch das Freßloch so unbarmherzig, daß es ihm zwischen den Rippen hindurch ging; er aber konnte mit seiner kurzen Stange den Schulmeister nicht einmal erreichen. „Es ist genug, es ist genug!" schrie der Teufel, als er sah, daß ihm das Blut von allen Seiten hervorströmte. „Jetzt soll mir noch einer sagen, daß ein Teufel mehr versteht, als das elendeste Menschenkind; hat es sich doch nun gezeigt, daß ihr so gar nichts vermöget; oder willst du es noch in etwas versuchen?" „Ja, ja," heulte der Teufel vor Schmerz und Zorn, „lasse uns einmal in die Wette kratzen!" Da kratzte der Teufel den Schulmeister, daß ihm das Blut rann und die Knochen hervorstanden. „Warte jetzt!" sagte der Schulmeister, „daß ich mir meine Nägel bringe, denn ich lege die immer ab, wenn ich sie nicht brauche!" Da brachte er zwei Hanfkämme (Hecheln) und ackerte damit so unbarmherzig auf dem Teufel, daß dieser vor Schmerz endlich laut aufschrie: „halt, du kratzest ja bis auf die Seele!" Der Schulmeister sprach: „ich schäme mich jetzt wahrlich mit dir noch weiter zu kämpfen; freilich wirst du auch nichts mehr angeben können!" Der Teufel schäumte vor Wuth: „lasse uns denn zur guten Letzt noch in die Wette f—rzen!" Da ließ der Teufel einen so fürchterlichen los, daß der Schulmeister bis an die Zimmerecke hinaufflog. „Was machst du da oben?" sprach der Teufel. „Ich verstopfe die Ritzen und Löcher, damit du, wenn ich jetzt einen Pumps lasse, nicht hinaus kannst

und an der Decke zerschmetterst!“ Da entsetzte sich der Teufel so sehr, daß ihm die Haare zu Berge standen; er wartete nicht länger, sondern ergriff schnell die Flucht und rannte in einem Athem fort bis in die Hölle.

Seitdem hatte der Schulmeister Ruhe vor den Teufeln; — aber den Sack mit dem Golde müssen ihm schlechte Menschen entwendet haben, denn er ist heutigen Tages arm wie eine Kirchenmaus.

Einige erzählen zwar, daß der starke Hans oder der Schneider Zwirn es gewesen, der den Teufel in den sieben Künsten überwunden habe, allein mit Unrecht; denn der Schulmeister hat die Geschichte selbst oft erzählt, also muß doch er es gewesen sein.

---

28. Des Teufels Hilfe.

Ein armer Bauer brachte einmal Holz aus dem Walde und blieb in einer Pfütze stecken, so daß er nicht von der Stelle fortkommen konnte; da trat ein unbekannter Mann zu ihm hin und sprach: „ich möchte dir auf einmal aus der Noth helfen, wenn du mir das Neueste, das jetzt in deinem Hause sich findet, zu geben versprichst; nach zwanzig Jahren erst sollst du mir's ausliefern!“ Der Bauer dachte an die neuen hölzernen Löffel, die er vor Kurzem gekauft hatte und versprach ohne Weiteres das Verlangte und sogleich wurde auch ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt. Darauf zog der Fremde den Wagen sammt den Kühen heraus und ging fort. Als der Bauer zu Hause ankam, erfuhr er zu seinem Schrecken, es sei zu der und der Zeit ihm ein Sohn geboren, denn er erkannte jetzt gleich, daß er dem Bösen sein Kind verschrieben habe; sogleich ging

er zu seinem Herrn Pfarrer und gestand ihm die Sünde. Der tröstete ihn und sprach: „erzieht nur euern Sohn in aller Tugend und Frömmigkeit, so wird ihm der Böse nichts anhaben können!“ Das versprach der Bauer und that es auch gewissenhaft; aber seine Trauer konnte er vor dem Kleinen nicht lange verbergen. Der bat und fragte immer: „Vater, warum seid ihr so traurig?“ und da sagte ihm eines Tages der Alte Alles. „Kümmert euch nicht, Vater!“ sprach der Knabe, „der Teufel wird mir nichts thun können; der Herr Pfarrer wird mir schon sagen, wie ich mich bewahren soll!“ Als der Junge zwanzig Jahre alt war, ging er zum Pfarrer und fragte ihn um Rath, wie er es mit dem Teufel anfangen solle. Der Pfarrer sagte, er möge nur immer beten, denn das könne der Teufel nicht ausstehen. Dann machte sich der Junge auf den Weg zur Hölle, denn er wollte nicht warten, bis ihn der Teufel abhole. Als er weit gegangen war, sah er nur einmal einen großen Baum mit goldnen Früchten und darunter einen geharnischten und stark bewaffneten Mann. Anfangs erschrack er; als er aber sah, daß dieser sich nicht rührte, wagte er es, näher zu gehen. Da erzählte ihm der Mann seine Lebensgeschichte, er sei ein großer Räuber gewesen; dafür nun sei er unter diesen Baum gebannt; jede der goldnen Früchte sei eine von seinen Todsünden; unter dem Baume aber seien die großen Schätze, die er durch Raub und Mord sich erworben habe; nun müsse er da so lange Wache stehen und könne so lange nicht sterben, bis ein reiner und unschuldiger Jüngling von zwanzig Jahren für seine Seele gebetet habe. „Bist du der, so bete für mich und wenn ich nicht mehr bin, so hebe von dieser Stelle die großen Schätze, die dann vom Fluche frei sind!“ Der Bauernjunge versprach das Alles zu thun mit willigem Herzen und wanderte weiter und gelangte endlich in die Hölle. Da fing

er an zu beten und ging so betend in die Teufelswerkstätte. Als die Teufel das Gebet hörten, flohen alle davon und wie der Junge ihnen näher kam, zogen sie sich in den hintersten Winkel der Hölle zurück, aber auch hier fühlten sie sich nicht mehr sicher. Da hielten sie einen Rath und fragten unter einander: wer der gefährliche Fromme wohl sein könne und was sie weiter thun sollten. Indem fiel einem alten Teufel der Contract ein, den er vor zwanzig Jahren mit dem Bauer geschlossen und er sprach: „Der Fremde ist kein anderer als ein dummer Bauernjunge, den ich seinem Vater vor zwanzig Jahren abbetrogen hatte; leider habe ich seitdem nicht mehr daran gedacht und so ist derselbe in der Kraft Gottes aufgewachsen; allein wartet, ich werde ihn uns gleich vom Halse schaffen!“ Damit nahm sich der alte Teufel ein Herz und ging dem Jungen entgegen, warf ihm den Contract zu und sprach: „du kannst damit gleich nach Hause gehen; ich schenke dich deinem Vater!“ Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen, denn ihn hatte ein Graus überkommen, wie er die vielen Marterwerkzeuge, die Zangen und Kessel voll siedenden Oeles und das höllische Feuer gesehen und das Aechzen und Zähneklappern der Verdammten gehört hatte. Er nahm schnell den Contract und kehrte zurück; die Teufel freuten sich, als sie seiner los waren.

Als der Junge betend an den großen Baum zurückkam, sank der nur einmal zusammen und der geharnischte Mann fiel zu Boden und er sah an ihrer Stelle zwei Aschenhaufen; er grub nun nach, wie ihm der Mann gesagt hatte und fand die großen Schätze. Damit zog er heim; seine Eltern freuten sich sehr, wie sie ihn wieder sahen. Von den Schätzen gab er einen Theil dem Herrn Pfarrer zum Danke für die guten Lehren und einen andern schenkte er der Kirche; nur den dritten Theil

behielt er für sich und seine Eltern, aber er war doch ein steinreicher Mann und das Vermögen vergrößerte sich immer mehr und vererbte fort auf Kindeskinder, denn die waren auch alle redliche und gottesfürchtige Menschen.

---

29. Die beiden Fleischhauer in der Hölle.

Es waren einmal zwei Brüder, beide Fleischhauer, der eine reich, der andere arm, der reiche bösartig, der arme gutmüthig. Weil aber der arme nicht selbst schlachten konnte; so half er seinem Bruder und empfing dafür immer einen kleinen Lohn. Einmal hatte der reiche wieder geschlachtet und zwar sehr viel und der arme Bruder hatte sich müde gearbeitet; doch der reiche gab ihm wieder nur eine kleine Wurst. „Gib mir noch ein Würstchen, ich habe es wohl verdient!“ sprach der Arme. „Nu so nimm,“ rief der Reiche unwillig und warf ihm eins hin, „und geh damit zum Teufel!“ Der Arme ging ruhig nach Hause und schlief bis zum andern Morgen, dann briet er eine Wurst, um sie auf den Weg zu nehmen, hing die andere an einen Stab, so wie es die Zigeuner machen, wenn sie sich vom Markte Fleisch holen, nahm diesen auf den Rücken und ging geradeswegs zum Teufel. Aber weil die Hölle, wie ihr euch denken könnt, sehr weit ist; so langte er erst am andern Morgen an; die Teufel waren gerade zur Arbeit ins Holz gefahren, nur die Teufelsgroßmutter war zu Hause geblieben und diese schaute eben zum Fenster heraus. Da grüßte der Fleischhauer freundlich: „guten Morgen, alte Großmutter, na wie geht es euch noch?“ „Gut mein Sohn, aber was hat denn dich hergeführt; sonst kommt kein Menschenkind aus freien Stücken hieher!“ „Auch ich wäre nicht gekommen!“ sprach

der Fleischhauer, „allein mein Bruder schickte mich mit dieser Wurst!“ Damit langte er mit seinem Stabe hin und die Teufelsgroßmutter nahm die Wurst zum Fenster hinein und dankte dafür und rief ihn hinein in die Hölle. „O wie gerne,“ sprach der Arme, „will ich das thun; bei euerm großen Feuer kann ich mich und meine Wurst erwärmen, denn hier draußen ist es vertenfelt kalt!“ Die Teufelsgroßmutter that ihm alles mögliche zu Gefallen und gegen Abend verbarg sie ihn unters Bett, damit die hungrigen Teufel, wenn sie heimkämen, ihn nicht finden sollten. Bald kamen diese und schrieen: „Essen her, Essen her! o weh, welch' eine Pein ist doch der Hunger! — — Ha, hier riecht es nach Menschenfleisch, nicht?“ — Da schnupperten alle im Zimmer herum. Die alte Großmutter beschwichtigte sie aber gleich, denn sie stellte die dampfende Schüssel auf den Tisch und sagte, es sei wohl ein Mensch dagewesen, allein der sei entwischt, davon rieche es noch. Damit waren sie zufrieden. Sie aßen sich nun satt, wälzten sich darauf nach ihren Betten und schliefen bis an den Morgen und fuhren dann wieder ins Holz. Jetzt rief die alte Großmutter den Fleischhauer unterm Bett hervor und sprach: „nun kannst du unbesorgt nach Hause gehen!“ Da nahm sie ein Haar, das in der Nacht von einem der Teufel auf den Polster gefallen war, schenkte es ihrem Gast und sprach: „wenn du zu Hause bist, wirst du erst sehen, was für einen Schatz du daran hast!“ Der Fleischhauer dankte für die freundliche Aufnahme und das Geschenk, sagte in seiner Gutmüthigkeit noch zur guten Letzt: „Gott segne dich, alte Großmutter!“ und zog dann heim. Als er zu Hause anlangte, wurde das Haar plötzlich so groß wie ein Heubaum und war von purem Golde. Dadurch wurde er ein reicher Mann, viel, viel reicher als sein Bruder, schlachtete von nun an für sich und hielt noch viele Gesellen.

Da wurde sein Bruder neidisch und konnte es nicht länger verwinden, daß er ärmer sein sollte; er hatte aber erfahren, wie sein Bruder reich geworden. Da nahm er eines Tages eine große, große Wurst und zog damit in die Hölle; er langte auch erst am andern Morgen an und sah die Teufelsgroßmutter im Fenster. „Was machst du denn hier, du alte Hexe?“ rief er spöttisch ohne ihr einen guten Morgen zu bieten. „Ich warte auf deine Wurst, her damit!“ „Daran wirst du deine grünen Wackelzähne nicht wetzen, die bringe ich für die Teufel und will dafür einen goldnen Heubaum.“ „Gut denn, so komme herein und warte hier; auf den Abend kommen die Teufel aus dem Holz nach Hause.“ Der Fleischhauer ging hinein und setzte sich auf einen Stuhl hinter die Thüre. Als am Abend die Teufel wieder hungrig nach Hause kamen, schrieen sie: „Essen her, Essen her, o weh, welch’ eine Pein ist doch der Hunger!“ Bald aber witterten sie den Fremden und riefen: „es riecht nach Menschenfleisch!“ „Hinter der Thür ist der Braten!“ sprach die Teufelsgroßmutter. Da fielen die hungrigen Teufel über den Fleischhauer her und zerrissen ihn auf einmal in tausend Stücke.

Der früher so arme, jetzt aber reiche Fleischhauer erbte nun auch das Vermögen seines geizigen und habsüchtigen Bruders. So geht es oft in der Welt; wenn es nur *immer* so ginge!

---

30. Die Erlösung.

Ein frommer Pfarrer pflegte jeden Abend beim Schlafengehen aus einem dicken Buche noch einige Seiten zu lesen. Einmal lag er wieder im Bett und hatte eben das Buch auf

den Tisch gelegt; er konnte nicht weiter lesen, denn die Augen gingen ihm vor Müdigkeit zu; das Licht aber hatte einen langen Docht und brannte sehr düster. Siehe da erschien eine schwarze Gestalt lahm und einäugig und riß das Buch, noch ehe sichs der Pfarrer versah, vom Tisch und verschwand. Der Pfarrer merkte gleich, daß es ein Teufel gewesen. Am andern Morgen machte er sich auf den Weg zur Hölle, um sich das Buch zu holen; denn er mußte es haben, ohne das konnte er keine Kirche halten. Gegen Abend kam er in einen großen Wald; da stand eine einsame Hütte und weil er sehr ermüdet war, kehrte er daselbst ein; nur eine alte Frau war zu Hause. „O du Unglücklicher, fliehe weg von hier," sprach sie, „mein Sohn ist ein großer Raubmörder; er hat schon neun und neunzig Menschen erschlagen und wenn er dich hier trifft, bist du der Hundertste." Der Pfarrer aber war so müde, daß er nicht weiter gehen konnte und blieb da. Als der Räuber nach Hause kam und den Fremden sah, rief er: „ha, jetzt erschlage ich dich, du sollst mir die Zahl hundert voll machen!" Er fragte ihn aber zuvor, wer er wäre und wohin er gewollt. Der Pfarrer erzählte ihm Alles genau. „Gut denn," sprach der Räuber, „weil du in die Hölle ziehst, will ich dich leben lassen; du sollst mir da auch etwas bestellen. Frage die Teufel, zu was für einen Herrn sie mich nach meinem Tode machen würden, wenn ich noch den hundertsten Menschen todt schlüge?" Nun zog der Pfarrer fort; als er in die Hölle kam, wollte keiner der Teufel von seinem Buche etwas wissen. Da ließ der Oberste der Teufel alle zusammenkommen und sprach: „wenn du mir jetzt den nicht zeigen kannst, der dir das Buch genommen hat, so geht es dir schlecht!" Der Pfarrer sah sich zitternd die ganze Reihe an, allein der Dieb war nicht darunter; nur einmal sah man den lahmen und einäugigen Teufel her-

beihinken; er brachte auch das Buch. „Da ist er!“ rief der Pfarrer ganz froh, lief hinzu und nahm sein Buch. „Jetzt kannst du gehen,“ sprach der Oberste der Teufel! „Noch einen Auftrag habe ich,“ sprach der Pfarrer: „ein Mann, der neun und neunzig Menschen umgebracht hat, läßt fragen, wozu ihr ihn machen würdet, wenn er noch den hundertsten umbrächte?“ „Sage ihm: wir würden ihn sieden, braten, ins Feuer werfen und da solle er bleiben in Ewigkeit!“ Nun hatte der Pfarrer nichts mehr zu thun und wollte gehen; doch da er wußte, daß man den Teufeln nicht den Rücken zukehren dürfe, weil sie sonst einem den Hals umdrehen, so ging er immer rücklings bis er zur Hölle hinaus war. Die Teufel folgten ihm auf dem Fuße nach. Als sie keine Macht mehr über ihn hatten, riefen sie: „dein Glück, daß du dich nicht eher umgewendet hast!“ Bald war der Pfarrer wieder im Wald. Nun fürchtete er, wenn er dem Räuber die wahre Antwort der Teufel sage, werde er im Zorn ihn ganz gewiß umbringen und ging einen andern Weg, um nicht an die Hütte zu kommen; aber es war umsonst, denn hier gerade lauerte der Räuber auf Reisende und so kam er ihm in den Wurf. „Nu was bringst du mir aus der Hölle?“ rief der Räuber schon von Weitem, als er den Pfarrer sah. Da dieser jetzt nicht mehr ausweichen konnte und auch nicht lügen wollte, so sagte er frei heraus: „man werde ihn kochen, braten, ins Feuer werfen und da solle er bleiben in Ewigkeit!“ Der Räuber wurde wieder Erwarten des Pfarrers ganz still und in sich gekehrt; die ewige Höllenqual ging ihm zu Herzen und machte ihm bange; endlich rief er mit einem tiefen Seufzer und Thränen traten ihm in die Augen: „sage mir doch du frommer Mann Gottes, kann ich es noch möglich machen, daß der Herr meine schweren Sünden mir vergiebt?“ „Ja wenn du genau thust, was ich dir sage!“

„Das will ich," sprach der Räuber, „wie schwer es auch sein sollte!" „So gehe heim und sage deiner Mutter, sie solle all' dein gestohlnes Gut den Armen geben, nimm dann den Stock, mit dem du die neun und neunzig Menschen todtgeschlagen und komme zu mir her!" Der Räuber lief in einem Athem heim und that, was ihm der Pfarrer gesagt hatte und kam bald wieder mit dem Stock in der Hand. Nun führte ihn der Pfarrer zu einem Feldkreuz, hieß ihn den Stock da in die Erde stecken und daneben niederknien und sprach: „Knie jetzt hier so lange und benetze den Stock mit deinen Thränen, bis er grüne Blätter und Blüten treibt, das sei dir ein Zeichen der Gnade Gottes!"

Der Pfarrer kehrte darauf heim und konnte wieder Kirche halten. Nach einem Jahre dachte er an den großen Räuber; er wollte sehen, was aus ihm geworden, ob er sich wohl gebessert habe oder ob er wieder in seine Sünden zurückgefallen sei. Als er an die Stätte kam, fand er ihn noch kniend; doch waren seine Glieder schon erstarrt; der Stock aber hatte eben grüne Blätter und Blüten bekommen. Kaum hatte der Räuber den Pfarrer erblickt, so rief er mit letzter Stimme: „der Herr ist gnädig!" sank dann todt nieder und eine weiße Taube erhob sich über ihm und flog zum Himmel.

---

31. Die dunkle Welt.

Es lebten einmal zwei Eheleutchen in einem Dorfe, die hatten so viele Kinder, daß ihnen schon alle Leute im Dorfe zu Gevatter gestanden waren. Als ihnen nun wieder zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen geboren wurden, so machte sich der Mann auf, um im nächsten Dorfe Gevattersleute zu

suchen. Mitten auf der Straße fiel er aber vor Betrübniß und Müdigkeit nieder und schlief ein. Da kam ein Kaufmann mit seiner Frau in einer Kutsche gefahren und wie dieser den Schlafenden sah, ließ er anhalten, um ihn zu wecken. Auf den Ruf erwachte der Mann nicht; da ging der Kutscher hin, rüttelte an ihm, so daß er nun die Augen aufschlug. Der Kaufmann fragte ihn sogleich, wer er wäre und der Mann erzählte seinen Kummer, er habe so viele Kinder, daß ihm das ganze Dorf schon zu Gevatter gestanden und da ihm jetzt wieder zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen geboren seien, so sei er im Begriff, auswärts Gevattersleute zu suchen. Der Kaufmann erbot sich sogleich, mit seiner Frau die Kinder aus der Taufe zu heben, doch unter der Bedingung, sie sollten ihm gehören, denn er selbst hätte keine Kinder. Der arme Mann war das wohl zufrieden, denn er hatte ja ohnehin Kinder genug, für die er sorgen mußte. Sie zogen nun ins Dorf und man taufte die Kinder den Knaben Hani, das Mädchen Susi. Der Kaufmann nahm sie sogleich mit und fuhr in die Stadt; er erzog sie aber so, wie wenn es seine eignen Kinder wären und die Kleinen nannten den Kaufmann Vater, seine Frau Mutter. Als sie größer waren, nahm der Kaufmann den Hani in sein Geschäft und seine Frau nahm Susi in ihre Hauswirthschaft. Beide führten sich so gut auf, daß der Kaufmann dem Jungen das ganze Geschäft und die Schlüssel in der Handlung und seine Frau dem Mädchen die ganze Küche und alle Hausschlüssel überließ; der Knabe war dem Kaufmann und das Mädchen seiner Frau die rechte Hand und so waren ihnen beide von Herzen lieb. Eines Tages trug es sich zu, daß der Kaufmann und seine Frau nach dem Mittagsessen ausfuhren und die beiden Kinder blieben daheim. Da sie die Langweile überfiel, nahmen sie ein Spiel Karten, um sich damit

zu unterhalten. Hani war aber so unglücklich, daß er immer verlor, zuletzt setzte er auch die Schlüssel von der Handlung; das Mädchen gewann auch diese. Da riß er im Aerger demselben die Schlüssel aus der Hand und schlug es auf die Stirne, daß gleich ein Blutstropfen hervortrat. Plötzlich erschien eine schwarze Gestalt und rief: „darauf habe ich schon lange gewartet!“ faßte das Mädchen und verschwand mit ihm. Man kann sich denken, wie sehr der Knabe erschrecken mußte. Er rang verzweiflungsvoll die Hände und schlug sich an die Brust: „was habe ich gethan!“ Doch das war Alles umsonst. Als der Kaufmann und seine Frau heimkehrten, fragte die Letztere gleich: „wo ist Susi?“ Zitternd gestand der Knabe Alles. Die Frau war untröstlich und sprach zum Jungen: „gehe mir aus den Augen, daß ich dich nicht sehe, da du mich um meine gute Tochter gebracht hast!“ Der Kaufmann hätte dem Knaben gerne verziehen; allein er wollte seiner Frau nicht zuwider sein und so gab er ihm Geld auf die Reise. Der Knabe zog traurig fort und damit er sich nicht an sein Unglück erinnere, gab er die Handlung auf. Er kam in ein fremdes Land und wurde an dem königlichen Hofe Gärtner. Er führte sich aber hier so gut auf und sorgte so überaus für die Blumen der Königin, daß er bald ihr Lieblingsgärtner wurde. Nach der Arbeit pflegte er jeden Tag einmal an das Meeresufer zu gehen. Eines Tages als er wieder am Ufer stand und auf das weite Meer hinschaute, hörte er eine Stimme: „Hani! Hani!“ rufen und dreimal tönte sie wieder. „Hier bin ich!“ antwortete er. Da hob sich eine wunderschöne Jungfrau aus dem Meere und sprach: „bist du ein Zwillingskind?“ „Ja!“ „Heißest du Hani?“ „Ja!“ „Ich bin eine Königstochter und heiße Susi (aber es war nicht seine Schwester, wie du leicht glauben könntest) und bin hieher verwünscht auf so lange bis ein Zwillingskind, das

Hani heißt, mich erretten will!" „Das will ich gerne!" sprach Hani schnell. „So traure denn neun und neunzig Tage in einem fort um mich; komme indeß jeden Tag hieher und wenn du dich gut gehalten, wirst du unter dem Stein immer ein Goldstück finden!" Damit verschwand sie und Hani kehrte heim; er trauerte aber getreu seinem Versprechen schon acht und neunzig Tage und wann er an das Meer kam, fand er immer unter dem Stein das Goldstück. Am neun und neunzigsten Tage geschah es aber, daß die Königin ein Fest gab und dahin wurde neben andern Lieblingsdienern auch der Gärtner eingeladen. Er wäre gerne daheim geblieben, allein er dachte, das würde seine gute Königin kränken; er ging, nahm sich aber vor, keinen Antheil an der Freude zu nehmen. Während des Essens ging das auch gut; als aber nach der Tafel die Musik begann und Alles tanzte, kam die Königin zu ihm und fragte, warum er nicht tanze? Alle Entschuldigungen halfen nichts; die Königin forderte ihn auf mit ihr zu tanzen. Wie er noch immer nicht recht wollte, drangen seine Freunde heftig in ihn, er dürfe das der Königin nicht thun, er müsse tanzen; endlich machte er einen Reihen durch. Alsbald aber lief er mit klopfendem Herzen hinaus und eilte an das Meeresufer. Da war zum erstenmal kein Goldstück unter dem Stein. Das Meer aber war trübe und in Aufregung, die Jungfrau stieg empor und rief in schmerzlicher Klage: „wehe du hast mich nicht erlöst, von jetzt an bin ich auf den gläsernen Berg verwünscht und von da wird mich wohl Niemand erretten!" Damit verschwand sie. Der Junge ging weinend nach Hause und schloß kein Auge die ganze Nacht; am frühen Morgen ging er zur Königin und nahm Abschied, er müsse fort und die Jungfrau auf dem Glasberge erlösen, was es ihn immer koste. Auf dem Wege nahm er noch einen Diener zu sich, daß er

nicht allein sei. Nachdem sie lange, lange gewandert waren, kamen sie endlich am Ziele an. Unten am Glasberge aber war eine Mühle und die Müllerin war eine Hexe; sie kehrten in der Mühle ein und fragten wo man denn auf den Glasberg hinaufsteige? „Da und da ist eine Treppe!" sprach die Hexe, „was wollt ihr denn oben machen?" Der Knabe wollte das nicht sagen, doch die Hexe merkte sichs gleich und ging zu dem Diener und sprach: „wenn ihr Morgen die Treppe hinansteigt und an der dritten Stufe seid, so stecke diese Nadel deinem Herrn in den Mantel, denn sonst könnt ihr nicht hinaufgelangen." Als sie am andern Morgen hinanstiegen, that der Diener, wie ihn die Hexe geheißen hatte. Sogleich sprach der Junge: „ich bin so schläfrig, ich will mich hieher ein wenig niederlegen!" Da schlief er ein und schlief fest. Nur einmal kam die Jungfrau vom Glasberge hernieder und sah den Schlafenden und jammerte: „wehe, wehe! auch von hier wirst du mich nicht erlösen; ich komme aber noch zweimal und wenn du auch dann schläfst, so bin ich verloren!" Wie der Junge erwachte, war es Abend und sie kehrten wieder in die Mühle. Die Hexe aber belohnte den Diener und sagte, er solle den andern Tag die Nadel nur ja wieder einstecken und seinem Herrn nichts sagen, was die Jungfrau gesprochen. Und so that der Diener auch, als sie am Morgen wieder die Treppe hinanstiegen. Sein Herr mußte sich wieder niederlegen und schlief. Die Jungfrau stieg abermals die Stufen herab und als sie den schlafenden Jüngling sah, klagte sie: „wehe, wehe! du wirst mich nicht erlösen; noch einmal komme ich und dann nicht mehr!" Es war wieder Abend, als der Junge erwachte; sie mußten in die Mühle zurück und die Hexe belohnte den Diener abermals und trug ihm aufs neue auf, den nächsten Tag nur ja die Nadel wieder einzustecken und so geschah es. Der Knabe schlief auch

zum drittenmal, als die Jungfrau erschien. „Wehe!“ rief sie, „jetzt bin ich weit hin verwünscht in die dunkle Welt und von da kann mich wohl kein Sterblicher erretten. Sage das deinem Herrn,“ sprach sie zum Diener, „und noch dies, er solle dem ersten Baum, den er nach dem Erwachen um sich sehe, die Krone abschlagen.“ Als der Knabe erwachte, rief er: „o wie habe ich so schön geträumt, hast du nichts gesehen?“ Der Diener dachte: nun könne er wohl Alles sagen und erzählte, wie eine Jungfrau jeden Tag, wenn er geschlafen, erschienen sei und geklagt habe, daß er sie nicht erlösen werde und daß sie jetzt in die dunkle Welt verwünscht sei, sie habe ihm auch sagen lassen, er solle dem ersten Baum, den er gleich nach dem Erwachen sehe, die Krone abschlagen. Da weinte und klagte der Junge bitter und sprach zu seinem Diener: „warum hast du mich nicht geweckt?“ Als er aber um sich sah nach dem Baum, war da keiner; nun erkannte er, daß damit der untreue Diener gemeint sei; er zog sein Schwerdt und hieb ihm das Haupt ab.

Traurig wanderte er darauf fort und kam in ein anderes Königreich; hier trat er abermals in eine Handlung und erwarb sich in kurzer Zeit die Liebe seines Herrn. An einem Abend trat der Kaufmann zu ihm und sprach: „Zeige nun was du kannst! Morgen ist der Geburtstag der Königin; sie geht einkaufen; jedes Jahr thut sie's nur einmal, allein der Kaufmann, bei dem sie einspricht, wird dann reich und glücklich; schmücke das Gewölbe auf das Schönste!“ Der Junge arbeitete mit allem Eifer; am Morgen wurde von dem königlichen Pallast bis auf den Markt die Straße mit grünem Gewand belegt und auch jeder Kaufmann legte von der Straße bis zu seinem Laden grünes Gewand. Da kam die Königin begleitet von vielen Jungfrauen auf der Straße her und sah

überall hin und ging endlich in das Gewölbe, das ihr am schönsten erschien, hinein. Als sie den Jungen in der Handlung erblickte, blieb sie stehen, sah und sah und sie wußte nicht recht, wie ihr war; auch dem Knaben kam es vor, als habe er die Königin noch gesehen. Endlich kam sie stracks auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und rief: „Hani, mein Bruder!“ Nun wurde er sogleich mit an den königlichen Hof geführt und der König hatte große Freude und sprach zum Knaben, der ganz betrübt aussah: „sei gutes Muths, siehe, wenn du deine Schwester nicht geschlagen, hätte ich das gute Weib nicht und anders durfte ich nicht zu ihrem Besitz gelangen!“ Da offenbarte ihm der Knabe, wie ihn etwas anders so sehr betrübe; er habe eine schöne Jungfrau zweimal erlösen können und er habe sie nicht erlöst; jetzt sei sie in die dunkle Welt verwünscht und er möchte nun gerne auch dahin ziehen, wenn er nur den Weg wüßte. „Da will ich dir gleich helfen!“ tröstete der König und nahm seine große Geißel und schlug dreimal in die Luft; sogleich erschienen eine Menge schwarzer Geister und riefen: „was steht zu Befehl?“ Als aber der König sie übersehen und gezählt hatte, sprach er: „es fehlt Einer!“ „Ja,“ riefen sie, „der ist flügellahm; er war die vergangene Nacht in der dunkeln Welt!“ Unterdessen war der auch herbeigekommen. „Also du warst in der dunkeln Welt?“ „Ja mein König!“ „So wirst du auch den Weg wohl wissen; nimm hier meinen Schwager und führe ihn dahin!“ Da faßte ihn der Geist und flog mit ihm durch die Luft; es wurde immer dunkler, dunkler, endlich war es stockdunkel, wie die Mitternacht; da kamen sie an ein düsteres Schloß. Auf dem Wege hatte der Junge dem Geiste seinen Kummer erzählt und dieser hatte ihm gesagt, was er thun solle. Vor der ersten Thüre des Schlosses würden zwei Heubäume über ihm zusammenbrechen, allein er

dürfe nicht erschrecken, es geschehe ihm nichts; vor der zweiten Thüre stünden zu beiden Seiten zwei Löwen, die würden ihn zu verschlingen drohen, allein er solle sich nur nicht fürchten, sie thäten ihm nichts! Wenn er zur dritten Thüre hineinkäme, solle er unter das erste Bett rechts hineinkriechen und was man ihm auftrage, genau thun, sich aber durchaus nicht erschrecken! Der Geist blieb vor dem Schlosse stehen, der Knabe ging hinein; die Heubäume krachten an der ersten Thüre über ihm zusammen, doch er fürchtete sich nicht; die Löwen sperrten ihre Rachen auf, doch er ging muthig zwischen ihnen hindurch; da kam er ins dritte Zimmer und legte sich unter das bezeichnete Bett. Nur einmal fingen die Verwünschten, die ringsherum lagen an, ihr Schicksal zu erzählen und zu jammern, wie sie nun schon so viele Jahre da lägen und Niemand käme, sie zu erlösen. Endlich erzählte auch die Jungfrau, unter deren Bett der Junge lag und das war gerade Susi: ein guter Junge habe sie zweimal schon zu erlösen gesucht, wenn der nur den Weg hieher fände, so würde er sie wohl erretten! Freilich müßte er etwas Schweres vollbringen: Punkt zwölf Uhr müßte er sie umarmen, dann müßte sie sich sogleich in eine Schlange verwandeln, ihn fest umklammern und beißen, wenn er aber bis ein Uhr aushielte, so seien sie erlöst. Als es nun zwölf schlug, sprang der Junge unter dem Bett hervor und umarmte die Jungfrau; sogleich ward sie eine Schlange und umschlang und biß ihn, daß das Blut rann; er aber hielt ruhig aus; endlich schlug es eins und es erfolgte ein lauter Donnerschlag. Plötzlich wurde es licht wie am Tage und alle Verwünschten standen auf und waren erlöst und fielen ihrem Retter zu Füßen und dankten ihm. Er aber führte die Jungfrau an der Hand hinaus; da nahm sie der Geist und führte sie zum König; der war sehr froh und nachdem der Junge mit der erlösten

Jungfrau Hochzeit gehalten, zog er dahin, wo die dunkle Welt gestanden und wo jetzt ein großes blühendes Reich war, das dem Vater seiner Susi gehört hatte und dann verwünscht worden war und er herrschte noch lange als König über Land und Leute.

---

32. Der Erbsenfinder.

Es war einmal ein Junge, der fand eine Erbse und war über alle Maßen froh. „Was für ein glücklicher Mensch bist du doch!“ sprach er bei sich selbst, „nun wirst du keine Noth leiden; denn jetzt säest du die Erbse, über ein Jahr bekommst du davon ein Maß, über zwei Jahre einen Kübel, über drei Jahre hundert Kübel, über vier Jahre tausend Kübel und so immer mehr!“ Aber da fiel ihm noch gerade zur rechten Zeit ein, daß er nicht habe, wohin er sie schütten solle. „Du willst gleich zum König gehen,“ sprach er bei sich, „und tausend Säcke zu leihen nehmen.“ Wie er nun hinging und den König darum bat, fragte dieser: „wozu brauchst du denn so viele Säcke?“ „Für meine Erbsen!“ sprach der Junge. „Ja, ich habe nicht so viel,“ sagte der König, „aber bleibe nur hier bis morgen!“

Der König aber hatte eine schöne Tochter, die wollte er gerne einem reichen Jünglinge zum Weibe geben. „Der wäre mir grade recht!“ dachte der König bei sich, „denn wenn er so viele Erbsen hat, was muß er erst anders haben!“ Er ließ ihm jedoch die Nacht nur ein Strohlager machen, um ihn zu prüfen, ob er wirklich reich sei; rausche das Stroh nämlich und könne er nicht darauf liegen, so sei das ein rechtes Zeichen, daß er nicht arm sei. Da mußten nun einige Mägde an der Thüre „laustern“. Kaum hatte sich der Junge niedergelegt,

so verlor er seine Erbse im Stroh. Da ward er voller Sorge und fing gleich an zu suchen und das Stroh aus einander zu werfen, also daß es laut rauschte. Nun liefen die Mägde gleich zum Könige und brachten ihm die erwünschte Botschaft. Der war sehr froh und am frühen Morgen kam er gleich zum Jungen und sagte, wenn er nichts dawider hätte, so wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben, denn er sehe ja wohl, daß er ein sehr reicher Herr sei. „Dagegen habe ich ganz und gar nichts!“ sprach der Junge, „eine Königstochter,“ dachte er bei sich, „und zumal wenn sie so schön ist, bietet man einem nicht alle Tage an,“ und so feierte er noch an demselben Tage mit ihr die Hochzeit und war ganz vergnügt und glücklich. Am folgenden Morgen ließ aber der König anspannen und sprach: „wohlan, ich möchte so gerne dein Schloß sehen, ziehen wir gleich hin!“ Da mußte sich der Junge mit seiner Frau, der Königstochter und dem alten König in den Wagen setzen und zeigen, wowärts man fahren solle. Er zeigte ja nach einer Richtung, ohne daß er selbst recht wußte, wohin es gehe; es war ihm aber nicht recht und er hatte keine Ruhe. Als sie in einen Wald kamen, stieg er vom Wagen, als wolle er nur so auf die Seite, allein er wollte entlaufen und war nur voll Angst, daß ihn der König suchen und finden werde. Nur einmal stand der Teufel vor ihm und fragte ihn, warum er denn so ein Narr sei und die Königstochter im Stiche ließe? „Ja,“ sprach er, „wie sollt' ich das nicht; der König, ihr Vater, will zu meinem Schlosse fahren und ich habe doch keines!“ Da sagte der Teufel: „ein Schloß sollst du haben und Alles dazu und neun Schweine im Stall, doch unter einer Bedingung: nach sieben Jahren sollst du mir neun Fragen passend beantworten und bleibst du mir auch nur eine schuldig, so sollst du mir gehören.“ Der Junge bedachte sich nicht lange und wil-

ligte ein. Der Teufel führte ihn sofort auf eine lichte Stelle im Wald und zeigte ihm in der Ferne ein Schloß und sprach: „ziehe nur dahin, das ist dein!" Der Junge lief jetzt schnell wieder zum Wagen; der König und seine Tochter waren schon ungeduldig geworden, daß er so lange ausgewesen; er ließ schnell weiter treiben und bald waren sie im Schloß. Das gefiel dem alten König sehr, denn es war Alles da, was man sich nur wünschen konnte. Nach einigen Tagen zog er heim und ließ das junge Paar für sich und die lebten jetzt froh und vergnügt. So verging ein Jahr nach dem andern bis die sieben Jahre bald um waren. Da wurde es dem Jungen angst und er dachte mit Grauen an die neun Fragen. Als er so einmal in traurigen Gedanken auf dem Felde herumging und nachdachte, kam ein alter Mann zu ihm und fragte ihn, was ihm denn fehle? Er erzählte ihm von seiner Noth. Da sagte der alte Mann: „kümmere dich nicht, ich werde dir in jenem Augenblick gute Gedanken eingeben, daß du keine Antwort schuldig bleibst!"

Kaum war die Zeit da; so stellte sich auch der Teufel ein und fing an zu fragen:

„Was ist eins und ist viel werth?"

Da sprach der Junge: „Ein guter Brunnen auf dem Hof ist einem Wirthen viel werth!"

Der Teufel war mit der Antwort zufrieden und fragte weiter:

„Was ist zwei und läßt sich schwer entbehren?"

„Wer zwei gesunde Augen hat, dem steht die Welt und der Himmel offen, wer sie verliert, dem werden beide verschlossen!"

Der Teufel ärgerte sich, daß auch diese Antwort passend war und fragte fort:

„Was ist drei und läßt sich gut brauchen?"

„Wenn Jemand eine gute dreihörnige Gabel hat; so kann er gut essen und Heu machen!"

Auch diese Antwort paßte; der Teufel kochte vor Zorn und fragte weiter:

„Was ist vier und ist sehr nützlich?"

„Wer vier starke Räder am Wagen und vier gute Pferde hat, kann weit fahren!"

„Was ist fünf und ist ein nützlich Ding?" fragte der Teufel hastig fort.

„Wer fünf starke Ochsen hat, kann eine große Last aufladen, denn wenn der vierte fällt, spannt er den fünften ein!"

„Was ist sechs und kann schon glücklich machen? nur schnell, antworte!"

„Wer sechs Joch Acker besitzt, der hat ein gutes Einkommen und braucht nicht betteln zu gehen!"

„Was ist sieben und ist was Gutes?"

„Wer sieben tüchtige Söhne hat, kann alle Arbeit im Jahre wohlbestellen und sich freuen!"

„Was ist acht und macht was rechtes aus?"

„Acht Mädchen geben eine rechte Gesellschaft!"

Der Teufel war wüthend, daß der Junge ihm alle Fragen so schnell und treffend beantwortet hatte.

„Nu warte!" rief er, „du bist dennoch mein eigen, wenn du die neunte Frage mir schuldig bleibst."

„Was ist neun und ist was Gutes?"

„Die neun Schweine im Stall sind was Gutes — nicht wahr? und die sind jetzt auch mein!" Der Teufel zog fluchend ab und der Junge hatte so ein Schloß und neun Schweine sich verschafft und lebte nun mit der schönen Königstochter bis an sein Ende im Frieden.

Aus dieser Geschichte aber kann sich Jedermann ein Beispiel nehmen. Wer eine Erbse findet, soll sie nicht gering achten, denn wie leicht ist es möglich, daß er sich damit auch eine schöne Königstochter, ein Schloß und neun Schweine erwirbt!

---

33. Von den zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchen.

Ein Mann hatte zwölf Söhne und als diese groß waren, sprach er: „ihr sollt nicht eher heirathen, bis ihr nicht zwölf Schwestern in einem Hause findet!“ Da waren die Söhne traurig und sprachen: „wo werden wir denn zwölf Schwestern in einem Hause finden?“ Nun ging aber der Aelteste zuerst in die Welt, ein solches Haus zu suchen und kehrte lange nicht zurück; darauf ging der zweite, auch der blieb aus und so der dritte, vierte bis zum eilften und keiner kam wieder. Zuletzt machte sich auch der Jüngste auf, um seine Brüder und das Haus mit den zwölf Schwestern zu suchen. Der Weg aber führte ihn durch einen dichten Wald. Da trat ein alter Mann zu ihm und sprach: „wohin du Junge?“ „Ich will meine Brüder suchen und die zwölf Schwestern in einem Hause, die wir heirathen sollen!“ „Wenn du mir ein Jahr dienen willst, will ich dir beistehen!“ sprach der Alte. „Ein Jahr ist ja nicht viel!“ dachte der Knabe und war es zufrieden. Er diente treu und redlich und wurde in der Zeit ein guter Jäger. Als das Jahr vorüber war, schenkte ihm der alte Mann eine Büchse und sprach: „mit dieser triffst du Alles, worauf du zielst! Gehe jetzt nur fort in den Wald, da wirst du zu einer Hütte kommen, in der wohnt eine Hexe, die hat deine eilf Brüder

in Steine verzaubert; hätten sie bei mir Dienste genommen, so wäre es ihnen nicht geschehen; doch sie waren zu stolz und wollten nicht. Wenn du nun hingelangst; so halte die Büchse nur immer in der Hand und die Hexe kann dir nichts anhaben!" Als der Knabe fortging, hatte er große Lust, seine Büchse zu versuchen und bald sah er einen Löwen. „Du kommst mir gerade recht!" dachte er bei sich, nahm die Büchse und zielte. Aber der Löwe rief ihm zu: „schieße nicht; ich will dirs vergelten; ich bin der König der vierfüßigen Thiere; nimm hier dies Haar von mir und wenn du in Noth bist; so drehe nur daran und gleich komme ich dir mit allen meinen Thieren zu Hilfe!" Er setzte ab, nahm das Haar und ging weiter; nur einmal sah er einen Adler hoch in den Lüften kreisen; sogleich legte er an und wollte schießen. Da rief ihm der Adler zu: „schieße nicht, ich will dirs vergelten; ich bin der König aller Vögel, nimm hier diese Feder und wenn du in Noth bist; so drehe daran und gleich komme ich dir zu Hilfe mit meinen Schaaren!" Er legte ab, nahm die Feder und ging weiter; nur einmal sah er ein großes Wasser und darin einen mächtigen Fisch. „Halt!" dachte er, „den kannst du endlich doch schießen!" Wie er aber losdrücken wollte, rief ihm der Fisch zu: „schieße nicht; ich will dirs vergelten; ich bin der König der Wasserthiere, nimm hier diese Flosse und wenn du in Noth bist; drehe sie nur und ich komme dir zu Hilfe mit meinem Volke!" Er setzte wieder ab, nahm die Flosse und ging. Es dauerte nicht lange, so war er an der Hütte, wo die Hexe wohnte; er trat unerschrocken hinein und sprach: „Hexe jetzt gleich schaffe mir meine eilf Brüder zur Stelle, sonst schieße ich dich nieder!" Aber die Hexe lachte hell auf und rief: „o du närrischer Erdwurm, schieße so viel du Lust hast, mir schadet das nicht; denn wisse, mein Leben wohnt nicht in mir,

sondern weit, weit weg in einem verschlossenen Berg ist ein Teich; auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dies ist mein Leben; wenn du das auslöschen könntest; so wäre mein Leben zu Ende; aber das kann nie und nimmer geschehen und darum bekömmst du auch deine Brüder nicht!" Da ward der Junge zornig und rief: „du sollst doch mein Blei kosten!" und schoß, einmal, zweimal, dreimal, aber umsonst, die Kugeln trafen zwar und gingen durch die Hexe, aber sie schadeten ihr nicht und sie blieb frisch und gesund und verlachte und verspottete den Knaben. Weil er aber die Büchse immer in der Hand behielt, hatte sie keine Macht über ihn, sonst hätte sie ihn auch verzaubert. Endlich ließ er ab vom Schießen und sprach: „Nu warte, ich will dein Leben schon finden!" Damit machte er sich auf und ging aus dem Wald hinaus; endlich sah er einen Berg. „Es kann kein andrer sein!" dachte er und ging darauf los. Als er aber ankam, wußte er nicht, wie er hinein kommen solle. Da fielen ihm seine Geschenke ein. Er nahm zuerst das Haar des Löwen und drehte. Nur einmal kamen alle vierfüßigen Thiere der Erde, der Löwe an der Spitze und fragten, was er befehle? „Schärrt mir den Berg da fort!" Es dauerte nur einige Minuten, so war kein Berg mehr zu sehen und es zeigte sich ein klarer See und darauf eine Ente. Diese hob sich sogleich in die Lüfte, um fortzufliegen. Schnell drehte der Knabe seine Feder und im Nu war der Adler mit allen seinen Vögeln da und fragte, was er thun solle. „Fanget mir die Ente und bringt sie her!" Da flogen sie aus, packten, so viele ankommen konnten, alle die Ente und zerrissen sie auf tausend Stücke und jede brachte eine Feder. „Ach das rechte bringt ihr nicht!" sprach der Junge traurig und fragte nach dem Ei. „Ja das ist in den See zurückgefallen!" Der Junge nahm

seine Flosse, drehte und gleich war der Fischkönig mit allen Seegethieren am Ufer und fragte, was er thun solle. „Sucht und bringt mir das Ei, das in den Teich gefallen ist!“ Da tauchten alle unter und nach einer Weile kam der Fischkönig und hatte selbst das Ei im Munde. Der Knabe nahm es und ging damit schnell zur Hexe und zeigte es ihr und sprach: „siehe hier dein Leben, gleich zerstöre ichs, wenn du mir nicht auf der Stelle meine Brüder lebendig machst!“ Da zitterte die Hexe am ganzen Leibe, nahm ein grünes Stäbchen und ging zu den eilf Steinen, die vor der Hütte lagen, schlug darauf und es standen da seine eilf Brüder und war ihnen, als erwachten sie aus schwerem Traume: „seht da die Hexe, die euch verzauberte, aber nun ist es aus mit ihr!“ und damit zerbrach er das Ei, löschte das Licht aus und die Hexe sank todt nieder.

Darauf gingen alle zwölf Brüder mit einander aus, ihre Bräute zu suchen und endlich fanden sie auch ein Haus mit zwölf Schwestern. Sie führten sie heim zu ihrem Vater und feierten eine gemeinschaftliche große Hochzeit und waren froh und glücklich und es ist leicht möglich, daß sie noch leben, wenn sie nicht gestorben sind.

---

34. Die beiden Mädchen und die Hexe.

Eine Frau hatte zwei Töchter; die ältere war ihre eigne Tochter und war sehr häßlich, die jüngere ihre Stieftochter und war sehr schön. Das ärgerte die böse Mutter und sie gab dieser immer nur zerlumpte Kleider und ließ sie daheim in der Asche sitzen; ihrer Tochter aber kaufte sie schöne Kleider und nahm sie überall mit. Zuletzt schickte sie ihre Stieftochter ganz aus dem Hause. „Du bist jetzt groß und kannst dich ernähren!“

sprach sie, „gehe wohin dich deine Augen leiten!“ Da machte sich das arme Mädchen auf und wanderte fort. Als es ein Stück Weges gegangen war, kam es an einen Apfelbaum, der sprach zu ihr: „willst du mich nicht ein wenig von den Dornen reinigen!“ „Warum nicht?“ sagte das Mädchen und machte sich gleich an die Arbeit und reinigte den Baum. Es ging wieder ein Stück weiter; da sah es einen lahmen Hund, der schleppte sich mühselig auf der Erde fort. „Willst du mir nicht meinen Fuß verbinden?“ sprach der Hund. „Warum nicht?“ sagte das Mädchen und ging gleich daran. Als es noch ein Stück weiter kam, sah es einen Backofen, in welchem das Feuer brannte. „Willst du nicht das Eisen vorschieben?“ sprach der Backofen. „Warum nicht?“ sagte das Mädchen und that es alsogleich. Nun kam es zuletzt an ein Häuschen; drin wohnte eine alte Hexe. Es klopfte an und fragte, ob sie es nicht in Dienst nehmen wolle. Die Hexe war froh; denn sie brauchte gerade ein Dienstmädchen. Sie übergab ihm alle Schlüssel, aber in das siebente Zimmer verbot sie ihm zu gehen. Als die Hexe fort war, besah das Mädchen sich die Gelegenheit, und die Neugierde ließ ihm keine Ruhe; es trat auch in das verbotene Zimmer; da war alles eitel Gold und das Mädchen wurde selbst auf einmal ganz goldig. Nun bekam es Angst; es schloß schnell die Thüre und lief fort und wollte nach Hause. Aber über der Thüre stand ein Hahn, der fing gleich an zu krähen, wie er das Mädchen laufen sah. Die Hexe hörte den Hahnschrei gleich und kam herbei und eilte dem Mädchen nach. Doch konnte sie den Weg schlecht sehen; denn vor ihr war finstre Nacht, vor dem Mädchen lichter Tag. Das bewirkte ein alter Mann, der das arme Mädchen so ängstlich laufen sah und sich seiner erbarmte. Als es an den Ofen kam, rief der ihm Muth zu und sprach: „laufe nur fort, die garstige

erreicht dich nicht!" So wie die Hexe zum Ofen kam und ihn fragte, ob nicht ein Mädchen da vorbeigelaufen, wollte er nichts von ihm wissen. Der Hund rief dem Mädchen auch zu: „laufe nur fort, die garstige erreicht dich nicht!" Die Hexe kam keuchend heran und fragte den Hund, ob nicht ein Mädchen da vorbeigelaufen? Der Hund sagte: „nein, ich habe keines gesehen!" Ebenso machte es der Apfelbaum. „Laufe nur schnell!" sagte er zum Mädchen, „die garstige erreicht dich nicht!" und als die Hexe ihn fragte, ob nicht ein Mädchen da vorübergelaufen, hatte er auch nichts gesehen. Weiter hinaus hatte die Hexe keine Macht und sie mußte mit langer Nase umkehren.

Als aber das arme Mädchen zu Hause anlangte, sang die Hausschwalbe vom Dache:

„litum titum tàrchen
et sätzt e gùldig fràchen
eangderm fenster en làcht!"

Da eilte die Stiefmutter hinaus und sah das Goldmädchen und verwunderte sich sehr; sie führte es hinein und that ganz freundlich; aber die Stiefschwester wurde ganz grün vor Neid und sprach: „ich will auch hingehen und gewiß noch schöner heimkehren, als der Aschenputtel!" Sie ging denselben Weg; als sie zum Apfelbaum kam, bat er sie auch, sie solle ihn von den Dornen reinigen. „Das fällt mir grade ein!" sprach sie höhnisch, „daß ich mir meine Hände zersteche!" und ging weiter. Ebenso machte sie es beim lahmen Hund. „Willst du mir nicht meinen lahmen Fuß verbinden?" bat dieser. „Nu das fehlte noch; glaubst du, ich sei eine gemeine Magd?" rief sie trotzig und ging weiter. Als sie zum Backofen kam, loderte das Feuer stark heraus; da rief er: „willst du nicht das Eisen vorschieben?" „Unverschämter!" rief sie, „das ist kein Geschäft für mich!" Sie ging weiter und kam bald zur Wohnung der

Hexe und nahm bei ihr Dienste. Als die Hexe am frühen Morgen ausging, sprach sie: „nur in das siebente Zimmer wage es nicht zu gehen, sonst wehe dir!“ „Ja, ja!“ sagte das Mädchen; kaum war sie jedoch fort, so trat es ohne Weiters in das verbotene Zimmer und wurde auch auf einmal ganz goldig. Alsbald ergriff es die Flucht; der Hahn über der Thüre krähte wieder und die Hexe war bald zurück und sah, was es gab. Das Mädchen lief wie es nur konnte, allein es konnte schwer fortkommen; denn vor ihm war finstere Nacht, hinter ihm lichter Tag. Das bewirkte jener alte Mann, der das garstige Mädchen auch laufen sah und ihm eine Züchtigung bereiten wollte. Als es beim Ofen vorbeilief, versengte ihm der Fuchs, der aus dem Ofen herausschlug, das Kleid und als die Hexe fragte: ob nicht ein Mädchen vorübergelaufen? rief der Ofen: „eile nur, gleich hast du's!“ Als es bei dem Hund kam, bellte der und biß es in den Fuß, daß es nur mit Noth weiter kam und wie die Hexe fragte: ob er nicht ein Mädchen vorüberlaufen gesehen? rief er: „nur schnell, gleich hast du's!“ Endlich kam es zum Apfelbaum, der hatte alle seine Dornen in den Weg geschüttelt, darin verwickelte es sich so, daß es nicht von der Stelle konnte und sogleich war ihm die Hexe auf dem Genick: „warte du Diebsgesicht, mein Gold sollst du nicht heimtragen!“ und da fing sie gleich an mit ihren langen Nägeln zu kratzen und kratzte ihm alles Gold vom Leibe, daß nicht ein Staubpünktchen mehr an ihm blieb und machte ihm blutige Furchen am ganzen Leib und ließ es dann laufen.

Als es zu Hause ankam, sang die Hausschwalbe vom Dache:

„litum, titum tärchen
et sätzt e bleâdig frächen
eangderm fenster en schroat!“

Ihre Mutter lief schnell hinaus und erkannte sogleich ihre

Tochter; sie führte sie hinein und versteckte sie in den Keller, daß kein Mensch sie sehen sollte und da blieb sie ihr Lebenlang. Als aber der junge König von dem schönen Goldmädchen hörte, kam er in einer Kutsche mit vier weißen Hengsten herbeigefahren, führte das Mädchen als seine liebe Braut in seine Burg und hielt eine glänzende Hochzeit, die acht Tage dauerte.

---

35. Das Zauberhorn.

Es war einmal ein reicher Mann, dem starb seine Frau; sie hinterließ ihm aber eine kleine Tochter mit Namen Gretchen, die hatte der Vater über alle Maßen lieb. Nun wohnte in der Nachbarschaft eine Wittwe, die hatte auch eine Tochter und zwar mit drei Augen. Eines Tages lockte die Wittwe das kleine Gretchen zu sich und sagte ihm: „siehe, wenn dein Vater mich zur Frau nimmt, so will ich dir eine gute Mutter sein; ich will mit einem goldnen Kamm deine Haare strählen, mit Milch dein Antlitz waschen und dir Wein zu trinken geben; meine Tochter soll dir, wenn du schläfst die Fliegen jagen und wenn du wachest mit dir spielen!“ Das gefiel dem kleinen Gretchen und es bat seinen Vater so lange, bis er die Nachbarin zur Frau nahm. Einige Tage hatte es die Kleine gut, bald aber zeigte sich die neue Mutter als eine rechte Stiefmutter; sie zankte tagtäglich mit ihm und bald gab sie ihm auch Schläge und das arme Mädchen durfte seinem Vater, wenn er nach Hause kam nicht klagen, sonst hatte es noch viel Aergeres auszustehen. Für seine größere dreiäugige Schwester mußte es die Hemden und Kleider waschen, bis ihm die Finger bluteten oder gar auf dem Feld die Ochsen hüten und da-

bei Flachs spinnen. Wenn es dann so allein auf dem Felde war, weinte es oft und klagte so vor sich hin seinen Kummer. Eines Tages kam ein schöner Stier aus der Heerde zu ihm heran und fragte mitleidig: „warum weinst du armes Kind?" „Wie sollt' ich nicht weinen, wenn ich diesen Flachs bis heute Abend nicht spinne, so bekomme ich harte Schläge von meiner Stiefmutter!" Da sprach der Stier: „wohlan ich will dir helfen, reiche mir den Flachs!" Gretchen that es und der Stier schluckte den Flachs ohne Weiteres ein; es erschrack nicht wenig darüber, aber der Stier sagte gleich: „fürchte dich nicht mein Kind, schlafe nur ein wenig, sobald du erwachst, wird dein Flachs gesponnen sein!" Da schlief es ein wenig und so wie es erwachte, sah es neben sich das schönste Garn. Von da an brauchte es sich nicht mehr zu bekümmern. Wie viel Flachs auch die Stiefmutter ihm zum Spinnen gab, es wurde immer fertig, denn immer kam der Stier hinzu und that die Arbeit an seiner Statt. Endlich kam das der Stiefmutter nicht heraus und sie merkte, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Darum schickte sie jetzt ihre dreiäugige Tochter mit auf die Weide, die sollte Wache halten. Gretchen aber wußte sich zu helfen; es spann anfangs sehr fleißig und sang dabei, darüber schlief ihre Schwester ein. Sobald dies geschehen war gab es seinen Flachs dem Stier zum kauen und bis die dreiäugige Schwester erwachte, war er schon gesponnen. So wußte diese am Abend ihrer Mutter nichts anders zu sagen, als daß Gretchen fleißig gesponnen hätte. Einmal als Gretchen mit seiner Schwester wieder auf dem Felde war, hatte es sie nicht ganz eingeschläfert, so daß das dritte Auge noch wach war. Damit hatte sie wohl gesehen, wie Gretchen dem Stier den Flachs gegeben und wie er ihn zu Garn gekaut hatte. Als sie am Abend nach Hause kamen, sagte Dreiäuglein ihrer Mut-

ter, was sie gesehen. Alsbald schwur diese dem Stier den Tod und schalt das arme Gretchen aus und schlug es mit Fäusten. Da lief es weinend fort zu dem Stier und erzählte ihm Alles. „Mit mir ist es aus!“ sprach der Stier, „aber siehe zu, daß du, wenn ich todt bin, die Spitze von meinem rechten Horn dir verschaffst!“ Als am andern Morgen Gretchen im Felde die Ochsen hütete, siehe, da brummte plötzlich eine große Bremse um das Haupt des Stiers; das aber war die Stiefmutter, denn sie war eine böse Zauberin und hatte sich verwandelt. Der Stier wurde wild und rannte blindlings fort. Als er nahe an einer Brücke war, die über einen Abgrund führte, stach ihn die Bremse in die beiden Augen, so daß er nichts sah und die Brücke verfehlte und in den Abgrund hineinstürzte. Gretchen war voller Furcht langsam nachgefolgt; da fand sie ihren Freund und Beschützer im Abgrund todt, er hatte sich beim Fallen die Spitze vom rechten Horn gerade abgestoßen; weinend nahm es sie auf und verbarg sie bei sich.

Bei der Stiefmutter daheim hatte Gretchen nun böse Zeit. Sie gab ihm wieder schwere Arbeiten auf, zankte immerfort und ließ es auch an Schlägen nicht fehlen; ihre dreiäugige Tochter aber arbeitete nichts, sondern putzte sich immerfort und ging ihrem Vergnügen nach. Dennoch war diese nie so schön als Gretchen. Das ärgerte die Stiefmutter und sie beschloß, es zu verschaffen. Sie führte es tief in einen dichten Wald und schickte es dann zu einer Quelle um Wasser. Inzwischen verwandelte sie sich in einen schwarzen Käfer und setzte sich unter einen Strauch; von da wollte sie sehen, wie Gretchen sie suchen und sich verirren solle. Als dieses zurückkehrte, sah es keine Spur von seiner Stiefmutter; voller Angst lief es hin und her und es rückte schon der Abend heran und es wußte den Weg nach Hause nicht. Da fiel ihm die Hornspitze, die

es im Busen trug, auf den Boden, es hob sie schnell auf und schwenkte sie einmal ohne daß es wußte wie. Siehe da kamen auf einmal eine unzählige Menge von Ochsen hervor, so daß der ganze Wald weiß wurde; der letzte aber, der aus dem Horn stieg, hatte goldne Hörner und war weiß wie Schnee. Dieser kam ganz traulich zu Gretchen; nur einmal aber schüttelte er unruhig den Kopf, scharrte mit den Füßen den Boden und stürmte auf das Versteck los, wo die Stiefmutter saß. Diese hatte sich aus dem Käfer schnell in einen Bären verwandelt und war eben im Begriff auf den Stier los zu gehen. Da kam es zu einem heftigen Kampf. Der Stier mit seinen goldnen Hörnern rannte den Bären zu Boden, doch brach ihm dabei die Spitze vom rechten Horn ab; der Bär blieb elendiglich liegen und brummte erschrecklich; der Stier kam und legte sich zu Gretchens Füßen nieder und es schien, als wenn er um Hilfe bäte. Da fiel es Gretchen ein, ihm die Hornspitze, die es bei sich trug, an die Stelle des abgebrochenen aufzusetzen und kaum war das geschehen, so verwandelte sich der Stier in einen schönen Prinzen und die andern Ochsen in seine Minister und Diener. Sogleich nahm der Prinz das arme Gretchen bei der Hand als seine liebe Braut, zog in sein Reich und hielt eine glänzende Hochzeit. Die Stiefmutter war jetzt verdammt in der Gestalt zu bleiben, in der sie war und so mußte sie als garstiger Bär sich im Walde herumschleppen und sich an den Pfoten saugen bis sie nur so viel wiegen würde, als der Flachs, den das arme Gretchen täglich im Felde hatte spinnen müssen.

---

36. Die drei Brüder und der Hüne.

In der alten Zeit lebte einmal ein Schäfer, der hatte drei Söhne und eine große Heerde Schafe. Jeder von den Söhnen mußte einen Tag die Heerde hüten; die andern blieben daheim und arbeiteten da mit ihrem Vater. Als der Alte sterben sollte, ermahnte er seine Söhne, sie sollten nur ja immer zusammenhalten und die Heerde eintheilen. Das versprachen sie und hielten es auch getreulich. Es geschah aber, daß in einem dürren Jahre die große Heerde nicht hinlänglich Weide fand. Da sprach der jüngste der Brüder — er war zwar klein und schwächlich, aber der pfiffigste unter ihnen — „lasset uns hinziehen jenseit des großen Waldes, da soll eine ungeheure Wiese sein, immer grün und unbeweidet." Die andern billigten das und so zogen sie sieben ganze Wochen durch den Wald und kamen endlich an dessen Ende, von dem aus die schöne Wiese nach allen Seiten sich ausdehnte. In weiter, weiter Ferne aber sahen sie ein Schloß; hier wohnte ein mächtiger Hüne, der hielt sich für den Herrn der ganzen Gegend, so weit man sie übersehen konnte. Einige Tage blieben sie ungestört und freuten sich über die fette Nahrung; zwei der Brüder bauten in der Nähe des Waldes an einer Hütte, indeß ging der eine immer mit den Schafen, molk sie und machte Käse und den folgenden Tag verrichtete dies Geschäft einer der beiden andern, so wie sie es daheim gehalten hatten. Eines Tages, als der Aelteste wieder die Schafe hütete, sah er nur einmal zu seinem Schrecken aus der Gegend des Schlosses eine große Gestalt sich bewegen; es schien, als ob ein Berg herbeikäme, es war aber nichts anders denn der mächtige Hüne. Dieser hatte schon seit einigen Tagen aus seinem Fenster bemerkt, wie wenn sich auf seiner Wiese kleine Thierchen wie Milben regten,

allein er hatte seinen Augen nicht recht getraut, da er aber dasselbe immer wieder sah, wollte er sich überzeugen; er machte nur ein Paar Schritte, so stand er schon vor dem armen Schäfer, der bebte wie Zittergras und hatte kein Leben. „Ha du kleiner Wicht!" fuhr der Hüne ihn an, „bist du der Verwüster meiner Felder? Warte, das sollst du mir bezahlen!" Der Schäfer fiel vor der gewaltigen Stimme zu Boden, denn es war als wenn ein Sturmwind einherbrauste; endlich sprach er mit Zittern: „Herr, wir sind drei Brüder und sind erst vor einigen Tagen hieher gekommen, wir wußten nicht, daß dieses Land Jemandem gehöre?" „So? Drei Brüder? Ihr wußtet es nicht? Hm, nun ich will's gelten lassen. Gut, daß ich euch kenne, wir wollen Freundschaft schließen; mache aber jetzt gleich ein Frühstück!" Der arme Hirte mußte sieben Schafe schlachten, die verschlang der Hüne auch sogleich, als ihnen die Haut abgezogen war, ganz, als seien es sieben Bissen; dann trank er alle Milch, die in sieben Schaffern dastand und aß zuletzt zum Niederdrücken noch sieben Käse. Als er satt war, sprach er zum Hirten: „es hat mir wohlgeschmeckt, dafür komme morgen zu mir ins Schloß zum Frühstück; aber wehe dir, wenn du nicht kommst!" Damit wandte er sich um und mit einen Paar Schritten war er in seinem Schlosse verschwunden.

Kaum hatte sich der arme Hirt vom Schrecken erholt, so nahm er sich auf und trieb die Heerde zur Lagerstätte, wo seine Brüder waren und erzählte diesen, was ihm begegnet war. Diese entsetzten sich auch nicht wenig, als sie die Geschichte erfuhren. Aber was war zu thun? Zurück konnten sie nicht; denn der Hüne hätte sie doch eingeholt. Da sprachen die zwei jüngern Brüder am andern Morgen dem Aeltesten Muth ein; er solle nur getrost zum Hünen gehen; auch diese hätten ja bisweilen ein menschliches Herz; vielleicht werde ihm nichts

geschehen. Er ging endlich; allein es war ihm nicht recht. Als er am Schlosse ankam, sah und hörte er vor Angst nichts; er ging hinauf; wie er eintrat, lag der Hüne noch im Bett und war eben wach geworden. „Gehe!“ sprach er „nur hinaus, mache Feuer unter den großen Kessel und sage mirs, wenn das Wasser kocht.“ Der Arme that, was ihm befohlen worden. Als das Wasser kochte, meldete ers dem Hünen. Dieser stand auf, ging hinaus und sah, daß es gut kochte. Er hob den Kessel vom Feuer und sprach zum Hirten: „fühle, ob es heiß genug ist?“ Als er sich bückte, schlug der Hüne ihm den Kopf ab und warf ihn auf den Hausboden, den Rumpf aber gab er in den Kessel; dann ging er hinein, kleidete sich an und verspeiste hierauf den Hirten. Jetzt nahm er seinen Stab und ging wieder zur Heerde; bei dieser war heute der mittlere Bruder, der Jüngste war zu Hause. „Also du bist ein Bruder von dem, der heute zu mir gekommen?“ „Ja!“ stammelte der Hirt ängstig. „Wohlan schlachte mir sieben Schafe und sorge für sieben Schaffer Milch und sieben Käse, denn ich habe schlecht gefrühstückt.“ Heißhungrig verschlang der Hüne wieder sieben Schafe, so wie ihnen die Haut abgezogen worden und trank sieben Schaffer Milch und aß darauf sieben große Käse, als seien es Haselnüsse. „Dein Frühstück hat mir geschmeckt; komme morgen auch zu mir, aber wehe dir, wenn du nicht erscheinst!“ Damit entfernte sich der Lange wieder und der Hirte trieb schnell die Schafe zur Lagerstätte und jammerte und klagte: „wehe der Hüne hat unsern Bruder gewiß umgebracht und jetzt ist es an mir!“ Der Jüngste mußte ihm am andern Morgen sehr zureden, bis er sich entschloß zum Hünen zu gehen. Er that es mit Zittern und Zagen. Es ging ihm aber dort gerade wie seinem ältern Bruder. Der Jüngste war mit den Schafen schon lange auf der Weide, da

erschien nur einmal der fürchterliche Hüne und sprach mit seiner Polterstimme: „du Winziger, bist du auch ein Bruder von denen die zu mir gekommen?“ Der kleine Hirt flog davon bis zu einer Dornhecke, als hätte ihn der Wind hingeweht; daran aber hielt er sich fest und antwortete: „Ja ich bin der Jüngste, aber nicht so grob Herr Ronnemann,“ rief der Kleine ganz trotzig. Der Hüne war auf eine solche Antwort nicht gefaßt. „Auf der Stelle schlachte mir sieben Schafe und versorge mich mit Milch und Käse! denn ich bin verteufelt hungrig.“ „Muß es denn gar so schnell sein Herr Fleischthurm? habt ihr Kohlen im Magen?“ „Gleich du kleiner Knirps, sonst zerquetsche ich dich zwischen meinen Fingern und presse den Saft dir aus.“ Der Junge sah, daß der Kerl keinen Spaß hatte und schlachtete die Schafe, ohne sich aber zu übereilen und stellte ihm sieben Schaffer Milch und sieben Käse hin. Als der Hüne Alles verschlungen hatte, sprach er: „Morgen früh komme zu mir zum Frühstück und wehe dir, wenn du ausbleibst!“ „Ich komme,“ rief der Junge trotzig, „du brauchst keine Geschichten zu machen.“ „Warte nur du einfältiger Hüne!“ sprach er bei sich, „deine Stärke soll dir nichts helfen!“ Er hatte sich bald einen Plan ausgedacht. Bei der Heerde waren drei sehr starke Hunde, die es mit jedem Wolf bisher aufgenommen hatten, der eine hieß Siehegut, der andere Höregut, der dritte Packegut, die waren so abgerichtet, daß sie genau jeden Wink befolgten; diese sollten auch mit. Er nahm sieben Schafsfelle, befreite sie von der Wolle und nähte sie eines auf das andere und bildete einen Trichter mit zwei Löchern. Als er fertig war, rief er seinen Hunden und ging noch ganz früh ins Schloß. Der Hüne schlief noch ganz fest und schnarchte so gewaltig, daß zwei Pappeln, die vor dem Fenster standen, davon wie von einem Sturmwind hin- und herbewegt wurden. Die Hunde ließ der Junge draußen vor

dem Schloß; er selbst ging leise hinein. Wie er die Thüre öffnete, schöpfte der Hüne eben Athem und zog damit den Kleinen wie eine Flaumfeder an; er stieß wieder den Athem aus und schleuderte ihn bis zur Thüre zurück. Da faßte sich der Junge an der Thürpfoste und schrie aus allen Kräften: „Herr Faulpelz ist das Frühstück fertig; ich bin schon da!" Der Hüne rieb sich die Augen und wußte nicht, was ihm so spitztönig in die Ohren geklungen; denn er war heute sehr verschlafen; endlich erblickte er den Kleinen, der hing wie eine Hausgrille an dem Thürpfosten. „Hast du mich geweckt, du kleiner Mäusekönig!" „Ja Herr Klumpenmann!" „So mache Feuer unter den großen Kessel und wenn das Wasser kocht, so rufe mich!" „Schon gut!" sprach der Junge und ging hinaus, der Hüne schlief gleich wieder ein. Schnell machte der Kleine das Wasser kochen; dann nahm er seinen Felltrichter und einen großen Topf mit siedendem Wasser, schlich leise und ganz gebückt, damit ihn der Hüne nicht zurückschnaufen könne, allmählig bis zum Bett; dann hielt er rasch den Trichter über die beiden Augensternen des Hünen und goß das siedende Wasser aus dem Topf auf einmal hinein. Hui, wie der Hüne gleich auffsprang und entsetzlich raste; beide Auge waren ihm zerstört. Der Junge war schnell an der Thüre und hielt sich fest und sah eine Zeit lang wie der Hüne herumschlug, dann rief er: „wie schmeckt das Frühstück Herr Klumpenmann, nicht wahr etwas heiß?" Der Hüne grapschte gleich nach der Richtung, woher die Stimme kam, allein der Kleine war schon hinaus und die Treppe hinunter. Der Lange trampelte ihm blindlings nach und plumpste an der Treppe hinunter, daß es krachte wie bei einem Bergsturz. Unten im Schloß war ein großes Zimmer, darin waren viele Nüsse aufgehäuft; der Junge ging hinein und wühlte in den Nüssen und warf fort und fort hieher und

dorthin an die Wand; der Hüne griff auf jedes Gepolter mit seinen langen Armen hin und dachte den Kleinen so zu fangen; allein der wußte sich zu hüten und lachte nur über den Hünen, wie der umsonst sich so abmühte. Endlich ging er hinaus ins Freie und lockte den Hünen nach. Nun ärgerte ihn der Junge fast zu Tode. Er sprang wie ein Grashüpfer von einer Stelle zur andern und schrie: „hier bin ich! hier bin ich!“ und der Hüne haschte jedesmal nach der Stimme. Dem Hünen fiel bald auch eine List ein. „Siehe“ sprach er; „ich habe hier einen kleinen goldnen Ring, der ist mir ohnehin nichts mehr nütze, den schenke ich dir!“ und warf ihn damit von sich. Der Junge sah den Ring im Gras liegen und weil er gerade so schön war, nahm er ihn gleich und steckte ihn an seinen Finger. Kaum hatte er das gethan, so konnte er sich nicht von der Stelle rühren und rief nur „ach!“ Der Hüne hörte das und tastete nun schnell im Kreise herum um den Kleinen zu finden. In dieser Noth wollte der Junge den Ring schnell vom Finger streifen, allein das ging nicht mehr; da nahm er schnell sein Messer und schnitt den Finger sammt den Ring ab und warf ihn in einen großen See, der in der Nähe war. Dann lief er weithin um den Teich herum und rief: „hier bin ich, hier bin ich!“ Der Hüne hörte die Stimme in der Ferne und wollte geradeaus darauf los; da schritt er geradezu in den See und ging immer mehr hinein; endlich kam ihm das Wasser bis an den Mund, da blieb er auch stecken und konnte nicht weiter. „Jetzt habe ich dich!“ rief der Junge vom Ufer, „wenn du mir nicht gleich meine Brüder schaffst, so bleibst du hier stecken bis auf den jüngsten Tag!“ Das schien dem Hünen denn doch zu lang; er sprach: „deine Brüder habe ich gefrühstückt, ihre Häupter aber liegen auf dem Hausboden; nimm das Ei, das daneben liegt und die Ruthe

und streiche das Haupt am Halse dreimal und schlage mit der Ruthe darüber, so werden sie wieder lebendig!" „Ich werde gleich sehen, ob du Wahrheit gesprochen!" damit ging der Junge zum Schlosse. „Auf, Siehegut, such!" Der Hund lief gleich voran, durchstöberte alle Winkel auf dem Schloßboden und kam endlich zu den Häuptern und daneben lag auch das Ei und die Ruthe. Der Junge that, wie ihm der Hüne gesagt und alsbald standen seine Brüder verwundert vor ihm und wußten nicht wie ihnen geschehen war; sie fühlten nur einen kleinen Schmerz im Nacken, sonst waren sie gesund. „Freuet euch," sprach der Jüngste, „ihr seid erlöst; kommt jetzt nur mit mir!" Da gingen sie hinaus und er zeigte ihnen den Hünen, wie er im Sumpfe stack und erzählte ihnen, wie er ihn dahin gebracht. „Du hast für diesmal wahr gesprochen, allein jetzt sage mir aufrichtig: lebt keine Seele weiter im Schlosse?" Jetzt log aber der Hüne nach seiner Natur, denn alle sind sehr lügenhaft und sprach: „Nein!" Er hatte nämlich im tiefen Keller eine Menge seiner Gesellen, die er unter Schloß und Riegel hielt, weil sie unbändig waren. Da dachte er: „wenn du nur einmal heraus bist aus dem Sumpf, so wirst du die Thür schon finden und erbrechen, daß jene herauskommen und diese kleinen Dinger erschlagen." Aber sein Lügen half ihm nichts, denn der Kleine sprach: „erst will ich mich überzeugen, auf Siehegut, Höregut, Packegut." Siehegut lief in allen Winkeln des Schlosses herum, fand aber nichts; nur einmal sahen sie, wie Höregut an einer kleinen Fensteröffnung horchte. Die Brüder eilten hin und legten sich auf's Ohr und vernahmen ein dumpfes Toben und Fluchen. Nun zündeten sie Fackeln an und stiegen an einer Treppe hinab, die Hunde liefen voran. Nur einmal kamen sie an eine mächtige Thüre, an der ein gewaltiges Schloß angelegt war. Vom

Aufmachen konnte keine Rede sein; da dachte der Jüngste an die Ruthe, mit der er seine Brüder lebendig gemacht, ob die wohl nicht auch hier wirksam sein würde. Siehegut mußte gleich hinlaufen und sie bringen. So wie der Junge damit das Schloß berührte, sprang die Thüre gleich auf. Aber wie entsetzten sie sich, als sie die gräßlichsten Hünengestalten erblickten. Diese lagen eben mit einander im Kampfe und zankten darüber, wen sie von ihnen umbringen sollten, da sie den Hunger lange nicht mehr ertragen konnten. Als sie nun die drei Menschen erblickten, sprangen alle der Thüre zu: „ha, ihr kommt gerade gut, euch wollen wir fressen!“ Da rief der Junge: „Packegut an!“ Der Hund fiel alsbald die ersten an, die andern zogen sich gleich zurück und stutzten. Der Junge rief wieder: „Packegut zurück!“ Der Hund sprang hinaus; die drei Brüder erfaßten die mächtige Thüre und zogen sie wieder zu und legten das Schloß an. Nun aber gingen sie zu dem Hünen im See. „O du schändlicher Lügner!“ rief der Junge, „wir wissen wohl, daß deine Gesellen im Schloßkeller sind, da sollen sie auch bleiben in alle Zeit! Wenn du aber dein Leben noch retten willst, so sage, wo der Schatz im Schloß zu finden ist!“ Als der Hüne einsah, daß er nicht mehr zu seiner vorigen Macht gelangen und sich rächen könne, sprach er: „nie und nimmermehr sollt ihr erfahren, wo der Schatz ist, meinetwegen mag nun was immer mit mir geschehen!“ „So bleibe denn im Sumpfe stecken in alle Ewigkeit!“

Die kleinen Menschen waren nun Herren von dem großen Schlosse des gewaltigen Hünen; sie zogen jetzt da ein und wohnten zusammen in Eintracht und ihre Heerden mehrten sich immer mehr und ihr Reichthum und ihre Macht wurde bald so groß, daß auch ferne Kaiser und Könige ihre Freunde wur-

ben. Den verborgenen Schatz im Schloß fanden sie nicht und brauchten ihn auch nicht. Die drei Brüder leben noch, wenn sie nicht gestorben sind; ob aber der Hüne im Sumpfe und seine verhungerten Gesellen im Schloßkeller leben? ist eine andere Frage und darauf weiß ich nicht zu antworten.

---

37. Die drei Schwestern bei dem Menschenfresser.

Es waren einmal drei Schwestern im Wald und suchten Erdbeeren; wie sie nun Abends heimkehren wollten, verirrten sie sich und fanden keinen Ausweg. Da kam nur einmal ein wilder Hüne und das war ein Menschenfresser, auf sie los und rief: „ha, jetzt habe ich euch!“ und führte sie zu seinem Schlosse. Da fragte er die Aelteste: „willst du lieber mein Weib werden, oder sterben?“ „Lieber sterben!“ sagte diese. Ebenso fragte er die zweite; auch die antwortete: „lieber sterben!“ Die Jüngste aber war pfiffig genug und als der Hüne sie fragte, sprach sie: „o von Herzen gerne, nur bin ich noch zu blutjung, wartet noch ein Jahr!“ Der Hüne war damit zufrieden und gab der Kleinen sogleich die Schlüssel von allen Zimmern; da solle sie jetzt schon Gewalt haben über Alles; ihre beiden Schwestern jedoch sperrte er in einen Stall und befahl seiner alten Mutter, sie solle sie mit Nüssen und Stritzel mästen, bis sie recht fett wären und dann braten.

Jeden Morgen ging der Hüne aus und kam nur gegen Mittag oder gegen Abend wieder heim und seiner alten Mutter befahl er jedesmal, auf die im Stall und auf seine liebe Braut Sorge zu tragen. Eines Tages, als die Alte ihnen wieder Stritzel und Nüsse gebracht hatte, wollte sie sehen, ob sie nun endlich fett wären: „langt heraus euern Finger!“ rief sie mit

krächzender Stimme. Die Jüngste aber war auch zum Stall gekommen, wie sie es jeden Tag mehrmals that, wo sie dann ihre Schwestern tröstete; jetzt reichte sie von der Seite jeder ihrer Schwestern ein langes Hölzchen hin und flüsterte ihnen zu: „die Alte ist triefäugig und sieht nicht recht, reicht diese Hölzchen hin, statt der Finger!“ So thaten sie auch. Die Alte hätte ein Messer und schnitt an den Hölzchen: „ei daß dich!“ rief sie, „das ist ja wie purer Knochen so hart; ihr werdet am Ende vor Sehnsucht nur immer magerer, statt fetter, das darf nicht länger anstehen; morgen kommt ihr in den Ofen!“

Als am andern Tage ganz früh der Hüne ausging, sagte die Alte: „komme heute Mittag nach Hause; es erwartet dich ein guter Braten!“ Dann ging sie zu dem Ofen und heizte ihn tüchtig. Als er heiß genug war, rief sie die Jüngste zu dem Ofen und sprach: „sorge hier bis ich komme!“ Sie ging zum Stall und führte die beiden Schwestern zum Feuer, die jammerten und klagten, daß sie nun so elendiglich sterben sollten. Da befahl ihnen die Alte, so und so auf die Bratschüssel zu sitzen; die Jüngste aber, die Braut des Hünen, hatte wieder den klugen Einfall und sagte: sie wissen ja nicht, wie sies machen sollen; zeiget es ihnen; ich will an diesem Ende halten! Da ging die dumme Alte und setzte sich auf die Bratschüssel; alsbald erfaßten auf einen Wink der Jüngsten auch die beiden andern Mädchen die Stange und schoben die Alte schnell in den Ofen, setzten das Eisen vors Ofenloch und ließen, nachdem sie noch alle Thüren verschlossen und die Schlüssel in den Brunnen geworfen hatten, eiligst davon.

Als gegen Mittag der Hüne nach Hause kam, tobte und polterte er an der Thüre; aber er konnte nicht hinein, bis er sie einschlug. Sein großer Hunger trieb ihn zum Ofen; er

riß das Eisen fort und wollte den Braten herausziehen; doch siehe es war seine alte Mutter ganz geröstet und verbrannt. Da lief er wüthend zum Stall; doch der war leer; er suchte in allen Zimmern seine junge Braut, auch die war nirgends zu finden. „Ha! die sind alle fort, nu wartet, gleich will ich euch zurückholen!“ Er schnallte geschwind seine Siebenmeilenstiefel sich an und schritt ihnen nach.

Die drei armen Mädchen aber hatte ein alter Mann gesehen, wie sie so voller Angst vor dem Unhold flohen und hatte ihnen den rechten Weg nach Hause gezeigt und ihnen drei Dinge gegeben: eine Nadel, eine Glasscherbe und ein Fläschchen mit Wasser; wenn sie den Hünen hinter sich sähen; so sollten sie so und so davon Gebrauch machen. Der Hüne hatte nur einige Schritte gethan, so war er schon an ihnen. Da steckten sie die Nadel hinter sich und auf einmal war die ganze Straße weit und breit mit spitzen Nadeln besteckt. „Wie seid ihr da hinüber gekommen?“ rief ihnen der Hüne nach. „Wir haben uns die Schuhe ausgezogen!“ rief gleich die Jüngste, seine Braut. Das that er gleich und zerstach sich die Füße ganz bis er hinüber kam; aber die Siebenmeilenstiefel hatte er zurückgelassen; er ging wieder über die Nadeln zurück und brachte nun auch die Schuhe. Indessen waren die Mädchen ein gutes Stück fortgelaufen, bald war er jedoch mittelst seiner Siebenmeilenstiefel an ihnen. Da warfen sie die Glasscherbe in den Weg und auf einmal war die Straße weit und breit voll schneidiger Glasscherben. „Wie seid ihr da hinübergekommen?“ rief er ihnen nach. „Ja wir sind auf vieren gegangen!“ rief die Jüngste, seine Braut gleich. So machte ers auf der Stelle, aber es ging schwer und langsam und er zerschnitt sich dabei die Hände ganz, bis er hinüberkam. Die Mädchen waren wieder ein gutes Stück vorausgeeilt; aber der

Hüne war ihnen doch bald auf dem Fuße. Da gossen sie das Wasser aus und gleich wurde zwischen ihnen und dem Hünen ein mächtiger Fluß. „Wie seid ihr da hinüber?“ rief er ihnen nach. „Ja,“ rief gleich die Jüngste, seine Braut, „wir hingen uns einen großen Stein an den Hals, der trug uns!“ Der Hüne hing sich gleich einen mächtigen Mühlstein an den Hals und stürzte sich hinein, da zog ihn der Stein hinunter, also, daß er beinahe ertrank. Mit schwerer Noth schleppte er sich hinaus. Jetzt aber war sein Zorn auf das Höchste gestiegen; er eilte zurück nach Hause, nahm drei mächtige Donnerkeile und sprang auf eine hohe Bergspitze, wo er weithin bis zur Morgen- und Abendsonne sehen konnte; er sah noch die Fliehenden und schleuderte die Donnerkeile ihnen nach, allein es war umsonst, sie fielen an der Grenze des Hünenlandes nieder und jene waren schon im Reich der Menschenwohnungen und gelangten nun glücklich nach Hause. Der Hüne hatte nicht lange das Nachsehen, denn er zerbarst vor Aerger und Grimm.

---

30. Von der Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reich sah.

Eine schöne Königstochter wohnte in einem Schlosse, das hatte ein Zimmer hoch in der Spitze mit zwölf Fenstern, aus jedem Fenster sah sie ihr ganzes Reich; aus dem ersten jedoch nur so und so, nicht auch alle Winkel; aus dem zweiten mehr, aus dem dritten noch mehr und so fort, bis sie zuletzt im zwölften Alles ganz deutlich wahrnahm, so daß ihr über und unter der Erde in ihrem Reiche nichts verborgen blieb. Sie hatte aber ausschreiben lassen, sie wolle den zum Gemahl nehmen,

der sich so verbergen könne, daß sie ihn nicht finde; wers aber einmal versuche, der verliere, wenn sie ihn finde, sein Leben. Schon sieben und neunzig hatten ihr Leben gewagt, aber die Königstochter hatte alle gefunden und ihre Häupter auf Pfähle stecken lassen. Da meldete sich lange Niemand mehr und die Königstochter war dessen froh, denn sie wollte ohne Mann bleiben; endlich kamen wieder einmal drei Brüder. Der Aelteste versuchte zuerst und kroch in ein Loch, wo Kalk war; aber schon im ersten Fenster sah ihn die Königstochter, rief ihn hervor und das Haupt wurde ihm abgeschlagen. Der zweite verkroch sich in den Keller des Schlosses; auch ihn sah die Königstochter aus dem ersten Fenster, rief ihn hervor, ließ ihn enthaupten und sein Haupt zu den andern auf den Pfahl stecken. Als nun der Jüngste sich meldete und vortrat, bat er zunächst um einen Tag Bedenkzeit und dazu um die Gnade: sie sollte ihms zweimal schenken, wenn sie ihn fände, wenn sie ihn aber zum drittenmal sähe, so mache er sich dann nichts aus seinem Leben. Die Königstochter bewilligte ihm das gern, denn sie dachte nicht daran, daß es ihm gelingen könne.

Nun hatte er den Tag Bedenkzeit. Als er sich den ganzen Kopf umsonst zerdacht hatte, wohin er sich verstecken sollte, nahm er seine Büchse und ging auf die Jagd, um sich zu zerstreuen. Zuerst kam ihm ein Rabe aufs Korn; als er eben losdrücken sollte, rief ihm der Rabe zu: „nicht schieße, ich will dirs vergelten!“ Da setzte er ab und ging weiter; er kam bald an einen See und überraschte hier einen großen Fisch; er wollte eben losdrücken, als der Fisch ihm zurief: „nicht schieße, ich will dirs vergelten!“ Er setzte wieder ab und ging weiter. Da sah er nur einmal einen hinkenden Fuchs; er setzte an und schoß, ehe der Fuchs sichs versah: doch da er ihn nicht getroffen hatte, rief ihm der Fuchs zu: „komm lieber her,

und ziehe mir den Dorn aus dem Fuße!" Der Junge eilte hin und that es; aber nun wollte er den Fuchs umbringen und den Balg nehmen. „Lasse das gut sein!" sprach der Fuchs, „ich will dirs vergelten!" Der Junge hörte darauf und ließ ihn laufen. Also hatte er nichts geschossen und nichts zum mitnehmen, da er Abends heimkehrte.

Den andern Tag nun sollte er sich verkriechen; weil er aber noch immer nicht recht wußte wohin, so ging er in den Wald zum Raben und sprach: „ich habe dich leben lassen; jetzt rathe mir, wohin ich mich verkriechen soll, daß mich die Königstochter nicht sieht!" Der Rabe dachte lange, lange. Endlich sprach er: „ich habs!" Er brachte ein Ei aus seinem Nest, zerlegte es auf zwei Theile, schloß den Jungen hinein, machte das Ei wieder ganz, legte es in sein Nest und setzte sich darauf. Als nun die Königstochter ihn suchte, konnte sie im ersten, zweiten, dritten und vierten Fenster nichts entdecken; da erschrack sie nicht wenig, sie ging weiter; auch im fünften, sechsten, siebenten, achten, neunten und zehnten Fenster sah sie nichts; endlich im eilften erblickte sie ihn. Sie ließ den Raben sogleich schießen, das Ei holen und zerbrechen und der Junge mußte herauskommen. „Also einmal ist es dir geschenkt!" sprach sie. Nun sollte er sich zum zweitenmale verstecken; er wußte aber nicht wohin; da ging er an den See und rief dem Fisch und sprach: „ich habe dich leben lassen, sage du mir jetzt, wohin ich mich verbergen soll, daß die Königstochter mich nicht sieht!" Der Fisch sann lange nach; endlich sprach er: „ich habs! Du bist am sichersten in meinem Bauche verborgen," verschluckte ihn sogleich und senkte sich ganz auf den tiefsten Boden des Sees. Die Königstochter sah aber wieder durch alle Fenster bis zum eilften umsonst; als sie ihn auch in dem nicht fand, da hielt sie ein wenig inne und es war ihr nicht

ganz recht; endlich ging sie auch ans zwölfte und jetzt sah sie ihn. Sie ließ den Fisch gleich fangen und tödten und der Junge mußte hervorkommen. „Nun habe ich dirs zweimal geschenkt; jetzt kommt dein Haupt auf die Stange!“ Da war der Junge ganz traurig; denn er wußte bei seinem Leben nicht, wohin er sich noch verbergen könne, daß ihn die Königstochter nicht finden solle. Wie er so in schwermüthigen Gedanken herumging, sah er den Fuchs. „Aha! wohin du Schlupfwinkelfinder? Ich habe dich leben lassen; jetzt rathe mir, wohin ich mich verstecken soll, daß die Königstochter mich nicht findet.“ Der Fuchs schüttelte bedenklich das Haupt und sprach: „hm das ist ein schweres Stück; doch halt, ich habs! Folge mir!“ Sie gingen nun zu einer Quelle; da tauchte der Fuchs zuerst ein und wurde alsbald ein Marktkrämer und Thierhändler. „Jetzt tauche du ein!“ Der Junge thats und wurde sogleich ein niedliches kleines Meerhäschen. Der Kaufmann zog in die Stadt und bald kam alles Volk zusammen, um das schöne Meerhäschen zu sehen und so auch die Königstochter; es gefiel ihr aber so sehr, daß sie es kaufte. Der Kaufmann hatte aber dem Meerhäschen schon gesagt, es solle, wenn die Königstochter zum Fenster gehe, ihr untern Zopf kriechen. Endlich war es Zeit, daß sie den Jungen suchen sollte; sie war aber voll Angst und Zorn. Sie trat zum ersten Fenster und sah nichts, da warf sie es zu, daß es zerschmetterte; sie trat ans zweite und sah nichts; da schlug sie es auch zu, daß die Scherben weithin flogen und so machte sie es beim dritten, vierten, fünften und eilften Fenster; ihre Angst und ihr Zorn stieg aber immer höher und als sie das zwölfte Fenster zuschlug, erschütterte das ganze Schloß und das Glas zersprang auf tausend Stücke.

Sie trat vom Fenster; in ihrem Unmuth fühlte sie nur

einmal das Meerhäschen unter ihrem Zopf; sie packte es und warf es gleich zu Boden und rief: „fort mir aus den Augen!“ Da lief das Häschen zum Kaufmann und beide eilten zur Quelle und tauchten wieder ein und wurden zurückverwandelt; der Kaufmann in den Fuchs; das Häschen in den Jungen. Dieser dankte dem Fuchs und sprach: „Der Rabe und Fisch sind blitzdumm gegen dich; du hast Pfiff, das soll man dir lassen!“ Der Fuchs freute sich dieses Lobes und lief fröhlich in den Wald.

Der Junge aber ging nun geradezu in das Schloß und hier wartete schon die Königstochter, da sie sich in ihr Schicksal fügen mußte. Es wurde nun die Hochzeit gefeiert und der Junge war jetzt König. Seiner Frau aber erzählte er nie davon, wo er sich zuletzt versteckt und wer ihm geholfen hatte und so glaubte sie, er habe Alles aus eigener Kunst gethan und hatte Achtung vor ihm, denn sie dachte bei sich: „der kann doch mehr als du!“

---

39. Die Geschenke der Schönen.

Einem Manne war die Frau gestorben und hatte ihm ein Töchterchen hinterlassen. In der Nachbarschaft lebte aber eine Wittfrau, die hatte auch eine kleine Tochter, die spielte immer mit jenem Mädchen. Da sagte die Wittfrau eines Tages zu dem Töchterchen des Mannes: „sage deinem Vater, er solle mich zur Frau nehmen; dann will ich dir eine gute Mutter sein; ich will dir jeden Morgen „Biegelchen“ zum Frühstück geben. Das kleine Mädchen bat nun seinen Vater so lange, bis er die Nachbarin nahm; die aber hielt ihr Wort nur einige Morgen; sie gab dem kleinen Mädchen zwar auch forthin

„Biegelchen", aber „birkene" zum Frühstück d. h. sie schlug es mit Birkenruthen, wenn es nicht mit einem Stückchen verschimmelten Brotes oder kalten „Palukes" vorlieb nahm. Ihrer Tochter aber gab sie immer frische „Eierbiegelchen". Da weinte das arme Mädchen und wenn es seinem Vater klagte; so ging es ihm noch schlimmer; die Stiefmutter schlug es dann um so mehr, wenn sein Vater fortgegangen war. Bald aber wollte die Stiefmutter das Mädchen ganz und gar verderben, weil es ihr zu viel aß und zu viel brauchte. Darum schickte sie dasselbe eines Morgens zu dem See, in dem die Schönen badeten. Kein Menschenkind durfte nahe kommen; wagte es ja einmal ein Vorwitziger und wollte die Schönen sehen; so zogen sie ihn in die Tiefe und der kam nicht wieder. Das arme Mädchen ging aber ohne Furcht hin und die Wasserjungfern thaten ihm nichts; denn sie sahen, daß es ein Leid drücke. Sie fragten es vielmehr mitleidig: wer es wäre und was es so traurig mache. Das Mädchen erzählte Alles treuherzig, wie es die böse Stiefmutter quäle. Da erbarmten sich die Schönen und als das „Armchen" sich Wasser geschöpft hatte und fortgehen wollte, zogen sie ihm ein schönes neues Kleid an und jede gab ihm noch einen Heilsegen mit auf den Weg: „wo du gehst, sollen Blumen sprießen!" sagte die erste; „wenn du sprichst, soll es angenehm duften!" die zweite; „wenn du dich wäschest, soll ein Goldstück in der Schüssel sein!" die dritte. Als das Mädchen heimkehrte; so machte die Stiefmutter große Augen und es war ihr nicht recht; als sie aber von den Geschenken hörte und sich auch bald überzeugte, daß alles Wahrheit sei, wurde sie ganz grün vor Neid und dachte: „deine Tochter verdient noch vielmehr!" Am andern Morgen kleidete sie dieselbe schön an und schickte sie auch nach Wasser zum See. Die Schönen kamen hinzu und fragten zornig: „wer sie wäre und

was sie suche?" Jetzt that sie ganz vornehm und stolz; log und sagte, sie sei eine Edeljungfer und sie wolle noch schönere Geschenke, als sie dem Bettelmädchen gegeben hätten. Da trübte sich auf einmal das Wasser und die Schönen spritzen mit Koth auf das Mädchen, also daß es auf einmal ganz besudelt war und triefend heimlief. Jede gab ihm noch einen Fluchsegen mit: „wo du gehst, sollen Dornen wachsen!" sprach die erste; „wenn du sprichst, soll es stinken!" die zweite; „wenn du dich wäschest, soll eine garstige Kröte in der Schüssel sein!" die dritte.

Als sie zu Hause ankam und ihre Mutter sie sah in solchem Aufzuge, und die Tochter heulend erzählte, wie es ihr ergangen und von dem Fluchsegen; da ließ sie all' ihr Gift gegen das Stiefkind aus. Von nun an hatte das keinen guten Tag mehr; fortjagen wollte sie es aber nicht des Goldstückes wegen, das sie selbst jeden Morgen aus der Schüssel aufhob.

Nach einiger Zeit aber hörte der junge König von den Wundergaben des armen Mädchens und sagte: „Das und kein anders soll mein Ehegemahl werden!" Er schickte einen prächtigen Wagen und schöne Kleider hin, um es abholen zu lassen. Die Stiefmutter aber hatte gleich einen boshaften Plan sich ausersdacht; sie setzte sich mit ihrer häßlichen Tochter auch in den Wagen und auf dem Wege stachen sie der Königsbraut die Augen aus und warfen sie in einen Sumpf am Wege, ohne daß es der Kutscher merkte. Dann zog die häßliche Tochter der Stiefmutter die Brautkleider an und so gelangten sie an die Burg. Der junge König kam ihnen entgegen und hob die vermeintliche Braut aus dem Wagen und rief: „bist du es, nach der mein Herz verlangt?" „Ja, ja!" sprach sie, sonst nichts mehr. Da verbreitete sich ein entsetzlicher Gestank, also

daß dem König übel wurde. Als die falsche Braut im Schloßhofe so hinging; siehe da schoßen gleich zwischen den Steinen Dornen empor, also daß man mit Noth fortkommen konnte. „Was ist das?" rief der junge König verwundert, „sind das die Gaben meiner Braut?" „Das ist von der Anstrengung der Reise!" sprach die böse Mutter; „es wird schon anders werden, nur muß die Braut eine Zeit lang allein bleiben!" Da schloß sich die Alte mit ihrer Tochter in ein Gemach ein und als diese am andern Morgen sich wusch, goß die Alte selbst das Wasser aus, damit Niemand die garstige Kröte bemerken solle.

Unterdessen war das geblendete arme Mädchen aus dem Sumpfe herausgekrochen und war unter einen Baum am Wege gekommen und da es ganz müde geworden, war es gleich eingeschlafen. Als es erwachte, wußte es nicht, ob es Tag oder Nacht sei und es fing laut an zu jammern; da kamen drei ganz weiße Schwäne herangeflogen, die hörten die Klage und setzten sich auf den Baum und sprachen: „du armes Kind, benetze deine Augenhöhlen mit dem Morgenthau, der auf den Baumblättern liegt!" Kaum war das geschehen, so hatte es frische Augen und sah noch weit besser, als zuvor. Nun sah es auch, daß es schon lichter Tag war und daß die Leute ins Feld gingen. Es machte sich auf und wandelte auf der Landstraße fort und kam gegen Mittag an die Königsburg. Ueberall aber standen die Leute still, sahen das Mädchen an und staunten, denn auf dem ganzen Wege hinter ihr wuchsen die schönsten Blumen und wie sie so freundlich die Leute grüßte, verbreitete sich der angenehmste Duft. Als man den jungen König meldete, es sei eine Bettlerin draußen so und so, rief er freudig: „Das ist keine Bettlerin, daran erkenne ich meine liebe Braut; auf! machet die Thore weit und führet sie herein zu

mir!“ Er eilte aber selbst hinaus ihr entgegen, herzte und küßte sie.

Die Bosheit der Stiefmutter und ihrer häßlichen Tochter kam nun an den lichten Tag. Der König ließ beide in ein Faß einschließen, das inwendig ganz mit Nadeln beschlagen war und sie von einem Berge ins Meer hinabrollen. Dann aber feierte er eine glänzende Hochzeit und das arme Mädchen war jetzt die liebste und glücklichste Königin.

---

40. Die versteckte Königstochter.

Es war einmal ein junger Kaufmannssohn, den schickte sein Vater, weil er zum Geschäft nichts taugte und den ganzen Tag immer nur geigen wollte, fort. Als der Junge nun weg ging, sah er auf der Gasse einen Knaben, der mit zwei Hölzchen immer geigte. Das gefiel ihm. „Willst du vielleicht auch geigen lernen?“ „O ja!“ sprach der Knabe, „wenn nur Jemand mich lehrte!“ „So komme mit mir!“ sprach der Kaufmannssohn, „ich will dich lehren!“ und so that ers auch. Beide gingen nun in die Welt und ergeigten sich ihr Brot; auf der Straße trafen sie einmal einen Mann mit einem Bären. Der Kaufmannssohn gab ihm all' sein Geld für den Bären. Da sagte sein Schüler: „warum hast du das gethan, wovon sollen wir jetzt leben?“ „Warte nur, wir wollen geigen und der Bär soll tanzen; so bekommen wir schon wieder Geld!“ Als aber der Bär nicht recht tanzen wollte, schlug ihn der Kaufmannssohn todt und ließ sich selbst in die Haut nähen und zwar so, daß man ihn für einen rechten Bären halten sollte. Darauf kamen sie auch in die Residenz; der Schüler geigte und der Kaufmannssohn als Bär tanzte und zwar so schön

und künstlich, daß alle Leute herbeikamen und zusahen; und wenn der Fiedler falsch griff und schlecht geigte, schlug ihn der Bär; denn er konnte ja selbst besser geigen, da er den Knaben gelehrt hatte; allein das wußten die Leute nicht; sie glaubten, es sei ein rechter Bär und deßhalb lachten sie dann so sehr, wenn er das Geigen besser verstehen wollte.

Nun bekam auch der König Kunde davon und ließ beide vor sich kommen und den Knaben geigen und den Bären tanzen; da mußte er über die lustige Gestalt des Bären auch lachen. Er hatte aber auch eine sehr schöne Tochter, die war nun groß und er wollte sie Niemanden zum Weibe geben, damit er selbst sich immerfort an ihrer Schönheit erfreue. Er hatte sie aber in einen Berg versteckt, wo außer ihm und einem treuen Diener keine Seele den Zugang wußte; und er hatte ausschreiben lassen, wer sich um seine Tochter bewerbe, müsse sie suchen und wer es dann unternähme und fände sie nicht, der verliere sein Leben. Dadurch hatte er gehofft, alle Freier abzuschrecken; allein es hatten doch einige Königssöhne das Wagstück unternommen, alle aber hatten ihren Tod gefunden; jetzt kam aber lange keiner mehr und das war dem König recht. Nun da er den drolligen Bären gesehen, dachte er bei sich: „deine Tochter hat so wenig Freude im Berge, du mußt ihr doch auch einmal ein Vergnügen gönnen!“ und er ließ durch seinen treuen Diener den Bären zu ihr hingeleiten. Es führten aber dahin drei Thüren. Zu der ersten fand sich der Schlüssel unter einem Felsstein; der Diener nahm ihn und sperrte auf; vor der zweiten aber stand ein alter Jude mit einem langen Bart; der Diener zupfte ihn am Bart und es fiel daraus der Schlüssel zur Thüre. Darauf kamen sie an die dritte; hier hielt ein wilder Löwe Wache; der Diener zupfte ihn an den Mähnen und der Schlüssel zur Thüre fiel herunter; er öffnete

und führte den Bären hinein. Die Königstochter saß eben in Gedanken, sang vor sich hin und spielte die Zither. Als der Bär die Musik hörte fing er sogleich an zu tanzen und die Königstochter mußte über die Maßen lachen und der Bär machte ihr so viel Spaß, daß sie ihren Vater bitten ließ, er möge ihn längere Zeit bei ihr lassen. Kaum war der getreue Diener fort, so fing nur einmal der Bär an zu reden und sprach: „o schöne Königstochter, ich bin kein Bär, sondern ein Mensch wie du und ein junger Kaufmannssohn; komme nur und schnüre mir das Gesicht auf, so wirst du es sehen!“ Da pochte der Königstochter das Herz vor Freude, denn sie hatte außer ihrem alten Vater und dem alten Diener lange keinen Menschen gesehen. Sie schnürte ihn schnell auf und sah den schönen Jungen, und weil er ihr gefiel, so schnürte sie schnell wieder zu, noch ehe der Diener kommen konnte und sagte ihm, wie er sie von ihrem grausamen Vater erwerben könne. Er wußte aber schon Alles. Als der Diener zurück kam und die Erlaubniß brachte, daß der Bär noch länger da bleiben könne, sagte die Königstochter: „führe ihn nur gleich hinaus, ich bin sein schon satt!“

Kaum war der Bär draußen dem Geiger übergeben worden, so zogen beide in den Wald; der Kaufmannssohn legte das Bärenfell ab und zog schöne Kleider an, ging darauf am andern Morgen in die Stadt und meldete sich beim König, er wolle seine Tochter suchen. Der König lachte und sprach: „wenn du ein Narr sein und dein Leben verlieren willst, meinetwegen!“ Es war aber die zwölfte Stunde Mittags bestimmt, bis zu der er sie finden sollte, sonst koste es sein Leben! Der Junge war lustig und guter Dinge, nahm eine Büchse und ging auf die Jagd um sich die Zeit zu vertreiben. Da sah er ein Wildschwein und wollte gleich schießen: „lasse

das gut sein; ich will dir dafür einmal beistehen! nimm hier diese Borste und wenn du in Noth bist, so drehe sie nur und gleich bin ich da!" Er setzte ab, nahm die Borste und ging weiter. Nun sah er bald einen Adler, der fraß an einem Hasen; gleich zielte er und wollte losdrücken; da rief der Adler: „lasse das gut sein; ich will dir dafür helfen! nimm hier diese Feder und wenn du in Noth bist, so drehe sie und gleich bin ich bei dir!" Er setzte ab, nahm die Feder und ging seines Weges. Nur einmal sah er den Tod, der lag nahe an einem tiefen Abgrund und schlief. „Ha!" dachte er, „der Menschenverderber soll endlich doch mein Blei schmecken!" Er legte an und wollte losdrücken; indem erwachte der Tod und sah die Gefahr, in der er schwebte. „Um des Himmels willen schieße nicht, welch' ein Unglück würde es sein auf Erden, wenn ich nicht mehr wäre! Siehe aber, ich will dirs vergelten; nimm hier diesen Knochen und wenn du in Noth bist, so drehe ihn einmal und gleich bin ich da!" Er setzte ab, nahm den Knochen und ging. Er sah nach der Zeit, da fehlte nur eine halbe Stunde noch; da eilte er schnell zu dem Berg. Er holte den Schlüssel zur ersten Thüre gleich unter dem Felsstein hervor und öffnete; er zupfte den Juden am Bart und schloß die zweite Thüre auf; er schüttelte dem Löwen die Mähnen und nahm den dritten Schlüssel und kam zur Königstochter, die schon lange auf ihn gewartet hatte. Er nahm sie züchtig bei der Hand und führte sie zu ihrem Vater und sprach: „das meinige habe ich gethan, jetzt ist es an euch Herr König zu erfüllen, was ihr versprochen habt!" Aber der Alte wollte seine Tochter nicht verlieren und sagte daher zum Kaufmannssohn ganz zornig: „noch nicht! Erst mußt du ein Zimmer voll verschimmelten Brotes in einer Nacht aufessen, wenn du meine Tochter haben willst!" Der Kaufmannssohn wußte sich

lange nicht zu helfen; er nahm die Borste und drehte. Alsbald war das Wildschwein da und eine ganze Menge anderer Schweine und das Brot war auf einmal fort und auch der Boden noch geleckt. Am andern Morgen verwunderte sich der König sehr, daß dem Jungen auch dies gelungen war; aber voll Aerger rief er: „noch bekommst du sie nicht; erst mußt du ein Zimmer voll Erbsen in einer Nacht auflesen, daß nicht eine einzige da bleibt!“ In der Nacht nahm der Junge gleich die Feder hervor und drehte; sogleich war der Adler da und brachte alle Vögel mit und in einem Augenblick war keine einzige Erbse zu sehen. Als am folgenden Morgen der alte König sah, daß auch diese Aufgabe vollführt war, stieg sein Zorn auf das Höchste und er rief: „nein ich gebe sie dir doch nicht, nie und nimmermehr!“ Da nahm der Kaufmannssohn den Knochen hervor und drehte. Alsbald kam der Tod und schleppte den alten König fort.

Die Königstochter aber reichte dem Jungen die Hand und sie hielten eine fröhliche Hochzeit. Der Kaufmannssohn ward nun König; er wollte seinen Geiger zum Minister machen, aber dem gefiel das nicht; er gab ihm nun viel Geld und so zog der in ein anderes Land und wurde da ein reicher Mann.

---

41. Verstand und Glück.

Es gingen einmal der Verstand und das Glück auf Reisen, um sich die Welt zu besehen und die Menschen mit ihren Gaben zu erfreuen. Da trafen sie einen Schäferjungen, der lag an der Straße und schlief. „Wie wäre es!“ sprach das Glück zum Verstand, „wenn wir gleich einen Versuch machten; ziehe du jetzt in den Knaben ein!“ Dem Verstand war das recht

und er stieg in das Haupt des Knaben. Als dieser erwachte, rieb er sich die Augen und dachte: „ei wozu hier immer die Schafe hüten, du willst dein Glück in der Stadt versuchen.“ Gleich machte er sich auf und kam zu einem Uhrmacher und verdingte sich als Stallknecht. In kurzer Zeit machte er sich bei seinem Herrn sehr beliebt, denn seine Pferde waren bald die schönsten in der ganzen Stadt. Dem Jungen aber war die Arbeit im Stall nicht genug; darum ging er, wenn der Meister und die Gesellen bei Tisch waren, insgeheim in die Werkstatt und verbesserte die Uhren. Die Gesellen merkten das endlich und sprachen zum Meister: „es muß Jemand, während wir essen, in die Werkstatt kommen, denn unsere Arbeit ist immer fortgeführt, aber weit besser, als wir sie gemacht hätten; denn Alles daran hat Schick und Gestalt.“ „Dem will ich bald auf die Spur kommen!“ sagte der Meister und als die Gesellen wieder bei Tisch waren, stellte er sich insgeheim ans Fenster und guckte in die Werkstatt. Nur einmal sah er den Stallknecht da, wie er eine Uhr nach der andern zur Hand nahm und besserte. Nach einer Weile konnte er sich nicht mehr halten, sondern öffnete die Thüre und rief: „du also bist der große Meister! wohlan du gehörst nicht in den Stall und sollst fortan mein erster Geselle sein!“ Das war der Junge zufrieden und machte nun bald so künstliche Uhren, daß alle Welt sich darüber verwunderte.

Da geschah es, daß der König eines Tages ausschreiben ließ, er habe eine kostbare Uhr, die sei verdorben, wer sie wieder herstelle, dem gebe er fünftausend Gulden, wer es aber unternähme und es gelänge ihm nicht, dem koste es das Leben. Nun fand sich lange kein Uhrmacher, weder Meister noch Geselle im ganzen Reiche, der sichs unterstehen wollte. Als der Schäferjunge das hörte, ging er sogleich zum König und bat

um die Uhr, er wolle sie ausbessern. Der König schüttelte das Haupt und sprach: „Junge, Junge, das kannst du nicht! es kostet dir dein Leben; keiner der vielen Meister hat sich getraut und du willst es besser verstehen?“ Aber der Junge entgegnete voll Zuversicht: „es müsse ihm wohl gelingen und er fürchte nichts für sein Leben!“ Da ließ der König die Uhr herbeibringen und der Knabe nahm gleich seine Werkzeuge, zerlegte sie, besserte, besserte, setzte sie wieder zusammen und siehe da, als man sie an Ort und Stelle hing, so ging sie wie vordem und der König hatte große Freude. Er gab ihm nicht nur die fünftausend Gulden, sondern hielt ihn auch bei Hofe und machte ihn zu seinem Wirthschafter. Von Tag zu Tag wurde der Junge dem König werther. Dieser hatte aber eine einzige Tochter, die hatte in ihrem Leben nie gelacht und das kümmerte den Vater sehr. Darum hatte er bestimmt, daß derjenige sie zum Weibe haben solle, der sie zum Lachen bringe; wer es aber unternähme und es gelänge ihm nicht, dem koste es das Leben. Schon viele Freier hatten es versucht, doch alle hatten den Tod gefunden; nun wagte es lange Niemand mehr. Als der Schäferjunge davon hörte, so stieg es ihm zu Gedanken und nach einiger Zeit trat er vor den König und sprach: „ich möchte deine Tochter wohl lachen machen!“ „Armer Junge, das kannst du nicht,“ sprach der König, „es wäre ja schade um dein Leben, lasse ab davon.“ Aber der Junge hörte nicht auf zu bitten, bis der König es endlich zuließ. Er begab sich mit einem Minister zur Königstochter, trat ehrerbietig vor sie und fing an zu erzählen: „Drei Wandersburschen, ein Bildhauer, ein Maler und ein Sprachmeister unternahmen zusammen eine Reise. Als sie in einen Wald gekommen waren, machten sie ein Feuer an und setzten sich herum. Da nahm der Bildhauer einen jungen Stamm und schnitzte daraus eine

Jungfrau; darauf nahm sie der Maler und gab ihr durch Farben Schönheit; darauf nahm sie der Sprachmeister und lehrte sie sprechen. Wem von den dreien gehört nun die lebendige Jungfrau von Rechtswegen? Niemand weiß das zu beantworten.“ Da lachte die Königstochter und rief: „Das versteht sich doch von selbst, dem Sprachmeister!“ Der Junge freute sich und ging mit dem Minister schnell zum König und dieser fragte sogleich: „hat sie gelacht?“ „Ja!“ sprach der Junge ganz fröhlich. „Nein!“ rief der Minister ernst. Da bat der Junge, der König solle einen andern Minister zu der Jungfrau schicken und sie fragen lassen. Das that der König; auch der sprach: „Nein!“ „So schicke noch einen dritten.“ Es geschah, doch auch der kam zurück und sprach: „Nein!“ „Jetzt kann ich dir nicht helfen!“ sagte der König ganz traurig, „was Gesetz ist, ist Gesetz und darnach mußt du den Tod erleiden!“ Schon hatte man den Jungen bis zur Richtstätte geführt, da kam just das Glück, das war bisher allein in der Welt herum gegangen, dazu und rief dem Verstand leise, daß Niemand es hören konnte: „du hast deine Schuldigkeit gethan, jetzt ist es an mir; komme heraus und lasse mich hinein!“ Kaum war das geschehen, so hörte man Trompetengeschmetter und eine fröhliche Musik und in einer Kutsche kam der König und seine Tochter hergefahren und hielten hoch ein weißes Tuch zum Zeichen der Gnade. Jetzt klärte sich die Sache auf und weil die Minister so boshaft gelogen hatten, wurden sie anstatt des Jungen gehängt. Dieser aber mußte sich nun neben die Königstochter in die Kutsche setzen und fuhr mit ihr heim. Da wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, die vier Wochen lang dauerte und der Junge wurde bald König und das Glück wohnte bei ihm und verließ ihn nicht bis an sein Ende.

---

42. Der Rohrstengel.

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Tochter und wollte sie nur dem zur Gemahlin geben, welcher die wilde Kräm, die im nahen Walde hauste, mit ihren zwölf Jungen gefangen einbrächte. Viele junge Fürsten hatten umsonst versucht, das Thier zu fangen; sie hatte alle zerrissen und zerfleischt und jetzt wagte es Niemand mehr. Da hörten auch drei Brüder von der Sache und hatten Lust, um die Königstochter ihr Leben zu wagen. Der Aelteste ließ sich einen Honigkuchen backen und machte sich zuerst auf den Weg. Als er nun gegen Mittag von seinem Kuchen aß, kam ein alter Bettler hinzu und bat: „gib mir doch auch ein wenig, mich hungert!" „Fort du Lump!" schrie jener, „der ist nicht für dich gebacken!" und gab ihm nichts. Er gelangte nicht lange darnach in den Wald und stellte sein Netz auf und stieg auf einen Baum; da kam die wilde Kräm und rannte es durch, als wäre es ein Spinngewebe, und als er sah, daß Alles umsonst war, stieg er vom Baum, ging nach Hause und erzählte, wie es ihm gegangen sei. Nun ließ der Mittlere sich einen Mehlkuchen backen und zog aus und als er gegen Mittag von seinem Kuchen aß, kam wieder der alte Bettler zu ihm und bat um ein Stückchen Kuchen. „Der ist nicht für dich!" sagte der Junge ganz vornehm, „packe dich!" Darauf kam er auch in den Wald, stellte da sein Netz auf und stieg selbst auf einen hohen Baum, um außer Gefahr zu sein. Die Kräm kam und rannte durch das Netz, als wenn gar nichts da wäre. Als er sah, daß er sie nicht fangen könne, stieg er vom Baum, ging nach Hause und erzählte, wie es ihm gegangen. Nun sprach der Jüngste: „lasset mich gehen, ich bringe sie!" Da höhnten ihn die ältern Brüder und sprachen: „du elender Kerl, du

kannst nicht eine Katze erfahen und willst die wilde Kräm einfangen!“ Als er aber darauf bestand, ließen sie ihm einen Aschkuchen backen und ihn damit ziehen. Wie er nun gegen Mittag von dem Kuchen aß, siehe da kam der alte Bettler wieder und bat um ein Stückchen. „Nimm,“ sprach der Junge gleich und reichte ihm ein gutes Stück dar, „es ist freilich nur Aschkuchen!“ Der Alte ließ sichs aber wohl schmecken und als der Junge weiter gehen wollte, sprach er zu ihm: „deine Brüder haben mich hungern lassen und dafür haben sie die wilde Kräm nicht fangen können; weil du aber mich gesättigt hast, will ich dir helfen. Nimm hier diesen Seidenfaden und wenn du im Wald bist, so rufe nur einmal: tschigo, tschigo, so wird die Kräm sogleich kommen und die zwölf Ferkel hinter ihr, binde ihr dann den Faden um den Hals und sie wird dir folgen, wo du hin gehst!“

So that nun der Junge und geschah Alles, wie der alte Mann gesagt hatte. Er führte die Kräm, da es schon Abend war, mit den zwölf Ferkeln zuerst nach Hause, nahm den Seidenfaden ab und sperrte sie in den Stall ein. Seine Brüder aber erfaßte der Neid und sie gönnten ihm die Königstochter nicht. Als der Jüngste am andern Morgen zum König ging, um ihm die frohe Botschaft zu bringen, lauerten ihm seine Brüder im Felde auf, überfielen ihn, schlugen ihn todt, machten schnell eine Grube und scharrten ihn ein. Dann gingen sie nach Hause und wollten die Kräm mit den Ferkeln vor den König führen; als aber die Kräm den Seidenfaden nicht mehr fühlte, bekam sie auf einmal ihre ganze Wildheit wieder; sie durchbrach den Stall und rannte zurück in den Wald und die Ferkel ihr nach. Jetzt sahen die Brüder ein, daß sie die Königstochter nicht erhalten könnten, schwiegen still und hielten ihre böse That verborgen.

Aus dem Grabe des Ermordeten war aber ein Rohrstengel emporgewachsen; diesen schnitt ein Schäfer ab und machte sich daraus eine Flöte und wie er zum erstenmale darauf blies, hörte er den wundersamen Gesang:

„O Schäfer fein, o Schäfer fein,
Du bläst auf meinem Beinelein,
Der eine Bruder schlug mich todt,
Es floß mein Blut, so roth, so roth.
Der andere Bruder grub mich ein
Was mochte des wohl Ursach sein? —
'S war um das Wild, 's war um das Schwein,
'S war um des Königs Töchterlein!"

Da erstaunte der Schäfer und lief mit seiner Flöte zum König und wie dieser darauf blies, so hörte er:

O König fein, o König fein,
Du bläst auf meinem Beinelein,

und so fort, was der Schäfer gehört hatte. Da befahl der König, daß alle Leute in seinem Reich einmal blasen sollten und so thaten sie es auch der Reihe nach; zuerst rief die Flöte jeden beim Namen an, wie den Schäfer und den König, dann aber sang sie immer das Nämliche. Endlich kam es auch an die beiden Brüder. Als der eine blies, klang es:

„O Bruder mein, o Bruder mein,
Du bläst auf meinem Beinelein,
Du arger Bruder schlugst mich todt,
Es floß mein Blut, so roth, so roth;
Der andere Bruder grub mich ein
Was mochte des wohl Ursach sein?
'S war um das Wild, 's war um das Schwein,
'S war um des Königs Töchterlein!"

Da mußte der andere die Flöte nehmen und blasen und es klang wieder:

„O Bruder mein, o Bruder mein,
Du bläst auf meinem Beinelein,
Der andere Bruder schlug mich todt,
Es floß mein Blut, so roth, so roth;
Du arger Bruder grubst mich ein
Was mochte des wohl Ursach sein?
'S war um das Wild, 's war um das Schwein,
'S war um des Königs Töchterlein!"

Der König ließ sogleich beide ergreifen und vor Gericht führen und da sie ihre böse That eingestanden, wurden sie alsbald gehängt. Es fand sich aber Niemand mehr, der die wilde Kräm fangen wollte und der stolze König mußte zusehen, wie die Schönheit seiner Tochter nutzlos verwelkte und verging.

---

43. Das Borstenkind.

Eine Königin saß vor ihrem Palaste unter einer großen Linde und schälte sich Aepfel; ihr dreijähriger Sohn spielte um sie herum und hätte auch gerne ein Stückchen gehabt. Weil ihm aber seine Mutter nichts geben wollte, hob er die Schalen auf und aß sie. Als die Königin das sah, vergaß sie sich und rief im Aerger: „ei daß du ein Schweinchen wärest!" Siehe da war der Königsknabe plötzlich ein Schweinchen und quiekte und lief hinaus zur Heerde.

Nun lebten an dem Saume des Waldes zwei arme Leutchen, die hatten keine Kinder und das schmerzte sie sehr; sie saßen aber gerade vor dem Hause, als am Abend die Schweine heimkehrten. Da sprach die Frau zu ihrem Mann: „wenn uns Gott doch ein Kind bescheerte und wäre es auch so rauh und borstig wie ein Schwein!" und siehe da kam gleich aus der Heerde ein junges Schweinchen herangelaufen und schmeichelte

und streichelte sich an die Alten und wollte nicht von ihnen, also daß sie sahen, ihr Wunsch wäre erfüllt. Nun nahmen sie es zu sich in die Stube wie ihr Kind, — pflegten es fein, gaben ihm zu fressen Semmel und Milch und machten ihm auch ein weiches Bettchen. Früh Morgens, wenn man die Heerde trieb und das Horn ertönte, konnte es daheim nicht aushalten und man ließ es hinaus und es lief mit; Abends kehrte es immer wieder heim und dann liebkosten es der Mann und die Frau und es grunzte vor Freuden; aber was merkwürdig war, es konnte auch sprechen wie ein ordentlicher Mensch; es wuchs sehr langsam und erst nach siebenzehn Jahren war es endlich ein ganz großes Eberschwein. Da geschah es, daß eines Abends die beiden Ehleute unter einander sprachen: der König habe ausgeschrieben, er wolle seine einzige Tochter nur dem zum Weibe geben, der drei Aufgaben löse, aber noch habe kein Königssohn die Aufgaben lösen können. Siehe da richtete sich nur einmal ihr Borstenkind pfeilgerade empor und sprach: „Vater, führet mich zum König und verlangt für mich seine Tochter!“ Der Mann aber erschrack über diese Kühnheit so sehr, daß ihm der Athem eine Zeit lang stehen blieb. „Wo denkst du hin, mein Sohn, was würde mir der König thun, wenn ich es wagte, so ein Verlangen zu stellen!“ Aber das Borstenkind ließ nicht ab und schrie und grunzte dem Manne tagtäglich in die Ohren: „Vater kommt zum König, ich kann das nicht länger aushalten, kommt nur, es wird euch nichts geschehen!“ Endlich gab der Mann nach, nahm Abschied von seiner Frau und wanderte der Königsstadt zu. Sie kamen ans Schloß; es wurde das Thor geöffnet, das Schwein aber wollte man nicht hineinlassen, doch drängte es sich durch alle Wachen hindurch bis in das Vorzimmer des Königs; hier blieb es zurück. Der Mann trat zitternd vor den König und bat

für seinen Sohn um die Hand der Prinzessin. „So bringt ihn herein, daß ich ihn sehe!“ Als nun der Bauer die Thüre öffnete, stürzte der Eber mit einem „roh, roh!“ hinein. „Was ist das?“ schrie der König wüthend, „ist das dein Sohn?“ „Ja!“ stammelte der Mann. „Wie kannst du dich unterstehen mit dem garstigen Thier zu mir zu kommen?“ Da rief er schnell seine Diener und ließ den Mann sammt dem Schwein in den tiefsten Kerker werfen. Nun klagte und jammerte der alte Mann und sprach zu seinem Borstensohn: „siehst du es jetzt, wohin du mich gebracht hast!“ „Lasset das nur gut sein, es wird schon anders werden!“ Am andern Morgen sollte der Alte gehängt und das Schwein erschlagen werden. Da bedachte sich der König und sprach: „wohlan, ich will Gnade ergehen lassen, wenn dein Sohn, ob er nun auch ein garstiges Thier ist, die drei Aufgaben lösen kann, so soll er meine Tochter zum Gemahl bekommen und ich will dich dazu noch mit reichen Geschenken entlassen; löst er sie nicht, so hat dein und sein Leben ein Ende!“ „Jetzt haben wir gewonnen!“ sprach das Borstenkind zu seinem Vater und tröstete ihn. Abends ließ der König sagen: bis zum andern Tag solle das Schloß in dem er wohne, von purem Silber sein, sonst nichts mehr. Da hörte man in der Nacht nur einigemal knarren und krachen; dann ward es still. Als am Morgen der König erwachte und die Sonne durchs Fenster schien, blendete ihn das Licht so sehr, daß er die Augen schließen mußte; er stand auf und sah, daß Alles von Silber war. „Das ist gelungen! aber die zweite Aufgabe wird er nicht lösen!“ Abends ließ der König sagen: bis zum andern Morgen solle seinem Schlosse gegenüber sieben Meilen weit ein eben so großes Schloß aus purem Golde gebaut sein. Man hörte in der Nacht wieder nur einigemal krachen und brausen und es ward still. Als am Morgen der

König erwachte, strahlte ein so reicher Glanz auf ihn durch die Fenster, daß er fast erblindete; er sprang aus dem Bette und so wie sich seine Augen ein wenig gewöhnt hatten, sah er nur einmal in der Ferne das goldene Schloß. „Ha! auch das ist gelungen!" rief der König und erstaunte nicht wenig; „die dritte Aufgabe kann er mir dennoch unmöglich lösen." Abends ließ der König sagen: bis zum andern Morgen solle von dem einen Schlosse bis zum andern eine Brücke gebaut sein aus lauter Diamantkrystall, so daß der König gleich darauf spazieren könne. Man hörte wieder in der Nacht einigemal klirren und klappern, dann war es still. Es war aber noch lange nicht Tag als der König erwachte und es schien so hell durch die Fenster, als stehe die Sonne schon lange am Himmel; er sprang aus dem Bett und sah neugierig hinaus. Da konnte er sich vor Erstaunen nicht fassen, als er sah, daß aller Glanz von der wundervollen Brücke kam, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen.

Er ließ nun seine Tochter vor sich rufen und sprach: „du siehst, die drei Aufgaben sind gelöst; du mußt nun das Weib dessen werden, der sie gelöst hat!" „Ja mein Vater," sprach die Königstochter, „das will ich auch gerne thun, da ihrs gelobt habt!" Aber die Königin war untröstlich, wollte nicht und sprach: „was? soll meine Tochter einen wilden Eber zum Gemahl haben und von den spitzen Borsten zerstochen werden?" „Das läßt sich einmal nicht ändern!" sprach der König, „ich habe mein Wort gegeben," und ließ alsbald den Mann aus dem Gefängniß holen mit seinem Sohne und die Hochzeit wurde gefeiert; dann zog der Alte reich beschenkt nach Hause. Als aber am Abend die Königstochter in das Schlafzimmer ging, zitterte und zagte sie, und ihre Mutter weinte immerfort und nahm zuletzt Abschied, als sähe sie ihre Tochter zum letzten-

male lebendig. Nur einmal, als alles still war, warf das Eberschwein plötzlich sein rauhes Kleid ab und es lag neben der Königstochter ein Jüngling von wunderschöner Gestalt und mit goldenen Haaren. Die Königstochter verlor alsbald alle Furcht aus ihrem Herzen und etwas anders zog darin ein. Da erzählte ihr der Jüngling, er sei ein verwünschter Königssohn, er werde aber bald ganz erlöst sein, nur solle sie Geduld haben und schweigen. Am frühen Morgen, als es kaum dämmerte, ertönte das Horn des Hirten; der Jüngling sprang auf, warf sein Borstenkleid um und lief grunzend zur Heerde. Die alte Königin hatte die Nacht nichts geschlafen; sie kam ganz früh hin, um zu sehen, ob ihre Tochter noch lebe, weil aber alle Thüren offen standen, ging sie immer näher und näher, bis sie ihre Tochter allein im Bett erblickte; sie schlief noch, allein ihr Gesicht war so verklärt, als habe sie einen lieblichen Traum. „Lebst du mein liebes Kind?“ rief endlich die Königin. Da erwachte sie und war munter und fröhlich. Die Mutter hätte nun gerne gleich Alles gewußt; allein sie konnte der Tochter lange nichts entlocken; zuletzt aber sagte diese doch ganz leise und im Vertrauen: „Mutter, mein Gemahl ist kein Eberschwein, sondern ein wunderschöner Königssohn mit goldenen Haaren; das Borstenkleid legt er ab, wenn er ins Bett kommt!“ Da war die Mutter aber ganz neugierig und paßte in der kommenden Nacht und sah durch eine Mauerritze ins Schlafgemach. Da überzeugte sie sich, daß ihre Tochter Wahrheit gesprochen. Als das Horn des Hirten am frühen Morgen wieder ertönte und der Gemahl der Königstochter sein Borstenkleid umwarf und zur Heerde eilte, da kam die Königin auch sogleich zu ihrer Tochter mit frohem Gesicht und sprach: „warte nur, du sollst bald immerfort, auch am Tage deinen Mann in seiner Schönheit sehen. Wenn er heute Abends heimkehrt und

im Bette schläft, lasse ich den Ofen heizen und das Borstenkleid hineinwerfen; dann muß er so bleiben, wie er ist!" Der Königstochter pochte das Herz vor Freude und Angst, sie wollte und wollte auch nicht und dachte an das Verbot ihres Gemahls; allein ihre Mutter redete ihr so viel zu, daß sie sich beruhigte. Nun geschah es, daß in der Nacht, als der Gemahl der Königstochter schlief, das Borstenkleid ihm heimlich fortgenommen und in dem Ofen verbrannt wurde. Als am andern Morgen das Horn des Hirten wieder ertönte, sprang er auf, suchte sein Kleid, aber vergebens; endlich merkte er, was vorgegangen war; da ward er auf einmal ganz traurig und brach in die schmerzliche Klage aus: „wehe du hast nicht geschwiegen, meine Erlösung hast du vereitelt; jetzt bin ich verwünscht weit weg ans Ende der Welt und keine sterbliche Seele kann dahin gelangen, um mich zu erretten!" Damit ging er hinaus und war auf einmal verschwunden.

Nun fing aber die Königstochter an zu jammern und zu klagen, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen und das ganze Schloß war bald auf und ihre Mutter lief zu ihr hin und fragte: „was fehlt dir denn liebes Kind?" „O Mutter, Mutter, wie habt ihr so schlecht gethan; mein Liebster ist nun verwünscht ans Ende der Welt und keine Seele kann ihn erretten!" Sie war auf keine Weise zu trösten, was man ihr immer sagen mochte. Nach einigen Tagen sprach sie: „Vater und Mutter lebt wohl! ich kann nicht länger hier bleiben; ich muß hingehen ans Ende der Welt und meinen Liebsten suchen." „O mein Kind," sagte der Vater „das Ende der Welt ist gar weit, bis dahin kannst du nie und nimmer gelangen!" „Ich muß hin, Vater, ich kann das hier so nicht aushalten!" Da gab man ihr sieben Kleider und sieben Paar Schuhe und einen Sack mit Brot auf den Weg und als sie Abschied genommen,

ging sie in einem fort, ohne zu ruhen und zu rasten; denn sie wollte keinen Augenblick verlieren. Endlich sah sie keine Menschenwohnungen mehr, da ging sie noch schleuniger, denn sie dachte, das Ende der Welt müsse jetzt bald da sein; aber es zeigte sich noch lange nicht; endlich erblickte sie in weiter, weiter Ferne wieder ein einsames Häuschen; sie eilte, wie sie nur konnte, darauf los und als sie es erreicht hatte, kehrte sie ein; es wohnte aber da der Wind. Sie fragte in bittendem Tone, ob es noch weit sei bis zum Ende der Welt. Der Wind sah gleich, daß es eine Unglückliche war und sprach: „o mein gutes Kind, das kann ich dir nicht sagen; aber siehe schwinge dich hier auf mein Flügelroß und reite zum Mond; vielleicht kann der dir Auskunft geben. Wenn du da bist so springe nur ab; dann kommt mein Roß allein schon zurück; aber siehe, ich schenke dir ein Mäuschen, vielleicht kannst du es einmal brauchen!“ Die Königstochter dankte dafür, setzte sich auf das Roß des Windes und flog fort zum Mond. Als dieser von Weitem die traurige Gestalt kommen sah, erbarmte er sich und dachte gleich: „die drückt ein Unglück!“ und kam ihr freundlich entgegen. Sie sprang ab und sogleich lief das Roß des Windes zurück. Sie trug nun ihre Bitte vor; aber der Mond wußte leider auch keine rechte Antwort; „besteige,“ sagte er, „mein Roß und reite zur Sonne, die wird gewiß das Ende der Welt kennen, da sie sehr weit gereist ist! Ich schenke dir aber hier eine silberne Nuß, verwahre sie wohl; sie wird dir einmal gute Dienste thun!“ Sie dankte, setzte sich auf das Roß des Mondes und flog zur Sonne; es war schon Abend, als sie hingelangte und die liebe Sonne war von ihrer Tagesarbeit eben nach Hause gekommen. Die Königstochter grüßte wie eine Unglückliche und sprach: „liebe Sonne kannst du mir nicht sagen, wo und wie weit noch das Ende der Welt ist?“

Da sah die liebe Sonne gleich, daß die Fremde ein schwerer Kummer drücke und sprach mitleidig: „o mein armes Kind, das weiß ich wohl, aber das ist sehr weit! Wenn du bis morgen warten kannst, so will ich dich hinführen!" Aber die Königstochter bat so flehentlich und sprach: sie dürfe keinen Augenblick ruhen, bis sie hinkomme. Da sagte die Sonne: „wenn das so ist; so will ich dir meinen Wagen und meine Rosse geben; fahre nur hier auf der Nachtsbahn fort und meine Kinder, die Sterne, werden dir den rechten Weg zeigen! Wenn du beim Abendstern bist, so hast du nicht mehr weit zum Ziele; dann springe nur ab und meine Rosse kommen mit dem Wagen schon zurück. Siehe ich schenke dir eine goldene Nuß; vielleicht kannst du sie einmal brauchen!" Die Königstochter dankte freundlich der milden Frau, setzte sich auf den Sonnenwagen und fuhr in einem den Himmel entlang. Sie kam zuerst zum Morgenstern; der kam gleich dienstfertig heran und zeigte der Königstochter den rechten Weg und nun kam sie zu allen Sternen, die wir am Himmel sehen und jeder war willfährig und behilflich; endlich gelangte sie zum Abendstern; dieser wohnte in einem einsamen Häuschen am Meere; er war eben eingeschlafen und wunderte sich nicht wenig, als er den glänzenden Sonnenwagen sah, der doch vor Kurzem dagewesen; er sprang aus dem Bett und ging hinaus; da stieg eben die Königstochter aus dem Wagen und alsbald flogen die Sonnenrosse auf dem Nachtwege zurück, damit die liebe Sonne am Morgen ihre Fahrt zur rechten Zeit antreten könne. Nun erzählte die Königstochter dem Abendstern ihre ganze Geschichte und dieser war sehr gerührt und sprach: „harre nur aus, du bist bald am Ziel! Siehst du dort in der Ferne jene Insel, da weilt dein Gemahl und morgen gerade soll er mit der Tochter des Königs vom Weltende Hochzeit halten! Ich führe

dich jetzt gleich hinüber, stelle dich dann nur als Bettlerin vor den Königspalast; das aber bist du in Wahrheit; denn von der weiten Reise sind deine Schuhe und Kleider, wie ich sehe, abgerissen. Wenn dann am Morgen der Zug in die Kirche geht; so öffne nur die Nuß, die dir der Mond gegeben; da findest du ein silbernes Kleid; lege es an und gehe mit zur Kirche; das übrige wird sich von selbst ergeben!" Nun schenkte der Abendstern der Königstochter auch eine sterngefleckte Nuß und führte sie auf seinem goldenen Kahne hinüber und sie stellte sich in ihrer zerrissenen Kleidung an die Pforte der Königsburg. Als nun die junge Braut in vollem Schmuck zur Kirche ging und die Arme erblickte, rief sie zornig: „jagt mir fort die zerlumpte Bettlerin!" Diese lief auf die Seite, nahm aber alsbald ihre silberne Nuß hervor, öffnete sie und alsbald hob sich daraus ein wunderschönes silbernes Kleid; sie zog es eiligst an und ging zur Kirche. Als die Leute den wunderbaren Glanz sahen; so erstaunten sie und Alles blickte hin, auf die Fremde im Silberkleid. Die Braut stand eben vor dem Altare neben ihrem Bräutigam und sah auch das wundervolle Kleid. Da rief sie ihrem Bräutigam zu: „nein bis ich nicht ein solches Kleid habe, will ich nicht dein Weib werden!" Sie ging vom Altare weg und nach Hause. Die Fremde in ihrem Silberkleid war aber zuerst aus der Kirche hinausgegangen, hatte schnell ihr Kleid abgelegt und sich wieder in ihre Lumpen gehüllt. Nun frug man sogleich im ganzen Königreich nach, aber ein solches Kleid war nirgends zu finden; da ließ die Bettlerin der Königstochter sagen, wenn sie ihr erlaube, eine Nacht in dem Schlafgemach ihres Bräutigams zu wachen; so wolle sie ihr das Kleid verschaffen. Die Königstochter bewilligte das gern; sie ließ aber ihrem Bräutigam die Ohren verstopfen und Schlaftrunk geben. In der Nacht nun kniete

die Bettlerin an der Lagerstatt ihres Gemahls und erzählte ihm wehklagend ihre Mühen und Leiden: „siehe ich bin dir gefolgt bis ans Ende der Welt, sieben Kleider und sieben Paar Schuhe habe ich zerrissen; so höre doch und erbarme dich meiner Noth um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage!“ Aber der Königssohn schlief einen eisernen Schlaf und hörte nichts.

Am folgenden Tag, als die Königsbraut das silberne Kleid angethan hatte, war sie fröhlich und nun ging sie wieder zur Kirche, um sich trauen zu lassen. Da nahm die Bettlerin ihre goldene Nuß hervor und darin lag ein Kleid aus lauter Gold, legte es an und ging auch zur Kirche. Eben sollte über das neue Paar der Segen gesprochen werden, da sah die Frau die Fremde im goldnen Kleide. Sogleich rief sie: „nein! bis ich nicht ein solches Kleid habe, kann ich nicht dein Weib sein!“ und ging aus der Kirche wieder stracks nach Hause. Die Fremde war wieder zuerst hinausgegangen, hatte sogleich ihr goldenes Kleid in die Nußschaalen gelegt und sich in ihre Lumpen gehüllt. Man fragte im ganzen Reiche umsonst nach einem solchen Kleide; da ließ die Bettlerin der Königsbraut sagen: wenn sie ihr erlaube wieder eine Nacht im Schlafzimmer ihres Bräutigams zu wachen; so wolle sie ihr das Kleid verschaffen. Die Königstochter willigte ein, ließ jedoch abermals ihrem Bräutigam die Ohren verstopfen und einen Schlaftrunk reichen. Als nun in der Nacht die Unglückliche wieder an der Lagerstätte ihres Gemahls kniete und ihm ihre Noth klagte; so war Alles umsonst; er schlief fest und hörte nichts.

Den folgenden Tag ging es wieder zur Kirche; die Braut hatte das goldene Kleid angelegt und Schöneres konnte man sich nicht denken. Die Bettlerin nahm jetzt ihre sterngefleckte Nuß vom Abendstern hervor und daraus zog sie ein Kleid,

darauf war der ganze Sternenhimmel der Nacht zu sehen. Als sie in die Kirche trat, sprach eben der Geistliche den Segen; kaum hatte die Braut aber die Fremde im Sternenkleid erblickt, so rief sie dem Priester zu: „halt! bis ich nicht ein solches Kleid habe, will ich nicht das Weib dieses Mannes sein!“ Sie eilte stracks nach Hause und man frug im ganzen Reich nach einem solchen Kleid, das war aber noch weniger zu finden als das goldene und silberne. Da ließ die Bettlerin der Königstochter wieder sagen, wenn man ihr erlaube, die Nacht im Schlafgemach des Bräutigams zuzubringen, so würde sie es ihr verschaffen. Die Braut war das zufrieden; sie ließ aber ihrem Bräutigam auch diesmal die Ohren wohl verstopfen und ihm einen Schlaftrunk reichen. Als in der Nacht die Arme zum drittenmal vor dem Bett ihres Gemahls kniete, fing sie an bitter zu weinen und zu klagen: „ach er wird wieder schlafen und nicht hören und nun habe ich nichts mehr, das mich zu ihm führen kann!“ Da nahm sie das Mäuschen aus ihrem Busen und sprach: „liebes Mäuschen kannst du mir nicht helfen!“ Das Mäuschen sprang sogleich auf das Bett, kroch dem Schlafenden in die Ohren und nagte die Stöpsel durch, aber der Junge schlief noch fest, denn der Schlaftrunk that seine Wirkung; da biß das Mäuschen ihm in die Ohren, daß das Blut rann; endlich schlug er die Augen auf und rief: „o weh, was ist das?“ zugleich sah er die unglückliche Gestalt vor seinem Bette. „Lieber Gemahl, wachst du endlich? Siehe das ist die dritte Nacht, daß ich bei dir war!“ und erzählte ihm nun ihre ganze Geschichte; „ich bin dir gefolgt bis ans Ende der Welt; sieben Kleider und sieben Paar Schuhe habe ich zerrissen; erbarme dich doch meiner Noth um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage!“ Da fiel ihr Gemahl ihr um den Hals und rief: „o du mein treues Weib;

so war es kein Traumbild, was mir die beiden vergangenen Nächte während des Schlafes so lieblich vorschwebte; du bist es selbst, die ich so lange vermißt habe. Nun bin ich durch deine Treue vollends erlöst. Fahre wohl du stolze Königstochter vom Weltende; dich brauche ich nicht, ich habe mein treues Weib wieder!" Darauf machten sie sich auf der Stelle fort und flohen aus der Königsburg ans Meer. Da war eben der Abendstern mit seinem Kahn und hatte einen Weltpilger herübergeschifft. Er nahm die beiden freundlich auf und führte sie hinüber. Es wurde gerade Tag und die Sonne trat auf der andern Seite der Welt ihre Arbeit an. Da sprach der Abendstern: „bleibet in meiner Hütte den heißen Tag über; wenn die Sonne Abends mit ihrem Wagen kommt, so wird sie euch dann mitnehmen. Das thaten sie auch, insbesondere die Königstochter gern, denn sie hatte sich bisher ja keine Ruhe gegönnt.

Als aber am Morgen die Königstochter da drüben auf der Insel das prachtvolle Sternenkleid angelegt hatte und zur Kirche gehen wollte, so fand man ihren Bräutigam nicht; man sagte ihr aber: in der Nacht sei so und so ein Jüngling mit einer Bettlerin zum Meere geflohen und beide seien vom Abendstern im Kahne hinübergeschifft worden. „Ha die verwünschte Bettlerin und der falsche Abendstern!" Sie tobte und wüthete noch lange fort, allein es half das Alles nichts; denn über das Meer hinaus hatte sie keine Macht. Während aber die beiden Flüchtlinge in der Hütte des Abendsternes verweilten; so ging gerade das Jahr zu Ende seit ihrer Hochzeit und die junge Frau gebar einen wunderschönen Knaben, der hatte ein Antlitz silberweiß wie der Mond und Locken von Gold wie die Sonne und Augen wie der Morgen- und Abendstern. Als die Sonne am Abend anlangte, so hatte sie große

Freude über das glückliche Paar und das schöne Kind; sie nahm sie willig in ihren Wagen auf und fuhr auf dem Nachtwege schnell zu ihrer Wohnung, wo sie am späten Abend anlangte; hier war schon der Mond, der Aufträge von der Sonne erwartete. Er freute sich auch, als er die Glücklichen sah. Die Sonne befahl ihm, er solle die guten Leute bis zu seiner Wohnung mitnehmen und dann dem Winde auftragen, sie bis zu den Menschenwohnungen zu begleiten. Der Mond nahm sie alsbald auf sein Roß und ritt heim. Da war auch schon der Wind und wartete auf den Mond, um Befehle zu empfangen. Der Wind freute sich auch über alle Maßen, als er die Königstochter wieder sah und ihren Gemahl und das schöne Kind und insbesondere als er hörte, daß sein Mäuschen so gute Dienste gethan. Der Mond sagte ihm, was er zu thun habe und der Wind nahm die Glücklichen auf sein Roß und führte sie in einem fort, bis in die Nähe der Menschenwohnungen. Da setzte er sie nieder, nahm herzlichen Abschied und ritt heim. Sie aber wanderten jetzt zu Fuße fort und trugen ihr Kind abwechselnd auf den Armen und waren selig. Endlich gelangten sie in das Königreich, wo der Vater der Königstochter herrschte. Es ist nicht zu beschreiben, welch ein großer Jubel im ganzen Lande entstand und wie alle Wege mit Blumen bestreut und alle Thore festlich geschmückt waren, als sie einzogen! Der alte König gab bald die Krone seinem Schwiegersohne und dieser lebte mit seiner Gemahlin noch lange glücklich und zufrieden.

---

44. Der Hahn des Nachbars und die Henne der Nachbarin.

Ein Mann hatte einen Hahn, der verstand allerlei Kunststücke und seine Nachbarin hatte eine Henne, die wollte dem Hahn Alles nachmachen. Einmal sagte der Mann seinem Hahn: „fliege fort und bringe mir große Schätze!“ Da flog der Hahn gerade zum Kaiser und setzte sich über dessen Himmelbett und krähte immerfort:

Kikeriki!
Ki! ki! ki!
Die Kaiserin liegt auf dem Bett,
Der Kaiser liegt unterm Bett!

Das verdroß den Kaiser und er befahl, man solle den garstigen Schreier in seine Kornkammer stecken. Das geschah; aber der Hahn verschlang hier auf einmal alles Korn und flog dann zum Fenster hinaus wieder über das Himmelbett des Kaisers und krähte abermals:

Kikeriki!
Ki! ki! ki!
Die Kaiserin liegt auf dem Bett,
Der Kaiser liegt unterm Bett!

Da befahl der Kaiser man solle ihn in seine Schatzkammer bei dem Kupfergeld einsperren. Auch dieses verschlang der Hahn und flog abermals zum Kaiser, und krähte wie früher. Jetzt wurde er bei dem Silbergeld eingesperrt und da er noch einmal kam, bei den Goldstücken. Er verschlang aber Alles und flog dann nach Hause; auf dem Heimwege entschlüpfte ihm ein Kupfergroschen, der fiel in eine Pfütze. Noch aus der Ferne rief er seinem Herrn zu: „breite alle Lein- und Korntücher, die du hast, aus!“ Als das geschehen war, so machte sie der Hahn voll mit Korn, Kupfer-, Silber- und Goldstücken.

Die Nachbarin ward nun sehr neidisch und wäre auch gern so reich geworden und sie fragte den Nachbar wie er es angestellt, daß ihm sein Hahn so viele Schätze gebracht habe? Er antwortete: „ich habe ihn immer geschlagen!“ Die Frau schlug nun ihre Henne immerfort und sprach: „fliege fort und bringe mir auch solche Schätze wie des Nachbars Hahn gebracht hat!“ „Warte nur, ich will schon suchen!“ sagte die Henne. Damit flog sie fort und kam zu der Pfütze, wo der Hahn den Groschen verloren hatte. Wie sie diesen sah, ward sie froh; sie schlürfte ihn ein, aber mit dem Groschen auch die ganze Pfütze. Da ging sie voll wie sie war, ganz wackelnd heimwärts und schrie schon von Weitem der Frau: „breite alle Lein- und Korntücher aus; ich bringe Schätze!“ Die Frau breitete sie hurtig aus; nur einmal machte die Henne Alles voll Unflath. Darunter fand sich auch der einzige Groschen. Als der Hahn den erblickte, schnappte er ihn gleich fort und rief: „der war mir entfallen; das übrige gehört euch!“ Die Frau und ihre Henne gingen beschämt fort, wie wenn sie der Hund gebissen hätte.

---

45. Der Burghüter und seine kluge Tochter.

Ein armer Burghüter hatte fünfzehn Kinder und nichts zu essen; da nahm er eines Tages aus der Orgel den Speck, den sich der Herr Pfarrer dahin hatte versorgen lassen und aß ihn allmählig mit seinen Kindern; das letzte Stückchen aber zerschnitt er in kleine Theile, nahm die zwei Heiligen vom Altar, stellte sie mitten in die Kirche und machte ein kleines Feuer neben sie und lief dann zum Herrn Pfarrer und rief: „ach Herr je, Herr Pfarrer! die beiden Heiligen essen euern Speck in der Kirche, kommt seht nur, wie sie ihn braten!“

Der Pfarrer eilte schnell hin, nahm die Heiligen im Zorn und warf sie gleich ins Feuer, daß sie verbrannten. „Ihr werdet mir keinen Speck mehr essen!“ rief er zufrieden; allein bald bereute er, was er im Eifer gethan hatte. Der Sonntag war nahe und zudem sollte auch der König durchfahren und in die Kirche kommen. „Du bist schuld!“ sprach der Pfarrer zum Thorhüter, „daß ich die Heiligen verbrannt habe; jetzt siehe nur zu und schaffe Rath, sonst geht es dir schlecht!“ „Herr Pfarrer,“ sprach der Burghüter, „kümmert euch nicht: eure Nachbarn der „Onys“ (Andreas) und der „Gätz“ (Georg) sind zwei sanfte und friedliche Leute, die thun euch den Gefallen und stellen sich hin als Heilige.“ Das war ein kluger Rath und der Pfarrer ersuchte seine Nachbarn um die Gefälligkeit. Am Sonntag ganz früh gingen diese, schön angethan wie die Heiligen gewesen waren und stellten sich auf den leeren Platz. Da kam viel Volk zur Kirche und es war großes Gedränge; endlich kam auch der König und es begann die kirchliche Handlung. Nach einiger Zeit blickte einer der Heiligen zum Fenster hinaus und rief seinem Nachbar zu: „holla! wie gut hat es jetzt meine Kräm; sie ist in eurem Garten und frißt Rüben!“ Als der Andere das hörte, vergaß er wo und was er war, sprang gleich hinunter und lief durch die Sacristeithüre hinaus. Der Andere aber dachte: „Der erschlägt dir im Zorn die Kräm“ und sprang ebenfalls hinunter und lief fort. Das Volk und der König waren erstaunt und wußten nicht, wie das zuging. Nach der Kirche fragte der König den Pfarrer: „was ist das mit den Heiligen, warum liefen sie fort? Das ist mir noch nirgends vorgekommen!“ „Ja, Herr König,“ sprach der Pfarrer, „unsere Kirche ist ihnen zu klein und häßlich; sie haben es schon seit lange nicht mehr aushalten wollen und nun haben sie sich vermuthlich vor euch, Herr König geschämt.“

Das war eine kluge Ausrede vom Pfarrer. Der König aber glaubte, es sei Alles wirklich so und das sei ein Wunder und Fingerzeig für ihn und er that seine milde Hand auf und gab dem Pfarrer eine große Summe Geldes und sprach: „Damit bauet eine große und schöne Kirche, daß sie fertig ist, bis ich wieder komme.“ Die Gemeinde war sehr froh und baute sofort die Kirche. Als sie fertig war, ließen sie über den Eingang schreiben: „wir leben ohne Sorgen!“ Da geschah es, daß der König wieder hinkam und er besah die neue Kirche und es gefiel ihm daran Alles und auch die Heiligen blieben auf ihrer Stelle und schämten sich nicht mehr; aber der Spruch über der Thür ärgerte ihn. „Wartet nur, ich will euch schon Sorgen machen!“ dachte er und sprach: „wenn ihr mir in vierzehn Tagen nicht herausbringt und sagt, welches der schönste Klang, der schönste Sang und der schönste Stein ist, so lasse ich euch alle umbringen!“

Da hatten die Leute in der Gemeinde freilich große Noth und wußten sich nicht zu helfen. Der Burghüter aber hatte eine kluge Tochter; als die von der Sache hörte, sprach sie: „kümmert euch nicht Vater, das ist ja leicht; ich will es euch sagen: der schönste Klang ist der Glockenklang, der schönste Sang ist der Engel Gesang, der schönste Stein, das ist der Weisen Stein.“ Als die Zeit um war, kam der König und die Leute mußten der Reihe nach vom Pfarrer und Richter an bis auf den Burghüter auf die drei Fragen Bescheid geben; allein mit keiner Antwort war der König zufrieden, bis der Burghüter seine vorbrachte. „So ist es!“ rief der König erstaunt, „ihr habt es getroffen; allein das habt ihr nicht von euch. Wenn ihr nicht gleich gesteht, wer es euch gesagt hat, so müßt ihr in den tiefen Thurmkeller!“ Da sagte der Burghüter, er habe eine so kluge Tochter, er wisse es von ihr.

„So?“ sprach der König, „ich will gleich sehen, ob sie wirklich gar so klug ist. Traget ihr diese zwei Fäden; sie soll mir daraus ein Hemd und ein Paar Unterhosen machen!“

Der Burghüter ging traurig mit den zwei Fäden nach Hause und sagte seiner Tochter den Auftrag. „Siehst du, jetzt wird es dir und mir übel gehen!“ „O warte nur Vater!“ sprach sie und nahm zwei Besenhölzchen und sagte: „traget die dem König und sagt er solle mir erst daraus einen Webstuhl und ein Spulrädchen machen.

Als der König die Antwort hörte, sprach er: „ei daß dich, die kann es!“ Er nahm aber wieder einen irdenen Topf, aus dem der Boden herausgefallen war und sprach: „traget das eurer Tochter und sagt ihr, sie solle einen Boden hineinnähen, so daß man gar keine Naht und keinen Stich sehe.“

Der Burghüter war traurig und ging und sagte seiner Tochter den neuen Auftrag. „Wartet nur,“ sprach sie, „gehet damit zurück; ich lasse den König bitten, er solle den Topf nur erst hübsch umwenden, denn der Schuster nähe inwendig und nicht auswendig.“ Als der König die Antwort hörte, rief er wieder: „ei daß dich, die verstehts!“

Nun sagte der König zum drittenmal: „gehet und saget euerer Tochter, sie solle zu mir kommen: nicht gefahren, nicht gegangen und nicht geritten; nicht angekleidet und nicht nackt; nicht außerhalb dem Wege und nicht im Wege und soll mir etwas bringen, das ein Geschenk und kein Geschenk ist.“

Der Burghüter war traurig und ging und sagte seiner Tochter den neuen Auftrag. „Lasset es nur gut sein, Vater, das will ich schon machen!“ Sie nahm zuerst zwei hohle Teller und legte dazwischen zwei kleine, kleine lebendige „Oemchen“.*)

---

*) Kleine Grabwespen.

Dann zog sie ihre Kleider aus und warf ein Fischgarn über sich, ging mit den Tellern in den Hof, führte aus dem Stall ihren Geisbock in das Gleise im Weg, setzte einen Fuß auf den Rücken des Geisbocks und schritt mit dem andern auf dem Boden im Gleise zwischen den Füßen des Geisbocks fort. Als der König sie sah, sprach er: „ei daß dich, die verstehts!" Aber nun war er auf das Geschenk begierig, das zugleich kein Geschenk sein sollte. Da hob er den einen Teller auf und sogleich flogen die beiden Demchen fort und war also das Geschenk jetzt kein Geschenk.

Der König dachte: „eine Klügere bekommst du in deinem Reiche nicht" und nahm die Burghüters Tochter zum Weibe aber unter einer Bedingung: sie solle sich in sein Regiment nicht einmischen, thue sie das, so werde er sie verstoßen. Das versprach die Burghüterstochter gerne und hielt es auch eine lange Zeit getreulich.

Da trug es sich zu, daß eines Tages, während der König auf der Jagd war, zwei streitende Parteien zu Hof kamen und bei der Königin ihre Sache vorbrachten. Beide waren in vergangener Nacht in der Mühle gewesen, der eine mit einem Ochsengespann, der andere mit Stuten und eine der Stuten hatte ein Füllen geworfen; das Füllen aber war, als beide am Morgen erwachten, unter dem Wagen gelegen, an dem die Ochsen angespannt waren. Der eine nun behauptete, das Füllen gehöre ihm, denn es sei von seiner Stute, der andere, es gehöre ihm und komme von seinem Wagen und darum sei es darunter gelegen.

Die Königin lachte und sprach: „mein Gemahl wird euch Recht sprechen, wenn er kommt, er ist jetzt im Kornfeld und schießt Fische." Der Mann mit den Ochsen lachte und sprach: „wie können im Kornfeld Fische sein?" „So gut," sagte die

Königin, wie ein Ochsenwagen ein Füllen werfen kann!" Jetzt erkannte er, daß er etwas Dummes behauptet und ging beschämt fort und ließ seinen Widerpart Recht haben.

Als aber der König von der Jagd heimkehrte und die Sache erfuhr, ging er zu seiner Frau und sprach: „so wehe es mir thut, so mußt du dennoch fort von mir, denn du hast das Gelöbniß gebrochen. Eine Gnade aber will ich dir noch gewähren: was dir das allerliebste im Hause ist, das kannst du dir einpacken und mitnehmen, aber vor Tagesanbruch mußt du fort sein!"

Die Königin machte bis gegen Abend Alles bereit; als sie aber zum letztenmal mit ihm bei Tische saß und sie gegessen hatten, sprach sie, „lasse mich noch einmal mit dir auf dein Wohl anstoßen;" inzwischen hatte sie, ohne daß er es gemerkt, die Becher gewechselt und sie hatte in den seinen Schlaftrunk fallen lassen. Der König stieß gerne an und leerte das Glas, und bald darauf fiel er in einen festen, süßen Schlaf. Die Königin packte ihn sogleich in eine große Kiste und ließ ihn zu ihrem Vater dem Burghüter tragen; sie selbst folgte gleich nach und nahm nur ihr Strickzeug mit. Als sie in dem kleinen Burgzimmerchen waren, nahm sie den König heraus, legte ihn in ein reines Bett und setzte sich daneben und schloß kein Auge die ganze Nacht, wachte und strickte dabei und der König schlief bis hoch in den Tag hinein und hatte süße Träume. Nur einmal erwachte er und sah mit großen Augen um sich: „ach Herr je! wo bin ich?" „Bei mir mein Schatz" und nun erzählte die Burghüterstochter, daß sie von seiner Gnade Gebrauch gemacht, weil sie aber im ganzen Königspalast nichts Lieberes gewußt, als ihn, so habe sie ihn sich mitgebracht.

„O du mein Herzblatt!" rief der König, „du bist noch tausendmal besser, als klug!" Er führte sie wieder heim in

seinen Palast und gab ihr das Regiment in seinem Hause. Und seit der Zeit, sagt man, hätten überhaupt die Frauen das Recht erhalten im Hause zu regieren.

46. Der Aschenputtel wird König.

In der guten alten Zeit, als unser Herrgott noch selbst sich den zum König erwählte, der ihm am besten gefiel, lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne; von diesen waren die beiden älteren hoch und stark, aber stolz von Gemüth, der jüngste klein und schwächlich, aber gut von Herzen. Seine älteren Brüder verachteten und verspotteten ihn, nahmen ihn nirgends mit, und weil er denn immer zu Hause in der Asche saß, nannten sie ihn nur den Aschenputtel.

Es begab sich aber, daß der König starb und im ganzen Lande bekannt gemacht wurde, daß alles Volk wie gewöhnlich, sich bei der größten Gemeinde auf der Königswiese versammeln solle, damit unser Herrgott wieder dem, der ihm am liebsten sei, die Krone aufsetze. Die beiden älteren Brüder legten schöne Kleider an und schickten sich zur Reise; der Jüngste bat sie, sie möchten ihn doch auch mitnehmen; aber sie sprachen stolz und verächtlich: „was? sollen wir mit dir Spott und Schande aufheben? Halte die Nase zu Hause und bleibe ruhig in deinem Aschenwinkel, wohin du gehörst!" Als nun am frühen Morgen die Brüder fortgingen; schlich der Aschenputtel ihnen nach und kam auch zu der großen Wiese, wo die vielen Leute versammelt waren; es brach aber eben der Tag an; da fürchtete er, seine Brüder würden ihn sehen, schlagen und nach Hause schicken. Darum kroch er in einen Schweinstall, der am Ende der Gemeinde war und an die große Wiese anstieß.

Von hier glaubte er, ruhig anzusehen, was da geschehen würde. Wie nun die Stunde da war; so legte man die Krone auf einen Hügel und als jetzt nur einmal mit allen Glocken im Dorf geläutet wurde; siehe da hob sie sich von selbst langsam in die Höhe und schwebte hoch über allen Häuptern umher, ohne sich niederzulassen. Endlich senkte sie sich herab und gerade auf den Schweinstall. Die Leute wußten nicht, was das zu bedeuten habe und liefen neugierig nach dem Orte hin. Da fanden sie den armen kleinen Aschenputtel. Sie hoben ihn voll Ehrfurcht heraus und beugten ihre Knie vor ihm, als dem neuen König, den unser Herrgott auf den Thron berufen habe. Die stolzen Brüder schlichen beschämt nach Hause; der verachtete Aschenputtel aber wurde im Jubel in die Königsburg geführt.

So sieht unser Herrgott nicht darauf, wie stark und stolz, sondern wie gut und fromm der Mensch ist.

---

47. Armuth gilt nichts, Reichthum ist Verstand.

Es war einmal ein Mann, der war sehr verständig und wußte immer das Rechte zu treffen, wenn man sich in der Gemeinde über etwas berieth, weil er aber sehr arm war, so galt das für Thorheit, was er sagte und man hörte nicht auf ihn. Da dachte er eines Tages: „wie wäre es, wenn du in die Welt gingest und reich würdest, dann würde deine Stimme wohl Geltung haben in der Gemeinde!“ Er sagte es seiner Frau und die war damit zufrieden. So zog er fort und blieb zwanzig Jahre in der Fremde. Er hatte sich aber bei einem großen Herrn verdingt und diente dem treu die ganze Zeit hindurch als Ziegenhirt. Als die zwanzig Jahre um

waren, sprach er zu seinem Herrn, er wünsche jetzt nach Hause zu gehen zu seiner lieben Frau. Der Herr hatte nichts dawider und ließ gleich einen Ziegenbock schlachten zu Ehren seines treuen Hirten; das Fell aber ließ er mit Silber- und Goldstücken anfüllen und gab ihm auch ein Pferd und sagte beim Abschied: „das für deine treuen Dienste, aber noch eines rathe ich dir und merke dirs wohl, wenn du nicht unglücklich werden willst! Wenn du heimgekommen, so lasse dreimal deinen Zorn abkühlen, ehe du etwas thust!"

Der Mann zog nun fort und als er in seinem Dorfe ankam, kehrte er zum Nachbar ein, denn er wollte sein Weib überraschen und sagte auch hier nichts, wer er wäre. Nicht lange so sah er seine Frau und erkannte sie gleich, wie sie mit einem jungen Mann nach Hause kam. Da ergriff ihn heftiger Zorn, aber er dachte auch alsbald an den Rath seines Herrn und that nichts und verwurmte sich nur in seinem Herzen. Abends ging er vor sein Haus, als Alles dunkel war und guckte zum Fenster hinein: da saß seine Frau mit dem jungen Mann am Tisch und sie aßen beide und waren froh. Sein Zorn stieg noch mehr und er ballte und hob schon die Faust und wollte gleich — indem fiel ihm der Rath seines Herrn ein und er verwand seinen Zorn wieder. Er ging in sein Quartier zum Nachbar und schlief die ganze Nacht nichts. Am Morgen hörte er den Nachbar mit seiner Frau sprechen: „unsere Nachbarin macht also heute Hochzeit, die wird einen frohen Tag haben!" Jetzt stieg dem Mann die Galle aufs Höchste: „nu warte treuloses Weib, das will ich dir bezahlen!" Er wollte auf der Stelle hin und sie erschießen; indem fiel ihm der Rath seines Herrn ein und er hielt an sich. „Du willst," sprach er „hingehen, das Unrecht ihr vorhalten und sie erst dann bestrafen!"

Nachdem er sich angekleidet, machte er sich auf, ging hin und klopfte an: „Herein," rief seine Frau freudig, aber sie kannte ihn nicht, und glaubte es sei ein Fremder, der bei ihr einspreche. Weil aber ihr Herz voll Jubel war, so konnte sie sich nicht halten und sagte dem Manne gleich: er müsse da bleiben und ihr Gast sein, sie gebe ihrem Sohne heute grade die Hochzeit und nichts fehle zu ihrem Glücke, als daß ihr guter Mann nicht da sei, der nun schon zwanzig Jahre in der Fremde lebe und von dem sie nichts gehört; dabei fing sie an zu schluchzen und zu weinen. Der Fremde aber stand vor ihr wie eine Bildsäule und wußte lange nichts zu sprechen; er schämte sich in seinem Herzen, daß er über seine Frau so übel gedacht, die ihm so treu gewesen und daß er seines jungen Sohnes so ganz vergessen hatte. Endlich sprach er: „hatte der Mann kein besonderes Zeichen, würdet ihr ihn wohl erkennen, wenn er wiederkäme!" „O ja!" sprach sie: „auf der Brust hatte er ein Muttermal." Indem entblößte der Fremde seine Brust und alsbald fiel die Frau ihm um den Hals: „mein guter Mann!" und wußte vor Freude lange nichts zu sprechen. Endlich erholte sie sich und nun wurde der Sohn dem Vater vorgeführt und beide hatten große Freude. Nicht leicht hat es je eine fröhlichere Hochzeit gegeben, als den Tag in dem Hause gefeiert wurde.

Der Mann aber wurde wegen seines Reichthums nun bald bekannt im Dorfe und angesehen und was er jetzt immer sagte, das galt bei den Leuten und fand Glauben. Da erzählte er eines Tages in einer Versammlung: er habe eines Abends seine Ackereisen ins Stroh gelegt und siehe da bis zum Morgen hätten die Mäuse dieselben gefressen. Die Leute machten große Augen, es fiel aber keinem ein daran zu zweifeln. Der Mann aber ärgerte sich und sprach: „als ich die Wahrheit

sagte, glaubte man mir nicht, weil ich arm war; jetzt, wenn ich eine Lüge sage, zweifelt Niemand daran, weil ich reich bin. So verkehrt ist die Welt!"

---

48. Die beiden Prahler und der Bescheidene.

Drei Studenten, die aus einem Dorfe waren, kamen nach Hause und hielten bei dem Pfarrer um die erledigte Lehrerstelle an. Der Pfarrer aber sagte: er müsse erst wissen, was jeder von ihnen gelernt hätte, um die Stelle dann dem Würdigsten zu verleihen. Da sprach der erste ganz stolz: „Herr Pfarrer! ich habe so viel gelernt, daß ich in zehn Jahren das nicht erzählen könnte, was ich weiß!" Der zweite sprach noch hochmüthiger: „das ist alles blutwenig; ich aber habe so viel gelernt, daß man's nicht niederschreiben könnte, wenn das Meer lauter Dinte und der ganze Himmel Papier wäre. Der Dritte sagte ganz bescheiden: „Herr Pfarrer! ich habe zwar immer gelernt, aber das, was ich weiß, ist so wenig gegen das, was man wissen kann, daß es fast nichts ist!" Da antwortete der Pfarrer: „ihr, die ihr alles gelernt habt, könnt überall in der Welt euer Fortkommen finden; es ist aber nur recht und billig, daß wir für den sorgen, der das nicht kann!"

So wurde der Bescheidene Schulmeister; die Prahler aber zogen mit Schande ab und halten noch immer in der Welt ihre Gelehrsamkeit feil.

---

49. Der lateinische Junge.

Eine Wittfrau hatte zwei Söhne; von denen hatte der eine einen „Schuß“ und war nicht recht bei Trost: „Der muß mir ein Gelehrter werden!“ sprach sie und brachte ihn in die Stadt zu einem Studenten, der solle ihn in einigen Tagen die lateinische Sprache lehren. Der Student war nun ein lustiger Vogel, wie die meisten; der sagte: „kommt nur in drei Tagen wieder, so könnt ihr euern Sohn als Gelehrten heimführen!“ Des andern Tages ging der Student mit seinem Schüler auf die Jagd in den Wald; da sahen sie im Feld einen Stier scharren: „bikå schärrentis“ zeigte der Student; der Schüler sprach es nach und wiederholte es in einem fort, damit ers nicht vergesse. Weiter sahen sie einen hohen Baum mit einem Krähennest: „hochbaumus crônästus!“ sagte der Student. Der Schüler wiederholte:

bikå schärrentis,
hochbaumus crônästus.

Im Walde ging ein alter Mann, der trug einen Korb „åltmånnus cu corbus!“ sagte der Student, der Schüler wiederholte:

bikå schärrentis,
hochbaumus crônästus,
åltmånnus cu corbus;

allein es fing ihm schon an viel zu werden und er fragte: „ist die lateinische Sprache noch lang?“ „Nein!“ tröstete ihn der Student, „du bist bald damit fertig!“ Im Walde traf er nichts zum Schießen; da ließ er sich hinunter in die Ebene an den Fluß und fand hier einige wilde Enten, die schnatterten; „ånti givanti, di schnårra im flussi!“ sagte leise der Student; der Schüler wiederholte:

bikå schärrentis,
hochbaumus crônästus,
åltmånnus cu corbus,
ånti givanti, di schnårra im flussi!

Der Student schoß und traf eine Ente, die war aber am jenseitigen Ufer des Flusses; da warf er schnell seine Büchse auf den Rücken und sprach: „schwämm nô bis!“ und watete durch den Fluß; sein Schüler aber wiederholte:

bikå schäräntis,
hochbaumus crônästus,
åltmånnus cu corbus,
ånti givanti, di schnårra im flussi!
schwämm nô bis!

Der Student freute sich über seine Beute und wollte schnell zu seinen Kameraden, um ihnen sie zu zeigen. Darum beendigte er den lateinischen Unterricht und sprach zu seinem Schüler: „jetzt kannst du die lateinische Sprache, nun darfst du in acht Tagen gar nichts anders sprechen, damit du sie nicht vergissest!“ Der Junge sagte sich nun den Spruch immer vor und seine Mutter war himmelfroh, als sie nach drei Tagen ihn abholte, und hörte, das ihr Sohn ein ganzer Lateiner sei, denn auf alle ihre Fragen, antwortete er nichts anders, als den lateinischen Spruch, den er gelernt hatte. „Ach, was wird unser Herr Pfarrer dazu sagen!“ jubelte sie vor Freuden in ihrem Mutterherzen. Sie bezahlte den Unterricht dem Studenten gut und führte ihren Sohn nach Hause und ging mit ihm zum Herrn Pfarrer und sprach: „Herr Pfarrer, mein Sohn hat die Muttersprache verlernt und ist ein Gelehrter geworden, wollt ihr ihm nicht die Schule geben, daß er die Kinder lehrt?“ „Ich will ihn erst prüfen, was er kann,“ sprach der Pfarrer freundlich und forderte den Sohn sogleich auf, er solle sagen was er wisse. Da sagte dieser seinen Spruch und kein Wort

sonst konnte der Pfarrer aus ihm herausbringen. „Euer Sohn ist zu gelehrt!" sprach endlich der Pfarrer zur Frau, „als daß wir ihn brauchen könnten!" Da führte die Mutter ihren Sohn traurig nach Hause und sprach: „warum hast du doch gar so viel gelernt?" aber der Sohn sagte wieder seinen lateinischen Spruch und das that er noch drei Tage, bis die acht Tage um waren, wie ihm der Student, sein Lehrer, befohlen hatte. Seine Mutter war inzwischen untröstlich, weinte und klagte ihren Nachbarinnen, wie sie mit ihrem Sohn jetzt nicht einmal sprechen könne, da er nichts als lateinisch verstehe. Da geschah es am neunten Tage, daß der gelehrte Sohn, als er in der Scheune drosch und die Schweine hinkamen, plötzlich ausrief: „häts än de ståll!" Kaum hatte das seine Mutter gehört, so weinte und schluchzte sie vor Freuden: „ach meinem Sohn ist die Muttersprache wieder gekommen; Gott sei Dank, daß er kein Gelehrter mehr ist!"

bikå schärrentis,
hochbaumus crônästus,
åltmånnus cu corbus,
ånti givanti, di, schnårra im flussi!
schwämm nô biss!

---

50. Der misrathene Gelehrte.

Ein Bauer schickte seinen Sohn, der nicht arbeiten wollte und immer sagte, er sei zu etwas Höherm bestimmt, auf die hohe Schule, damit er hier etwas Ordentliches lerne; allein der Sohn dachte nicht an das Lernen, sondern lebte in einem fort lustig in den Tag hinein. Seinem Vater aber schrieb er immerfort um Geld und der verkaufte allmälig seine Kühe

und verpfändete zuletzt noch Haus und Hof. Endlich kam der theuere Sohn von der Schule nach Hause und in ganz vornehmer Kleidung und stellte sich vor seinem Vater so, als habe er das ganze Buch der Weisheit in seinem Haupte. „Kannst du Lateinisch, mein Sohn?“ „Und wie! Vater, freilich!“ Da ward der Alte erst recht stolz, denn er dachte, wer lateinisch verstehe, könne in der ganzen Welt fortkommen und sei ein gemachter Herr. „Komme nur gleich zum Herrn Pfarrer, daß er sieht und hört, wer du bist; ich habe schon um die Schule für dich angehalten!“ Jetzt wurde es dem Studenten schwül und angst; er wollte nicht recht; allein sein Vater ließ ihm keine Ruhe. Der alte Bauer hatte dem Pfarrer schon viel von seinem gelehrten Sohne gesagt und wie er sein Vermögen auf ihn verwendet. Sie traten ein und der Alte grüßte und bat, der Herr Pfarrer solle mit seinem Sohne ein wenig gelehrt reden. „Sprichst du Lateinisch?“ „Jeta!“ antwortete der Student und war ganz verlegen und auf alle Fragen, die der Pfarrer that, antwortete er immer nur: „jeta, jeta, jeta!“ „Lieber Mann!“ sprach darauf der Pfarrer zum Bauer, „euer Sohn ist so gelehrt — und schüttelte dabei das Haupt — daß wir ihn nicht brauchen können!“ Der Bauer merkte aber, was das sagen solle; denn er hatte gesehen und gehört, daß sein Sohn eigentlich nichts wisse; aber er hielt seinen Zorn zurück. Er führte ihn nun zum Herrn Notarius; dieser solle ihm auch auf den Zahn fühlen und sehen, ob er zum Schreiber tauge. „Kannst du Contrackte, Schuldscheine, Quittungen und Testamente schreiben?“ fragte der Notarius den Jungen. „Briefe um Geld an meinen Vater kann ich schreiben, die hat man mir oft dictirt und Testamente schreiben, wozu? mein Vater hat ja ein gedrucktes!“ Der Notarius wußte nun genug. „O, lieber Mann,“ sprach er zum Bauer, „ich bedauere

sehr, aber eueren Sohn kann ich in der Schreibstube nicht brauchen!"

Der Bauer wurde jetzt fast wüthend vor Zorn; allein er ließ hier nichts merken. Im Heimgehen aber sprach er bei sich: „es ist fast zum Haarausraufen; meine schönen Kühe und mein Vermögen habe ich geopfert und soll jetzt Spott und Schande erleben!" Als er mit seinem Sohne in den Hof zurückgelangte, lud eben der Knecht Mist auf einen Wagen. Der Bauer nahm einen Stock, hob ihn jetzt drohend gegen seinen Sohn und schrie: „Kerl jetzt sage mir gleich, wie heißt der Ochs auf Lateinisch?" „Ochsus," sagte der Sohn und zitterte am ganzen Leibe; „der Rock?" „rockus;" die Gabel?" „gablistus;" „der Mist?" „mististus."

„Alsi tea ochsus, zech aus de rockus en nom de gablistus en låd åf de mististus; sonst hiewen ich desen stockus, en hån dich iwert krucifixus, dåt de kreischt: åch herr Jesus!"

Mit dem Rock war auch der Student bald ausgezogen und von nun an mußte der ungerathene Gelehrte im Stalle und im Miste arbeiten daß es eine Art hatte; — und das war recht!

---

51. Die drei schweigsamen Spinnerinnen.

Eine Frau hatte drei Töchter, die waren sehr plauderhaft und über dem vielen Reden blieb ihr Rocken immer voll. Da ward die Frau zornig und sprach: „hier gebe ich einer jeden von euch einen Bund Hanf, den sollt ihr abspinnen, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, die dagegen handelt, kriegt keinen Mann, das sage ich euch!" Nun saßen die drei Töchter und spannen und spannen und wagten kaum zu athmen. Nur

einmal riß der Einen der Faden und sie rief, ohne daß sie wollte, sogleich „fäden nätsch!“ (nätsch kindisch gesprochen knätsch = zerrissen.) Die Zweite vergaß sich auch und setzte dazu: „näp e nitschen drun!“ (kindisch gesprochen statt knäp e knidchen drun = knüpfe einen Knoten dran) und die Dritte lachte und rief unwillkürlich: „ei wol geat, dät ich näst deried hun!“

So hatten denn alle Drei gesprochen:

„fäden nätsch,
näp e nitschen drun,
ei wol geat, dät ich näst deried hun!“

Ob aber die Mutter ihr Wort gehalten, weiß ich nicht; wer's glaubt, zahlt einen Groschen.

---

52. Der König und die beiden Mädchen.

Ein junger König suchte sich einmal eine Frau und hörte, daß auf zwei Edelhöfen wunderschöne Mädchen seien. Weil er sie aber nach ihrem Herzenswesen genau wollte kennen lernen; so legte er seine prächtigen Königskleider ab und hüllte sich in die Kleider eines jungen Landedelmanns. So kam er zuerst an den einen Edelhof, wo ein schönes aber hochfahriges Mädchen war. „Gott grüße dich, du schöne Jungfer!“ rief er beim Eintritt in den Hof. „Wer bist du?“ fragte das Mädchen barsch, denn nach den Kleidern hielt sie ihn nur für einen unbedeutenden Menschen. „Ein Edelmann!“ sprach der König, „mit einem ehrlichen Namen und der sein gutes Auskommen hat!“ „Dort auf die Bank!“ gebot das Fräulein. „Ich will nicht sitzen; sondern nur um etwas bitten: möchtest du mein Weib werden?“ Da wurde das Mädchen bleich vor Schrecken und Zorn und rief: „du Unverschämter! packe dich! ich bin ein

reiches Mädchen und warte auf einen Grafen oder Fürsten!" Der König ging weiter und kam zum andern Edelhof; da war ein schönes und bescheidenes Mädchen. „Gott grüße dich, schöne Jungfrau!" „Schönen Dank, schönen Dank!" „Darf ich ein wenig einsprechen?" „Ich bitte auf diesem Stuhl!" „Ich will nicht sitzen, sondern nur um etwas bitten: ich bin ein armer Edelmann aber mit einem ehrlichen Namen; möchtest du mein Weib werden?" Da wurde das Mädchen ganz roth vor Scham und konnte nicht gleich sprechen; endlich sagte es: „wie komme ich zu der großen Ehre!" und ihre Augen sprachen: „Ja!" Da drückte ihr der König die Hand und sprach: „bald komme ich wieder und hole dich ab!" Nun ging der König zurück in seinen Pallast und legte sein Prachtgewand und die königliche Herrlichkeit an und kam nun wieder an den ersten Edelhof. „Gott grüße dich, schöne Jungfrau!" „Ach schönen Willkomm Herr König; ich bitte Platz zu nehmen auf diesem Kanappee." „Ich habe nur eine Frage: möchtest du mein Weib werden?" „Ei, ja freilich; ich bin ein reiches Mädchen und habe auf einen großen Herrn gewartet!" „Du hast mich," sprach der König zornig, „als ehrlichen Edelmann verschmäht, nun bist du des Königs nicht werth!" Damit ließ er die stolze Edeljungfrau stehen, ging fort und kam zum andern Mädchen: „Gott grüße dich, schöne Jungfrau!" „O wie gnädig ist unser Herr König; ich bitte Platz zu nehmen auf diesem Stuhl!" „Ich habe nur eine Frage: möchtest du mein Weib werden?" „Ach Herr König; ich bin ja nur ein armes Mädchen; ich wünsche mir nur einen armen, ehrlichen Mann zum Gemahl und den habe ich schon gefunden!" „Und das bin Gott sei Dank! ich, du herziges Veilchen! du wirst nun Königin, das kann nicht anders sein!" Da ließ sich's die Arme gefallen, und nicht lange, so saß sie auf dem Königs-

thron, aber in ihrem Herzen blieb sie immer das bescheidene Mädchen.

Die stolze Edeljungfrau aber wartet bis heute noch vergebens auf den reichen Grafen oder Fürsten, und das ist ihr recht!

---

53. Die Geschenke der beiden Liebhaber.

Es war einmal ein schönes junges Mädchen, das hatte zwei Liebhaber; von denen war der eine reich, der andere arm. Jeder aber dachte bei sich und sagte zum andern: „es wird mich lieber haben; es wird mich lieber haben!“ Da beschlossen sie, jeder solle ihr ein Geschenk kaufen, und der solle sie bekommen, dessen Geschenk von ihr mehr geschätzt würde. Der Reiche kaufte nun einen schönen und theuern Rock; der Arme aber ein Paar neue Schuhe. Als am nächsten Sonntag das Mädchen in die Kirche ging, paßten schon die beiden Liebhaber. Es war aber sehr kothig und so hatte das Mädchen, wie es ja zu geschehen pflegt, bis zur Kirche sich den Rock aufgehoben, um ihn nicht zu bespritzen. Da lachte schon der Reiche im Herzen, als er sah, wie besorgt sie um sein Geschenk war. Aber vor der Kirchthüre stand das Mädchen nur einmal still, bückte sich und wischte mit dem Rocksaum den Koth von den neuen Schuhen hübsch ab. Als der Arme das sah, frohlockte er und sprach: „ich habe gewonnen!“ Der Reiche ließ die Nase hängen und machte sich fort; und so bekam jener das Mädchen.

„Wißt ihr nun, warum die Mädchen so lange vor der Kirchthüre stehen?“ Um ihren Liebhabern zu zeigen, ob ihnen ihr neuer Rock, oder die neuen Schuhe besser gefallen.

---

54. Wae en mêd är zwîn kniecht kenne lîrt.

(In der mundart von Schässburg.)

En mêd hådden zwîn kniecht gärn; der în åwer wôr e stûlz gårstig groal, der ånder*) en ôrm irlich heokt. Nea wäntscht de mêd se ållebîd genea kenne ze lîren, wae se än ärem härzen beschåffe wêren; dänn vuer är nåm sich uch der stûlz gor sîr zesummen und esi wåst se net riecht, wae se mät äm wôr. Doräm geng se un em ôwend ägebuckelt vuer det fenster der kniecht, äm ze laustern. Zem irschten geng se un des ôrmen se fenster. Dô såch se är grîsz froad. Der ôrm såsz mät senyer motter gor înig uch beschîdän um däsch en åsz reppelåwend und se riedten mät enånder sîr biesch und wôren frî. Nea geng de mêd uch un det fenster des hîferdigen; wåt se åwer be såch und hîrt, måcht er de gåll kôchen unt schaer üwergôhn: dô krisch en bêrt der sån mät senyer ôrmer motter en schimpft se ållent zesummen en schleag se zelêt zt uch wel'sem näst z'êsse keankt gien. De ôrm motter åwer schrie en sot: „ech wîl der jô vuer me liewen gärn äst gien, won ich nor äst håt, ållîn ech hun jô näst, wae desen diszem!“ Wae der sån ausgetôwt håt, se nåme zelêtzt uch den diszem en åsz biszheangrig ellîn um däschåck; de motter åwer såsz åfm bierd en schrî. De mêd håt geneag gesehn; se håt den gårstigen zerrässen wo se gekeant håt.

Den åndern ôwend åwer wôr dånz unt der hîferdich uch der ôrm wôren uch dô. Der hîferdich såch nor esi mir näst dir näst erôf åf den ôrmen, geng änyden mät der mêd en ried vun hien dänyen; der ôrm åwer såsz än em wänkel gånz beschîden en såch nor munchmôl åf de mêd unt et wôr em wæ wonsem ent härz sêch, en sêch wæ gärn hie se håt. Wæ nea de schiller ufengen ze musiziren, se feart der hîferdig de

*) å bezeichnet den laut richtiger, als åô, das anderswo „zur deutschen thiersage“ von mir dafür gebraucht worden.

méd zem dånz. Se geng dich, åwer net gärn; wæ se sich nea dréhten se sång s'em ist änt ir:

„hop, zop tóst
di te nächten diszem fråszt!"

Wæ dåt der hiferdig hirt, worte giel uch blåsz en märkt dåt se ållent wåst; e lesz se nor necklich aus en lef wæ e besêssäner ewég vum dånz. Der órm såch de méd lång un en wåst net riecht ôfe sil, ôfe net sil; nor ist nâme sich en härz en frógt un. De méd wór fri en kåm glech åll låchän en begrif en um årm und se dréhten sich, dådet en froad wór zeazesæhn; äm dréhn åwer sång se dem kniecht änt ir:

„dréht ich ir meny læw fesz
reppelåwend schmåkt gor sesz!"

Wæ dåt der órm hirt, schumte sich en dôcht: se wisz, dåte esi órm bäst en wûl glech ewég; åwer de méd hæl en fêst un der hånd en sôt:

„ech bän deny,
und tea bäst meny
und esi sål et
änyde seny!"

Nea wort båld hochzeyt gehålden und et wór dô gor låstig; der Mierten Honnes aus der Zwickelgass, wô emt brit mät dem zwirn schneyt,*) wór uch dô; em schåd em durch e säf bisz kächen åft hiwt und dersänyt ässe glätzig und der Mächel um ånyd bekåm mät em strämpel oder — ech wiszet nemi riecht — mät er rirknôch int weder de fess und dersänyt gite lumm;

„der Kråtzewetz wór uch dô,
der Heppentepp kåm uch nô;
meny mér äs aus,
bäs vuer des nôber seny haus,
wi se bêsser kån, di sôse eraus!"

*) Zwickelgass = Sackgasse, die wie ein paar Hosen nach zwei Seiten ausläuft, in der die armen Leute wohnen, die meist Palukes (polenta) essen, den man mit dem Faden zerschneidet.

55. Die beiden Lügner.

Ein Zenderscher hatte einen Sohn, der log wie er den Mund aufthät; da schämte sich sein Vater, gab ihm einige Kreuzer und schickte ihn fort in die Welt. Dem Jungen war das ganz recht und er ging und kam zu der Groß-Alischer Mühle und sah da einen Müllerknecht stehen und in die Kockel gucksen. Er fragte ihn gleich und sprach: „ist nicht ein Mühlstein da vorbeigeflossen?" „Ei, ja freilich!" sagte der, „ich nahm auch meine Axt, hieb sie hinein und wollte ihn herausfischen; allein es war umsonst, das Wasser riß ihn fort." „Wir passen gut zu einander!" sprach der Zenderscher zum Groß-Alischer, „komm lasse uns mit einander dienen gehen!" So zogen sie fort und kamen bald in die Stadt und verdingten sich zu einem Herrn und einer bediente den Herrn, der andere die Herrin.

Eines Tages ging der Herr mit seinem Diener aus, zeigte ihm den Thurm und sprach: „hast du einen so hohen Thurm noch gesehen?" „Ja, bei uns ist ein viel höherer; da reicht der Hahn bis an den Himmel und frißt Sterne!" „Du lügst!" „Nu fraget meinen Kameraden!" Als sie heimkamen, fragte der Herr den andern gleich und der sagte ganz im Ernst: „Ja, das ist so und ist noch nichts, aber bei uns haben wir einen Thurm! Mein Urgroßvater hat gerade den Knopf aufgesetzt; der ist so hoch, so hoch! na! — ich will nur dies erzählen: mein Großvater warf eine neue Axt hinunter, als sie niederkam, war das Eisen verrostet und das Holz verfault."

Die Herrin hatte einen großen Kuchen (hibes) gemacht und sie fragte ihren Knecht: „macht deine Mutter auch einen so großen Kuchen?" „Wie denn nicht? noch einen weit größern; die ganze Nachbarschaft konnte einmal mit Hebbäumen den

Kuchen meiner Mutter nicht von der Stelle bringen." „Du lügst!" sprach die Herrin. „Nu fraget meinen Kameraden." Als der gerade eintrat, fragte ihn die Herrin sogleich und er sagte ganz ernsthaft: „ja, das ist so und ist noch nichts; aber meine Mutter hatte einmal einen so großen Kuchen gemacht, daß man von dem allein, was von dem Rande abgekratzt wurde, zwölf Heerden Schweine mästete."

Die Frau ging jetzt in den Garten und nahm ihren Knecht mit. „Hast du so großen Kampest je gesehen?" „Haha noch weit größern! meine Mutter hat einen Garten, der ist noch einmal so groß und war darin nur ein Kampesthaupt so hoch und breit, daß die Blätter noch über den Zaun hingen!" „Du lügst!" „Nu fraget meinen Kameraden." Als sie in den Hof kamen, stand der Knecht des Herrn da und die Herrin fragte ihn gleich. „Ja, das ist so!" sprach er ganz ernsthaft, „und ist noch nichts; aber in dem Garten meiner Mutter war ein Kampesthaupt! Wie groß das war kann man sich kaum vorstellen. Ich will nur dies erzählen: es kamen eine Menge Schattertzigeuner; die schlugen ihre Zelte auf dem Stiel auf und wohnten da und waren doch alle so weit, daß sie einander nicht hörten, wenn sie schmiedeten und sich mit ihren Weibern zankten."

Da konnten das der Herr und die Herrin nicht länger aushalten und schickten beide fort und sprachen: „geht, ihr braucht nicht zu arbeiten; ihr könnt euch in der Welt durch eure Lügen fortbringen!"

---

56. Lügenwette.

Ein Edelmann fuhr eines Tages spazieren und hatte an seinem Wagen sehr schlechte Pferde, da sah er einen Bauer beim Pflug, der hatte sehr schöne. „Willst du nicht tauschen mit mir?“ rief der Edelmann; „deine Rosse passen besser an meinen Wagen und meine an deinen Pflug!“ „Das mag sein!“ sprach der Bauer, „allein gebt euch doch nur keine Mühe!“ Der Edelmann aber ließ nicht nach und setzte ihm zu; endlich kamen sie überein, die Pferde des einen sollen dem von ihnen gehören, welcher am besten lügen würde. Der Edelmann war froh und glaubte schon, er habe gewonnen, denn er dachte: aufs Lügen hätte er doch mehr studirt. Der Bauer ließ ihm die Ehre anzufangen; da erzählte er: „mein Vater hatte sieben Heerden Stuten und so viel Milch, daß er sieben Mühlen damit treiben ließ und alles Korn im Lande mahlen konnte. „Das ist alles leicht möglich!“ sagte der Bauer und wunderte sich gar nicht im geringsten, „aber mein Vater hatte so viele Bienenstöcke, daß er sie nicht hätte zählen können auch wenn er fünfhundert Jahre gelebt hätte. Ich mußte einmal die Bienen hüten; da geschah es, daß eine Biene Abends nicht heim kehrte. Mein Vater merkte es gleich und schickte mich aus, sie zu suchen und nicht heimzukehren bis ich sie fände. Ich ging nun überall auf der ganzen Erde herum und fand sie nicht; da machte ich mich auf und stieg in den Himmel und durchsuchte alle Räume; auch hier war sie nicht. Nun hatte ich keine Ruhe und dachte: die kann jetzt nur in der Hölle sein; du mußt zu guter Letzt auch da noch suchen! Nun stieg ich hinunter in die Hölle; allein es war umsonst; sie war nicht da. Mißmuthig kehrte ich um und wollte nach Hause gehen und kam durch einen Wald und siehe da traf ich

nur einmal meine Biene. Einem Manne hatte der Wolf einen Ochsen gefressen; der hatte an dessen Stelle neben den andern Ochsen gleich die Biene eingespannt und fuhr mit einer Fuhre Holz heimwärts. „Hoho! guter Mann,“ rief ich sogleich, „ihr werdet verzeihen, daß ich euch aufhalte; die Biene ist mein; spannt sie nur gleich aus!“ Der Mann gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen; denn er war froh, daß ich mit ihm so schön redete. Aber das Joch hatte meine Biene wund gerieben; ich streute nun ein wenig Erde darauf und alsbald war es geheilt. Mein Vater hatte große Freude, wie ich ihm das verlorne Thierchen brachte; das kann man sich denken. Ich aber mußte nun erzählen, was ich im Himmel und in der Hölle gesehen hatte. Im Himmel saßen an einer langen Tafel lauter Bauern und tranken süßen Wein und in der Hölle waren lauter Edelleute, die wurden von den Teufeln am Spieß gebraten!“ Da konnte sich der Edelmann nicht länger halten und schrie: „du lügst! du lügst!“ „Das wollte ich ja eben und so habe ich die Wette gewonnen!“ Er nahm dem Edelmann alsbald die Pferde, spannte sie statt der seinen an den Pflug und der stolze Herr mußte seinen Wagen selbst nach Hause ziehen.

---

57. Der lose Knecht.

Eine Frau hatte ihren Nachbar gern und sie wußte, wenn ihr Mann auf dem Felde war, es immer so einzurichten, daß sie mit jenem zusammen kam und beide lebten dann gut. Hans, der lose Knecht des Mannes, wußte aber wohl darum und eines Tages überkam ihn der Foppgeist. „Halt!“ dachte er, „du mußt einmal einen Spaß haben!“ Der Mann sollte, wie die Frau es bestimmt hatte, wieder einmal mit dem Hans

weit ins Feld fahren, um zu pflügen; der Nachbar aber, das wußte Hans, pflügte den Tag in der Nähe des Dorfes. Als der Mann zum Dorfe hinausgefahren, hielt Hans still und sagte: „Herr Vater sollen wir heute nicht nur in der Nähe bleiben und hier pflügen auf unserm nächsten Feld? es ist schon spät!“ „Mir ist es recht!“ sprach der Mann und so trieb Hans gleich seitwärts und war bald auf dem Land. Sie fingen nun an zu arbeiten und waren recht fleißig; nur einmal nach einer oder zwei Stunden kam die Frau und brachte Kuchen (bîbes) und Wein. Hans sah sie schon von Weitem und da nahm er gleich seinen weißen Kotzen und breitete ihn auf sein schwarzes Roß, damit die Frau nur ja glauben sollte, es sei der Nachbar, denn der hatte ein weißgraues Pferd; er selbst aber warf sich zu Boden, daß sie ihn nicht gleich sehen konnte. Die Frau gab auch wenig Acht; sie wußte ja, ihr Mann und Hans sei weit im Feld und als sie so überhin das weiße Pferd gesehen, ging sie in Gedanken grade darauf los. Nur einmal war sie ganz nah; Hans sprang vom Boden auf und rief: „ha, ha, Herr Vater, die Frau Mutter bringt uns Wein und warmen Kuchen; ich rieche ihn schon!“ Die Frau sah auf und wurde gleich ganz roth im Gesicht; sie faßte sich jedoch schnell und sprach: „nun lieber Mann, hier bringe ich Euch etwas zur Erquickung!“ „Aber wie kommt dies?“ fragte der Mann verwundert, „Ihr habt ja sonst das nie gethan? und wie wußtet Ihr, daß wir hier waren?“ Die Frau hatte nun allerlei Entschuldigungen, die recht gut waren. Der Mann ging darauf ein und ließ sich nun sogleich den Kuchen wohl schmecken, aß und trank und sah um sich. „Hans!“ rief er nur einmal, „wer pflügt dort?“ „Das ist ja unser Nachbar, der Husaren Jakob!“ „So? nun gehe hin und trage ihm auch ein Stück Kuchen (bîbes).“ Hans ging; auf dem Weg

zerbrach er aber den Kuchen in kleine Stücke und ließ diese nach und nach einzeln fallen. „Herr Nachbar!“ sprach Hans, so wie er anlangte, „mein Herr Vater weiß Alles; er will nur ruhig essen; dann kommt er sogleich mit dem Cultereisen, um euch zu erschlagen!“ Der Husaren Jakob bekam Angst, allein er konnte es doch nicht glauben, daß es ernst sein werde. Hans eilte zurück und ging seinem Herrn ganz nahe und sagte ihm ins Ohr: „unser Nachbar hat einen Schatz gefunden; er bittet euch, mit eurem Cultereisen sogleich zu ihm zu laufen und ihm beim Ausgraben zu helfen!“ Wer konnte jetzt geschwinder sein, als der Mann; er sprang rasch auf vom Boden, riß das Cultereisen vom Pflug heraus und lief in einem Athem fort. Als der Husaren Jakob das sah, dachte er: „das ist nicht Spaß!“ und machte lange Beine. Der Mann lief ihm lange nach, konnte ihn aber nicht einholen; endlich ward er müde und kehrte langsam um. Da bemerkte er die Kuchenstückchen, die er beim Laufen nicht gesehen hatte und las sie einzeln auf. „Was macht mein Mann?“ fragte die Frau den Hans bestürzt. „Er sammelt Steine, um euch zu erwerfen, denn er weiß Alles.“ Da sprang die Frau husch! auf und lief und lief in einem Athem dem Dorfe zu. Als der Mann das sah, kam er schnell zu Hans und fragte: „warum läuft meine Frau so entsetzlich?“ „Was weiß ich; es muß daheim Feuer ausgekommen sein!“ sprach Hans. Nun lief der Mann trotz seiner Müdigkeit nach und hinter seiner Frau her und erreichte sie im Hofe. Da war sie keuchend niedergefallen und konnte keinen Schritt weiter; kaum war ihr Mann angelangt, so faltete sie die Hände und bat: „ach lieber Mann noch nur einmal verzeihe mir; ich will mein Lebtag kein Wort weiter mit dem Nachbar sprechen!“

Was der Mann da für Augen gemacht und weiter gethan

habe, wird nicht erzählt; so viel aber ist bekannt, daß der lose Hans den folgenden Morgen Christtag hatte und mit Ehren aus dem Dienst entlassen wurde.

---

58. Die tauben Hirten.

Ein tauber Geishirt kam zu einem tauben Schafshirten und fragte ihn: „Bruder, hast du nicht meine Geis gesehen?“ „Das Dorf liegt dort hinter dem Berg, gehe nur geradeaus, so kommst du hin!“ sprach der Schafshirt. Der Geishirt lief und fand auf der andern Seite des Berges seine Geis. Er wollte sich aber dankbar beweisen und nahm sogleich eine „tschuttige“ Geis, die er hatte, denn er dachte, als Geschenk ist die schon gut genug und lief zurück zum Schafshirten. „Siehe, diese schenke ich dir,“ rief er voller Athem, „weil du mir den rechten Weg gezeigt hattest, denn einen halben Tag schon hatte ich die Heerde umsonst gesucht.“ „Was?“ rief der Schafshirt zornig, „ich habe ihr die Hörner nicht abgehauen!“ und wollte eiligst fort; der Geishirt aber ging hinter ihm her und und rief: „so nimm doch mein Geschenk! so nimm doch mein Geschenk!“ Da trafen sie auf einen tauben Roßhirten, der eben auf einem gestohlenen Pferde fortritt. Der Schafshirt ging gleich auf ihn zu, faßte die Halfter des Pferdes und sprach: „siehe, dieser meint, ich hätte seiner Geis die Hörner abgehauen!“ „Er will mein Geschenk nicht nehmen,“ schrie der Geishirt, „und wenn ers nicht thut, so habe ich kein Glück!“ „Ich habe sie wahrlich nicht gesehen, euere Pferde!“ sprach der Roßhirt und wollte fortreiten, aber der Schafshirt ließ ihn nicht aus: „nein, sage du zuvor, bin ich schuldig oder nicht.“

„Gut, wenn dies Pferd euer ist, so nehmt es; aber den Sattel lasse ich euch nicht, der ist mein!“ sagte der Roßhirt. Damit sprang er ab, nahm schnell den Sattel und rannte weg. Der Schafshirt ließ das Pferd aus; das wieherte einmal und lief dann zurück zur Heerde. Der Schafshirt aber eilte hinter dem Roßhirten her und rief: „so sag' mir's doch! so sag' mir's doch!“ und hinter ihm keuchte der Geishirt mit der Geis im Arm: „nimm doch die Geis, wenn sie auch „tschuttig“ ist; es ist eine gute Geis!“ Also liefen die drei hinter einander in einem fort bis ins Dorf. Die Leute hörten den Lärm und kamen heraus auf die Gasse und weil sie nicht wußten, was es gebe, dachten sie, es seien Räuber, faßten alle drei ab und führten sie vor den Hannen. Da fragte sie dieser ganz zornig: „was habt ihr das ganze Dorf so in Schrecken gesetzt? Was gibt es?“

Nun glaubte jeder von den dreien, der Richter wisse schon Alles; es sei am besten ehrlich zu gestehen.

„Herr,“ sprach der Geishirt, „ich will Alles sagen, wie es ist. Ich habe in meinem Leben mehr als hundert Geis gestohlen und dieser einmal im Zorne die Hörner abgehauen. Nun wollte ich sie diesem Manne geben, weil er mich zu meiner Heerde gewiesen hatte; allein er wollte sie nicht nehmen; ich lief ihm nach, er solle sie doch nehmen, daß ich Glück hätte!“

Der Schafshirt sprach: „ich habe mehr als tausend Schafe in meinem Leben gestohlen; aber dieser Geis habe ich die Hörner nicht abgehauen, das ist eine Lüge; dieser Mann sollte mich freisprechen; ich hielt ihm deshalb sein Pferd an; allein er wollte nicht, sprang ab, nahm seinen Sattel und lief fort und so mußte ich ihm nach, denn ich konnte den falschen Verdacht nicht auf mir lassen!“

Der Roßhirt sprach: „ich kann die Zahl der Pferde nicht angeben, die ich in meinem Leben gestohlen habe; allein in diesem Falle bin ich unschuldig. Als der Mann da sagte, das Pferd gehöre ihm, so ließ ich es aus und nahm nur meinen Sattel!“

Der Hann und die versammelten Aeltesten schlugen die Hände zusammen über die wunderbare Fügung Gottes, wodurch so viele Verbrechen auf einmal ans Tageslicht kamen. Die drei ergrauten Diebe wurden gleich ins Gefängniß geworfen und bald darauf zum Galgen geführt und gehängt, wie sie es verdient hatten.

---

59. Der Mann mit dem Zaubervogel.

Ein alter Bauer hatte zwei Söhne und zwei Kühe. Als er sterben sollte, sprach er zu seinen Söhnen: „ich hinterlasse jedem von euch eine Kuh; doch da keiner mit seiner Kuh allein pflügen kann, so spannt immer zusammen und helft einer dem andern brüderlich. Der Alte starb und die Söhne befolgten auch seinen Rath einige Zeit hindurch getreulich. Da traf es sich aber einmal, als der jüngere Bruder pflügte, daß der Aeltere auf das Feld kam. Die Sonne schien sehr heiß und das Erdreich war so steinhart, daß die armen Kühe fast nicht mehr fort konnten; weil nun der jüngere Bruder mitleidigen Herzens war, so sprach er oftmals beim Antreiben: „o ihr meine armen Kühe!“ Das hörte der ältere Bruder und es ärgerte ihn und er sprach: „sage nicht mehr, ihr meine armen Kühe! sonst glauben die Leute sie wären beide dein!“ Allein der Jüngere konnte sich nicht enthalten, bald wieder auszurufen: „o ihr meine armen Kühe!“ Da drohte der Aeltere

und sprach: „wenn du noch einmal so sagst, so schlage ich deine Kuh todt!“ Jener vergaß sich und sprach bald wieder also; und der Andere nahm sogleich die Axt und schlug ihm die Kuh todt. Der Arme stand nun da und weinte und weinte, daß sich auch ein Stein hätte erbarmen müssen; erst als es Abend war, kehrte er heim; allein seinen garstigen Bruder konnte und wollte er nicht sehen; er schlief draußen in der Scheune. Am frühen Morgen nahm er ein Messer und ging wieder zu seiner Kuh, um ihr die Haut abzuziehen; er brachte den ganzen Tag damit hin; am Abend begab er sich zum Schlafen nach Hause, ging aber wieder nur in die Scheune. Als er am andern Morgen sich aufs Feld begab, seine arme Kuh zu sehen, standen bei ihr schon eine Menge Krähen und Schalastern (aus Agalaster = Elster). „Nu wartet!“ sprach er, „ihr sollt meine Kuh nicht umsonst fressen! Er stellte sich mit einem Stecken daneben, um sie todt zu schlagen, wenn sie wieder kämen; allein die Vögel kamen nicht, so lange er da stand, sondern flogen nur ringsherum und sahen ungeduldig auf den fetten Bissen. Endlich erdachte er sich eine List: er nahm die Kuhhaut, kroch unter dieselbe und legte sich neben die geschundene Kuh und rührte und regte sich nicht. Die Vögel hatten nicht gesehen, wie er hineingekrochen war; als sie nichts weiter von einem Menschen bemerkten, flogen sie von allen Seiten wieder herbei, freilich anfangs nur in die Nähe, denn sie trauten doch nicht recht, als aber Alles ruhig war, wuchs ihr Muth, sie flogen endlich auch auf die Kuh und fraßen und fraßen. Nur einmal griff der Mann unter der Haut her hastig heraus und erfaßte eine Schalaster; die andern Vögel flogen verscheucht davon. Jetzt war er wieder ruhig und lauerte; aber umsonst, es kam nichts mehr; darum gab er sich weiter keine Mühe und überließ jetzt den Vögeln die Kuh.

Um seine Kuhhaut gut zu verkaufen, zog er weit, weit fort in die Hauptstadt und er nahm auch seine Schalaster mit; spät Abends langte er dort an. Da er hier ganz unbekannt war und keinen Wirthen hatte; so sah er sich die Häuser, in denen schon das Licht brannte, von außen etwas an: er wollte weder bei zu armen Leuten ansprechen; denn da fällt man beschwerlich, wenn man auch gern gesehen wird, noch bei allzureichen, denn die beherbergen arme unbekannte Leute am wenigsten. Endlich hatte er sich ein Haus ersehen, wo es ihm nicht gefehlt schien; er klopfte an. Da hörte er drinnen hin- und herrennen, poltern und rauschen. Endlich rief eine Frauenstimme: „wer ist da?“ „Ein armer Reisender, habt Erbarmen und lasset mich ein!“ „Ach lieber Mann, bei uns ist jetzt kein Raum, sonst würden wir euch von Herzen gern aufnehmen!“ „Aber ein Winkel hinterm Ofen ist ja für mich gut genug, seid nicht so hartherzig!“ „Seht doch, Freund, daß ihr anderswo eine bessere Unterkunft findet; denn ich müßte mich schämen euch aufzunehmen, wenn ich es euch dann nicht bequem machen könnte!“ „O gute Frau, habt nur weiter keine Sorge; für mich ist Alles gut genug: ich bin straßenmüde und werde auch hinterm Ofen wohl und gleich schlafen! Und überdies würde ich auch morgen mit meiner Kuhhaut einen schlechten Handel machen, wenn ihr mich jetzt nicht einließet; denn wem man die erste Thür verschließt, der hat kein Glück!“ Die Frau wollte nicht recht und war sehr ärgerlich; da sie aber sah, daß sich der Fremde nicht abweisen ließ und sie so lange hinhielt; so sperrte sie endlich auf und bot ihm einen sehr unfreundlichen Gruß: „Ihr Unverschämter, schnell denn herein und packt euch hinter den Ofen und untersteht euch nur einmal zu mucksen bis morgen früh, so lasse ich euch auf der Stelle durch den Hund hinaushetzen!“ Der arme Gast wollte

auf diese Grobheit nichts erwiedern, aber in seinem Herzen wurmte es ihn: er schleppte sich mit seiner Kuhhaut und der Schalaster in die Hell hinter den Ofen, legte sich und stellte sich bald als wenn er schliefe. Da fing die Frau sogleich an, ihr unterbrochenes Geschäft fortzusetzen: sie zog ein Spanferkel unter dem Herd hervor, das sie in der ersten Bestürzung dahin gesteckt hatte und legte es in die Bratröhre; dann nahm sie die „Kletitenpfanne" aus der Ofenröhre und die gebackenen Kletiten (-Plinsen) aus der Ofenkachel und buck fort; als sie fertig war, ging sie zum Nachbar und holte in einer Loßkanne Wein; nur einmal öffnete sich die Thüre und eintrat ein hübscher junger Mann: „ah Herr Cantor! ich dachte nur, sie würden jetzt nicht kommen!" Da wurde nun gescherzt und gelacht und endlich machte die Frau Anstalt, die Tafel herzurichten, indem hörten sie plötzlich an die Thüre klopfen und zwar so stark, daß die Frau zu ihrem Schrecken gleich merkte, es sei ihr Mann, der vom Jahrmarkt heimkehre. Im Hui! war der Cantor zur Hinterthüre hinaus und die Frau raffte vom Tisch schnell Alles fort, legte das Spanferkel unter den Herd, die Kletiten in die Ofenkacheln, den Wein unter das Bett; sie warf das Bett aus einander, riß sich die Kleider vom Leibe, löschte das Licht aus, legte sich ins Bett und verhielt sich ruhig. Dem Manne wurde das Warten vor der Thüre jetzt doch zu lang: er stieß an die Thüre, als wollte er sie in tausend Trümmer zerschmettern und tobte und fluchte: „willst du einmal aufmachen vermaledeites Weib!" Die Frau zitterte jetzt am ganzen Leibe, stieg aus dem Bett, schlich zur Thüre und öffnete. „Wie ist es auf einmal so stockfinster?" fragte der Mann im Eintreten; es war einige Augenblicke früher ganz hell im Zimmer, und warum läßt du mich so lange warten? Ich habe zweimal geklopft, so daß ein Todter

dadurch hätte erwachen müssen?" „Zweimal! das ist nicht wahr!" rief die Frau trotzig — „doch es mag sein, einmal vielleicht als ich die Gartenthüre zugesperrt habe; ich habe nur dies letzte Klopfen gehört; allein bist du ein Wilder, daß du so tobst; ich bin so erschreckt worden, daß ich am ganzen Leibe zittere; du sollst die Sünde verbeten, wenn mir etwas geschieht!" Damit legte sie sich ins Bett und ließ ihren Mann im Dunkeln herumtappen; der bereute nun, daß er so heftig gewesen; ging schweigend zum Feuer und da noch gute Glutkohlen waren, blies ers zur Flamme an, nahm ein Licht und stellte es auf den Tisch. Als er nun seine schwere Reisekleidung, Pelz und Handschuhe abgelegt hatte, ging er zum Bett und sprach mit sanfter Stimme: „lieber Schatz, hast du nichts für mich zum essen; ich bin so hungrig, daß ich einen Ochsen auffessen möchte!" „Friß Brot!" schrie die Frau, „es ist gut genug für dich, Zottelbär, der du bist!" Dem Mann stieg die Galle wieder; allein er schwieg, ging zum Brotschrank, nahm sich einen angeschnittenen Laib hervor und setzte sich zum Tisch. Da zappte der Fremde hinterm Ofen, der Alles gesehen und gehört hatte, was vorgegangen war, seine Schalaster am Schwanz, daß sie aufschrie. „Frau was ist das?" rief der Mann. „Es ist ja so ein Straßenmann, den ich bei seiner unverschämten Halsstarrigkeit nicht abweisen konnte!" Der Mann nahm das Licht und ging damit zum Ofenwinkel, leuchtete hinein und sah den Fremden da liegen. „Was habt ihr in der Hand?" fragte er ihn. Der Gast sprach ganz pfiffig: „einen Zaubervogel, der wahrsagt!" „Einen Zaubervogel! himmlischer Gott, so einen habe ich nie gesehen; lasset ihn doch gleich etwas wahrsagen!" Da kneipte der Fremde seine Schalaster, daß sie wieder aufkreischte. „Was sagt er denn?" Es sei ein gebratenes Spanferkel unterm Herd! „Nur zu!

das wäre mir gerade recht!" Er bückte sich gleich und sah zu seiner Verwunderung das noch dampfende Spanferkel; es wurde gleich aufgetischt und der Fremde hinterm Ofen mußte herauskommen und mitessen. Als sie damit fertig waren, sagte der Wirth: „ei ich habe noch Hunger, macht, daß euer Zaubervogel noch etwas uns verschafft." Da zwickte und zappte der Gast seine Schalaster, daß sie wieder einmal krächzte. „Was sagt er?" „Es sei in dem Kachelofen ein Teller voll Kletiten!" „Ei das ist ja prächtig!" rief der Wirth, griff gleich darnach und langte die Schüssel hervor und sie waren noch warm. Sie aßen wieder zusammen. „Nun möchte ich gern auch einmal guten Wein trinken; ich habe leider keinen im Keller, machet, daß euer Vogel uns eine Flasche herzaubert!" Der Gast kneipte wieder seine Schalaster, daß sie kreischte. „Was meint er?" Unter dem Bett sei eine „Loßkanne" mit Wein. Der Hausherr that einen Griff und holte zu seinem Erstaunen die Kanne hervor. Jetzt aßen und tranken beide und waren vergnügt; die Frau im Bett aber verging fast vor Gift und Galle. Der Hauswirth wurde, als er mehrere Gläser getrunken hatte, sehr gesprächig; der Zaubervogel ging ihm immer im Haupt herum; „wenn du doch so einen Vogel hättest!" dachte er; endlich sprach er zu seinem Gaste: „höret Freund, wollt ihr mir nicht euern Vogel verkaufen? seht, ich hab einen guten Markt gehabt, den ganzen Erlös gebe ich euch!" „O der ist mir um keinen Preis feil!" sprach der Gast; „denn mit ihm kann ich alle vergrabenen Schätze heben!" Nun wurde der Hausherr noch begieriger: „Freund, ich gebe euch die Hälfte meines Vermögens! Schlaget doch ein!" „Topp!" schlug der Fremde ein und sprach: „gut, weil ihr es seid, sollt ihr um den Preis ihn haben; einem andern hätte ich ihn nicht gegeben!" Während dieser Unterhandlungen war es auch Tag

geworden. Die Frau sprang voll Wuth aus dem Bett und schrie: „nein das werde ich nicht zugeben, daß du an diesen Betrüger das halbe Vermögen verschleuderst!“ „Was? Betrüger!“ rief der Fremde; „gleich soll mein Zaubervogel noch eine Probe geben!“ Nun fürchtete aber die Frau, jetzt werde die Geschichte mit dem Cantor kommen und sagte gleich ganz ruhig: „halt meinetwegen, das halbe Vermögen sollt ihr haben!“ Sogleich lief nun der Hausherr und borgte noch fünftausend Gulden zu den Tausend, die er vom Jahrmarkt heimgebracht und gab sie als die Hälfte seines Vermögens schnell dem Fremden, damit nur dieser oder seine Frau den Handel nicht noch rückgängig mache. Der Fremde strich das Geld ein, gab seine Schalaster hin, nahm seine Haut auf den Rücken und wollte fortgehen. „Halt was hast du da?“ fragte der Wirth. „Das Instrument, mit dem man die Zaubervögel fängt!“ Jetzt erst fing die Gier und die Ungeduld an in dem Manne sich zu regen. „Was hilft es dir,“ dachte er bei sich „wenn du einen Vogel hast und jenem bleibt das Instrument, womit er sich noch viele andere fängt; das mußt du um jeden Preis auch haben!“ „Lieber Freund!“ sprach er, „ihr werdet vielleicht von dem Instrument nicht so rechten Gebrauch machen können, als ich, verkaufet mir auch das! Ich gebe euch auch die andere Hälfte meines Vermögens!“ Der Fremde schien sich lange zu bedenken; endlich schlug er dem Wirthen in die Hand und sprach: „weil ihr es seid, einem andern hätte ichs nicht gegeben; nur schnell aber das Geld her; denn ich habe Eile.“ Der Mann war sogleich fort, um Haus und Hof und Aecker zu verkaufen. Die Frau unterdessen lief wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab und schrie: „schändlicher Betrüger! warte nur!“ „Soll ich meinen Zaubervogel sprechen lassen!“ sprach der Fremde und nichts weiter und sie verstummte. Ihr Mann

kam keuchend mit dem Gelde und zählte es auf. Der Fremde strich es ein und machte sich davon. Er ging nun geradeswegs in seine ferne Heimath und war da bald angesehen wegen seines Reichthums. Seinen Bruder aber quälte der Neid und er wollte auch so reich werden und da er gehört wie sein Bruder es angestellt habe; so schlug er seine Kuh todt, fing eine Schalaster auf dieselbe Art und ging damit in die nächste Stadt und bot sie aus zum Verkaufe und verlangte dafür eine mächtige Summe. Da hielten ihn die Leute für einen Narren und trieben allerlei Spott und Kurzweil mit ihm. So hatte er außer dem Verlust der Kuh jetzt noch Spott und Schande.

Dem dummen Hausherrn in der Hauptstadt gingen auch bald die Augen auf; er sah, daß er keinen Zaubervogel und kein Instrument zum Zaubervogelfange sondern eine einfältige Schalaster, wie alle sind und eine ganz gewöhnliche Kuhhaut gekauft habe. Er mußte nun mit seiner Frau betteln gehen, da sie all ihr Vermögen zum Fenster hinausgeworfen hatten. Allein die Frau hat die wahrhaftige Geschichte ihrem Manne nie erzählt; durch den Cantor ist sie allein unter die Leute gekommen; sonst würden auch wir ja nichts davon wissen.

---

60. Der dumme Hans.

Es war einmal eine alte, alte walachische Frau, die hatte einen Enkel, der hieß Hans, der machte allerlei dumme Streiche und Possen und die Leute im Dorf nannten ihn nur schlechtweg den dummen Hans und wer ihm einen Schabernack spielen konnte, der that es; denn es gab dann immer etwas zum Lachen; allein der dumme Hans wußte sich für Alles wohl bezahlt zu nehmen. Er hatte aber von seinem Vater ein stei-

nernes Haus, in dem war nur das hintere Zimmer bewohnbar, das vordere war verfallen und hatte keine Fenster und keine Thüren und so wurde es nicht nur von Hunden, sondern auch von muthwilligen Jungen und Nachbarn ganz verunreinigt. Das sah nun der dumme Hans und lachte darüber und wenn ihn die Leute ärgerten, sagte er: „der Mist soll mir noch viel Geld eintragen!“ Eines Tages nahm er seinen Wagen, spannte seine beiden Kühe an und fuhr vor sein Haus. In ein Faß mit eisernen Reifen brachte er den ganzen Unrath aus dem verfallenen Zimmer, goß Wasser darüber, schloß dann fest zu und strich das Faß von außen prächtig an und zog weit, weit fort, so daß man glaubte, er sei verschwunden; nach hundert Tagen aber gelangte er spät Abends an einen großen Edelhof; er ging hinein und bat um Herberge; er sagte, er komme gerade aus dem Mohrenlande und führe in dem Fasse dem König Wasser des Lebens; wer davon trinke, werde wieder jung und so wolle der alte König noch nicht sterben, sondern wieder jung werden. Da wurde er von dem Edelmann ehrenvoll aufgenommen und bewirthet und man gab ihm die Versicherung, es solle ihm kein Schade geschehen. Alle Diener des Hauses mußten in der Nacht Wache stehen; sie hatten aber gehört, was der Fremde von dem Wasser des Lebens mit seinem Herrn gesprochen hatte und es wässerte ihnen der Mund nach demselben und auch dem Edelmann ließ es keine Ruhe; er gab daher den Dienern den Auftrag, das Faß zu öffnen und ein wenig zu schöpfen. Es war aber das Faß so fest verschlossen, daß die Diener nur mit großer Mühe das ganze Spundholz herausziehen konnten; kaum war das geschehen, so wären fast alle beinahe davongelaufen; denn es kam ihnen ein so bekannter widerlicher Geruch in die Nase, daß sie es fast nicht aushalten konnten; doch was thut der Mensch nicht, um nur wieder jung

zu werden, wenn er eine Möglichkeit sieht; so schöpften sie denn aus dem Schaff, in das sie ein wenig herausgelassen hatten, und tranken muthig und beherzt, trugen ein Glas voll ihrem Herrn, machten darauf das Faß zu und suchten alle Spuren zu verwischen. Als am frühen Morgen der Fremde in den Hof kam und untersuchte und es richtig so fand, wie ers sich gedacht hatte, nämlich sein Faß erbrochen; so ging er zornig zum Edelmann und sprach: „Wehe! verruchte Hände haben in der Nacht das Faß geöffnet und unter dem Frevel hat sich das Wasser des Lebens schrecklich verwandelt! Was wird euch der König jetzt thun!" Da fiel der Edelmann vor ihm auf die Knie und bat, er solle doch schweigen; er werde ihm so viel Geld geben, daß er wieder um Wasser des Lebens zurückfahren könne, da ließ sich der dumme Hans erweichen, nahm das viele Geld, das ihm der Edelmann ungezählt gab und kehrte heim. Als er da ankam, versammelten sich die Leute im Dorfe neugierig um ihn und er erzählte und zeigte ihnen, wie viel Geld er für den Mist in der Stadt bekommen habe. In den nächsten Tagen hatten Alle, die nur Wagen und Kühe hatten je ein oder zwei Faß mit demselben Stoff gefüllt und wem der eigne nicht hinreichte, der suchte auf Gassen und Straßen Alles zusammen und in Kurzem war das ganze Dorf so rein gefegt, daß man in dem verborgensten Winkel um theueres Geld nicht einen einzigen unberufenen Wächter hätte auffinden können. Die Fässer strichen sie auch alle roth an, so wie es der dumme Hans gemacht hatte und da man Niemanden einen Vorsprung und größern Vortheil gönnte, wurde beschlossen, daß die ganze Gemeinde zusammen in die Stadt fahren und alle um einen Preis verkaufen sollten. Es war ein großer Aufzug, als etwa zweihundert Wagen mit den angestrichenen Fässern in die Stadt einfuhren und auf dem großen Marktplatz in einer Reihe sich

aufstellten. Die Städter liefen neugierig zusammen und der große Rath, an der Spitze der Bürgermeister, begaben sich auch hin, um zu erfragen, was das gäbe. Als sie an die Reihe kamen, fragte der Bürgermeister, was sie denn in den schönen Fässern zu verkaufen hätten. Da antwortete der erste: „mit Verlaub, Herr Bürgermeister, was so unangenehm riecht und was man hier so gut bezahlt!" Der Bürgermeister konnte aus den Reden nicht klug werden und dachte, das müsse ein morgenländischer Trank sein; er steckte daher seine Finger in die Kufe und kostete. Aber ihr hättet das mörderisch verdrießliche Gesicht sehen sollen und wie der Bürgermeister spuckte, da er ein wenig mit der Zunge geleckt hatte. „Etsch! Das ist ja pure Mistjauche!" Der Rath hatte hierauf nicht Lust zu kosten, sondern die einzelnen Rathsväter fragten nur fort die ganze Reihe entlang, was sie hätten und sie erhielten alle die Antwort: „was stinkt und was man hier so gut bezahlt!" Da wurde der Bürgermeister und der weise Rath fast außer sich, daß man sie so zum Besten haben sollte und man beschloß, die Frevler zu strafen. Vergebens entschuldigten sie sich und sprachen, der dumme Hans habe sie dazu verleitet; jeder erhielt fünf und zwanzig Ruthenstreiche aufgemessen und dann wurden sie mit einer ernsten Verwarnung entlassen. Als sie jetzt heimkamen, fielen sie alle über den dummen Hans her und luden die Schläge, die sie bekommen, auf ihn ab; seine Kühe aber schlugen sie todt. Nach kurzer Zeit kamen alle Hunde aus dem Dorfe über die todten Kühe und fraßen wie auf der Hochzeit. Hans aber stand von weitem und rief: „gut, fresset nur; aber das sage ich euch, ihr müßt sie mir bezahlen!" Die Leute, die das hörten, lachten hell auf; kaum hatten die Hunde aber alles Fleisch gefressen und die Knochen benagt, so kam der dumme Hans mit einem Stock und wollte sie eintreiben in sein ver-

fallenes Vorzimmer; aber die meisten Hunde sprangen leicht davon; nur ein alter Fleischerhund und ein kleiner Mops konnten ihm nicht entgehen; er trieb sie hinein, verrammelte dann hinter sich die Thüre mit Brettern und wandte sich darauf zu den Hunden und sprach: „wollt ihr jetzt zahlen mit gutem?“ Aber die beiden Hunde liefen ängstlich umher und heulten: „hau, hau!“ „Nein?, nein?“ schrie Hans und fing gleich in sie zu schlagen. Der Fleischerhund nahm alle seine Kraft zusammen, um zu der hohen Fensteröffnung hinauszuspringen und es gelang ihm endlich; der kleine Mops mühte sich aber vergebens; er kam nicht einmal bis zur Hälfte hinan. Durch das häufige Anspringen an die Mauer fielen aber, da ohnehin Alles locker war, Mörtel und Steine herunter und zuletzt stürzte ein Stück der Wand ein. Dahinter war ein großer Kessel sichtbar. „Ah, du kleiner, bist doch ehrlich und willst zahlen, nun gut!“ damit half er ihm beim nächsten Sprunge zum Fenster hinaus. Der dumme Hans nahm sogleich den Schatz, der in der Mauer verborgen gewesen und trat vor die Leute und zeigte ihnen den Kessel mit den Gold- und Silberstücken. Da fragten sie ihn, wie er dazu komme. „Das ist der Erlös,“ sprach er, „für das Fleisch, den ich von den Hunden bekommen habe; einer hat für alle gezahlt!“ Da sie Alles mit ihren Augen gesehen hatten, so glaubten sies. In kurzer Zeit waren im Dorfe keine Kühe und Rinder mehr; denn alle wurden geschlachtet und den Hunden vorgeworfen. Das war ein Leben für diese, wie sie es seit der Zeit nie mehr gehabt. Nach einigen Wochen war noch Aas in den Gassen, da die Hunde nicht so schnell alles fressen konnten. Als der Termin kam, den man den Hunden zur Zahlung bestimmt hatte, wurden alle ins Rathhaus zusammengetrieben und mit Stöcken zum Zahlen genöthigt; da sie aber nicht zahlen wollten oder konnten, so wurden alle

erschlagen. Nun aber sollte es über den dummen Hans gehen. Sie hielten großen Rath und sprachen: „so lange der lebt, sind wir vor seiner Dummheit nicht sicher, lasset uns ihn erschießen!“ Es wurde die kommende Nacht dazu bestimmt. Der dumme Hans aber hatte von den bösen Anschlägen gehört und wie es Abend wurde, nahm er seine Großmutter; er dachte nämlich: „die ist ja alt und krank und muß ohnehin bald sterben,“ legte sie auf sein Bett ans Fenster, wo er zu schlafen pflegte und gab ihr seine Schlafmütze aufs Haupt; er aber legte sich in den Winkel auf das Bett seiner Großmutter und blieb wach und horchte. Als Alles ruhig war und die Leute im Dorfe schliefen, kamen nur einmal ein Paar Kerle mit Pistolen bewaffnet leise in den Hof geschlichen und guckten durchs Fenster. „Ha er ist da und schläft!“ winkte der erste, indem er die Schlafmütze des Dummen sah; „jetzt nur gut gezielt:“ Puff! krachten die Pistolen zugleich und die Alte war todt; die Verbrecher stoben wie der Wind fort. Der Dumme aber kroch aus seinem Hinterhalt hervor, wickelte seine todte Großmutter in mehrere Leintücher, zuletzt nähte er ein schwarzes Gewand über das Ganze, nahm sie auf seinen Rücken und ging fort, ohne daß ihn Jemand sah. Am Morgen lief Alles neugierig zum Hause, um zu sehen und zu hören, wie die Sache stehe; aber wie mußten alle erstaunen, als sie weder die alte Großmutter, noch den todten Hans sahen; am Ende beruhigten sie sich, indem sie meinten, der Teufel werde gleich beide weggeführt haben.

Der dumme Hans war indessen schon weit über die Gränze und ging immer weiter fort. Am hundertsten Tage kam er gegen Abend wieder auf einen Edelhof und bat um Herberge. Er sagte, er komme geradeswegs aus dem Mohrenlande und bringe aus dem Zauberschlosse die wunderschöne Prinzessin, die

jetzt noch im hundertjährigen Schlafe liege; da aber die Zeit um sei, könne sie durch einen Kuß ins Leben gerufen werden; der sie nun küsse, werde der glücklichste Mann von der Welt; denn diesem schenke die Prinzessin ihre Hand; nun führe er sie aber dem König, denn der sei doch der erste im Reiche und ihrer am meisten würdig. Der Edelmann versprach, die Prinzessin solle in der Nacht gehörig bewacht werden. Er schloß sie selbst in ein einsames Gemach unter Schloß und Riegel. In der Nacht aber konnte er nicht schlafen, denn er dachte immer an die schöne Prinzessin; zuletzt sprang er aus seinem Bett und sprach: „was? da wär ich ein Narr sie auszulassen; in solchen Fällen hat kein König ein Näherrecht." Er nahm Scheere und Messer und die Schlüssel zum Gemach, ging leise hin, schloß auf und trennte ganz sanft an der schwarzen Hülle die Naht und wickelte allmälig die Leintücher ab. Wie entsetzte er sich jedoch, als er nur einmal ein altes, von Blut und Wunden entstelltes Gesicht sah; schnell wandte er sich ab, wickelte wieder zusammen, brachte Nadel und Zwirn und nähte zu; doch konnte er nicht Alles so machen, wie es gewesen. „Wie würdest du dich rächen," dachte er, „wenn du damit nicht deine Treulosigkeit an den Tag legen solltest!" Am frühen Morgen forderte der Dumme sein anvertrautes Kleinod heraus. Als der Leichnam herausgebracht wurde, sah er gleich daran, daß nicht Alles richtig war. „Wehe!" rief er, „was ist geschehen! Ein Unberufener hat das Tuch geöffnet und gewiß ist die Prinzessin sogleich wieder zurückversetzt worden ins Mohrenland, dafür aber ein gewöhnlicher Leichnam im Tuch." Damit nahm er sein Messer und trennte auf, um sich zu überzeugen. „So ist es wie ich vermuthete! Das wird der König nicht ungestraft lassen!" Da fiel der Edelmann auf die Knie und bat, er solle nur schweigen, er werde ihm so viel Geld geben, daß er

die Reise wieder zurückmachen könne. „Nu euch zu Liebe will ich es darum thun," sprach der dumme Hans, „doch wisset, diesen Leichnam müßt ihr mir zuvor ehrenvoll begraben, so lange ich noch hier bin!" Das geschah und er freute sich, daß seine Großmutter noch schön begraben wurde; dann nahm er das Geld und kehrte heim. Die Leute trauten nicht recht, als sie ihn sahen, allein da er ihnen erzählte, wie er von ihrem Plane gehört, aber dann seine Großmutter vor das Fenster gelegt habe und diese von ihnen erschossen worden, wie er sie dann sogleich auf den Rücken genommen und in die große Stadt zum Verkaufe getragen habe. Als er ihnen nun noch die großen Schätze zeigte, die er mitgebracht, da mußten sie es glauben, denn seine frühern Schätze hatten sie ihm entwendet. Nun kam das ganze Dorf zusammen und hielt geheimen Rath und die Habgier trieb sie zu den Beschluß, ihre alten Großmütter umzubringen. Das geschah denn auch und am folgenden Tage waren an fünfzig junge Leute auf dem Weg nach der Stadt und trugen ihre Großmütter wohl eingewickelt auf dem Rücken. Als sie da anlangten, war alles Volk neugierig, was sie doch hätten zum Verkaufe und sammelten sich um sie herum. Sie aber stellten sich auf den großen Marktplatz in eine Reihe. Als man sie nun nach einander fragte, was sie zu verkaufen hätten und einer wie der andere die Antwort gab: „meine alte Großmutter!" Da ließ der Rath sie alle einsperren. Als man die Sache untersuchte und sie dabei noch erzählten, daß sie ihre Großmütter, freilich durch den dummen Hans verleitet, selbst umgebracht hätten; da wurden sie alle zum Galgen verdammt; allein da man in Erwägung zog, daß das Gemeinwesen fünfzig Seelen schwer verliere, und daß sie die böse That ja nicht ganz aus eigenem Antriebe gethan, so wurden sie auf hundert Ruthenstreiche begnadigt, welche ihnen

auch unverkürzt sogleich ausgezahlt wurden. Nachdem sie nun ihre Großmütter in der Stadt ordentlich begraben hatten, zogen sie heim voll Wuth gegen den dummen Hans. Zu Hause erzählten sie, wie es ihnen ergangen und alle Leute im Dorfe nahmen sich ihrer an und man beschloß einstimmig, den dummen Hans ganz öffentlich aus der Welt zu schaffen, damit man endlich vor seiner Dummheit Ruhe habe. Der arme Sünder wurde auf der Stelle herbeigeschleppt und man kam überein, ihn sogleich in einen Sack zu binden und zu ersäufen. Das war bald geschehen und sie trugen ihn im Sack schon auf der Brücke, von der er hinabgeworfen werden sollte. „Halt," rief der Pope, als man angelangt war; „zu einer so ernsten Sache gehört eine Vorbereitung; leget den Sack erst nieder und folget mir zuvor in die Kirche." „Ja, Herr Pfarrer, so ist es recht!" rief der Dorfsherr und trieb alle Leute von der Brücke und folgte selbst nach; manche gingen in die rechte Kirche; allein die meisten in die Kirche, zu der man mit Gläsern läutet und manche tranken sich, wie sie gewohnt waren, einen Rausch an.

Indeß aber Alle in der Kirche oder im Wirthshause waren, kam ein Edelmann in einer Kutsche mit vier schönen Hengsten dahergefahren; er sah den Sack auf der Brücke liegen und hörte daraus eine menschliche Stimme. Er ließ still halten und fragte: „was ist das?" „Ach!" sprach der Dumme, „ich will durchaus nicht Bürgermeister sein und so wollen mich die Leute ersäufen!" Der Edelmann war etwas einfältig, aber dabei stolz und ehrgeizig und er hätte bisher, was weiß ich, schon gerne darum gegeben, um nur ein kleines Amt zu erlangen, das kam ihm jetzt gerade gut, und er sagte: „Freund, wenn es nur das ist, so kann dir geholfen werden; lasse mich in den Sack, ich will schon Bürgermeister sein und nimm Du

meine Kutsche und mein Landgut, das hundert Meilen von hier liegt!" „Von Herzen gern!" sprach der dumme Hans. Der Edelmann sprang ab, band den Sack auf; Hans kroch heraus, er hinein und der Sack wurde wieder fest zugebunden. Der dumme Hans setzte sich auf und hast du nicht gesehen! — war er über alle Berge. Bald kamen die Leute aus der Kirche und dem Wirthshause und waren gutes Muthes. Als sie aber auf die Brücke gelangten, rief der Edelmann immerfort aus dem Sack: „ich will sein Bürgermeister! ich will sein Bürgermeister!" „Na hört nur, hört!" riefen alle voll Zorn, „der will jetzt noch unser Bürgermeister werden, gleich sollst du es sein!" Damit hoben vier oder fünf schnell den Sack und plumps lag er im Wasser und versank und wurde nicht mehr gesehen.

„Jetzt werden wir doch Ruhe haben!" sprachen sie im Nachhausegehen; „der wird uns nicht mehr narren," und schon fing man an den dummen Hans zu vergessen; siehe da kam nur einmal eine schöne Kalesche mit vier Pferden daher gefahren und hinter der Kalesche trieb man eine Menge Vieh, Pferde, Schafe und Rinder. Als Alles jenseits der Brücke vom Dorfe angelangt war, stieg der dumme Hans aus. Alle Leute im Dorfe grüßten ihn ehrerbietig. Da sprach er endlich zu einem, der ihn genauer ansah: „Kennt ihr mich denn nicht mehr, Nachbar?" „Ei, wie sollte ich dich denn nicht kennen, du bist ja der dumme Hans, den wir vor mehreren Wochen ersäuft haben; aber wie zum blauen Teufel bist du aus der Hölle entlaufen?" „Das will ich Euch gleich erzählen!" Indem hatte das ganze Dorf sich um ihn versammelt und staunte ihn an wie ein Meerwunder oder wie einen, der von den Todten auferstanden ist. Hans aber fing an zu erzählen: „als ich in das Wasser hinunterkam, da sank ich zuerst tief tief durch das

Dunkle hinab, an den gräulichen Seeottern und den Wasserjungfern vorbei; sie thaten mir aber nichts; da wurde es nur einmal heller und immer heller, bis ich endlich eine große Wiese sah, wo sehr viele Pferde und Rinder und Schafe weideten; aber nirgends war ein Mensch zu entdecken; deshalb machte ich mich zum Herrn der Thiere und ließ es mir da wohlgefallen; allein nach der Zeit wurde es mir denn doch zu einsam. Ich fand in einem alten Schopfen mehrere Kaleschen, nahm die schönste, spannte vier Pferde vor, nahm nun auch Pferde, Rinder und Schafe, so viel ich fortbringen konnte und brachte sie auf der andern Seite der Welt, wo ein Aufgang sich findet, heraus, dingte mir da gleich einige Knechte und kam so wieder hierher, um in meiner Heimat zu sterben."

Alle verwunderten sich sehr bei dieser Erzählung und wie Hans fertig war, fragten alle zugleich: „ist denn da unten noch etwas zu finden?" „Noch genug!" sprach Hans, „Pferde, Rinder, Schafe und Kaleschen! Wenn ihrs nicht glaubt, so sehet nur ins Wasser!" Damit führte er sie auf die Brücke. Er hatte aber seine Kalesche und Heerde am Ufer so halten lassen, daß sie sich im Wasser abspiegelten, „Seht da unten, wie es noch wimmelt!" Der Pope setzte seinen Augenspiegel auf und sah hinein. „Ja, wahrlich, es ist so! ich hätte es nicht geglaubt!" „Lieben Brüder," sprach er, „lasset uns alle hinab; unsere Frauen und Kinder bleiben indessen daheim, bis wir kommen; so viel aber glaube ich, gebührt mir voraus, daß ich zuerst hinunter und mir das Beste von jeder Gattung auswähle; dann mögt ihr auch alle kommen und euch in das übrige theilen!" „Ja, ja, Herr Vater, so ist es recht!" „Noch eins!" rief der dumme Hans, „Streit darf um nichts stattfinden; ihr müßt in Eintracht euch in Alles theilen, sonst kehrt ihr nicht zurück!" „Ja, ja, wir wollens so machen!" Damit

nahm der Pope von seiner Frau Abschied und sprang hinein; sein rothes Käppchen schwamm oben fort. Da rief die Frau des Popen: „Lieber Mann, lasse dich besser hinein, sonst kommst du zu spät und es bleibt dir nichts!“ indeß war er schon längst in der andern Welt; die andern aber konnten auch nicht lange warten; der Dorfshann sprang gleich nach, dann die Altschaft, dann alle Jünglinge; drauf ward es todtenstill. Die Frauen und Kinder kehrten heim und warteten nun schwer auf die ihrigen; sie warteten Wochen-, Monden-, Jahre lang, es kam keiner zurück. Da bestürmten sie den dummen Hans und sprachen: „Was ist es, daß unsere Männer und Kinder noch immer nicht kommen; ist das Land gar so weit?“ „Ich fürchte,“ sprach Hans, „sie werden nie und nimmer kommen; denn einer wird den andern haben übervortheilen wollen und das darf dort nicht geschehen; ich habe es ihnen gesagt, daß es so kommen werde, nun kann ich nichts dafür!“ Die Frauen, ob sie wollten oder nicht, mußten sich nun zufrieden geben.

Der dumme Hans aber lebte jetzt ungestört bis an sein Ende; bei sich aber dachte er: „wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ und lachte sich im Stillen den Bauch voll.

---

61. Der siebenmal Getödtete.

Ein Bauer hatte drei Söhne; von diesen waren die beiden ältern gescheidt, der jüngste aber so, was man „tulemutig“ nennt. Als der Vater starb, hinterließ er ihnen nur eine Kuh und da sie diese nicht zertheilen konnten, so beschlossen sie, jeder solle einen Stall bauen und die Kuh solle dem gehören, in dessen Stall sie hineingehen werde. Die beiden ältern Brü-

der bauten jeder einen prächtigen Stall; der eine aus Steinen, der andere aus gutem Bauholz; der jüngste aber flocht nur einen aus grünen Weiden. Als am Abend die Heerde heimkehrte, standen die Brüder von weitem und waren neugierig, in wessen Stall die Kuh gehen werde. Sie kam langsam heran, trat vor die Thür des gemauerten Stalles und sah hinein, kehrte aber um und ging zum nächsten hölzernen Stall und sah wieder hinein; auch von hier ging sie weiter und kam zum weidenen. Hier fraß sie von dem Laubwerk an der Thüröffnung und ging zuletzt auch in den Stall. Da lief der jüngste hin und schlug froh die Thüre zu und die Kuh war sein; die andern aber ließen die Nase hängen und ärgerten sich, daß sie umsonst sich so große Kosten gemacht hatten.

Am nächsten Donnerstag trieb der dumme seine Kuh auf den Markt, um sie zu verkaufen. Da sahen ihn die Leute und einige Spaßvögel nahmen sich gleich vor, ihn zu narren. „Wird man mir meine Kuh gut bezahlen?" fragte der Dumme, als er an eine Menschengruppe anlangte. „Ja," rief ihm einer zu, „wenn sie nur drei Füße hätte!" „Das kann ich ja leicht machen!" erwiederte der Dumme, nahm seine Axt und hieb der Kuh einen Fuß ab; sie hinkte jetzt nur schwer auf drei Füßen ein Stück weiter. Da war eine zweite Menschengruppe und er fragte wieder: „Wird man mir meine Kuh gut bezahlen?" „Ja," rief einer, „wenn sie nur zwei Füße hätte!" „Dem läßt sich ja leicht helfen," sprach der Dumme und nahm seine Axt und hieb ihr noch einen Fuß ab. Nun konnte die Kuh nicht weiter gehen und er mußte einen Wagen nehmen und sie führen lassen. Er kam an eine dritte Menschengruppe und fragte auch hier: „wie gelten die Kühe am besten?" „Wenn sie nur einen Fuß haben!" rief einer. „Das läßt sich leicht machen!" sprach der Dumme und hieb auch sogleich den

dritten Fuß ab. Er fuhr weiter und gelangte wieder zu einer Menschengruppe und fragte: „wird man mir meine Kuh gut bezahlen?“ „Ja!“ rief einer, „wenn sie keinen Fuß hätte!“ „Das ist leicht zu machen!“ sprach der Dumme und nahm die Axt und hieb auch den letzten Fuß ab und darunter verblutete auch die Kuh und war bald todt. Nun zog er weiter und als er wieder zu einem Menschenhaufen kam, fragte er: „ob man ihm seine Kuh jetzt gut bezahlen würde?“ Da rief eine Stimme: „Fahre nur hinaus auf den Schindanger zu der dicken Eiche, die wird dir sie gut bezahlen!“ Der Dumme führte seine todte Kuh hinaus und lud sie unter der Eiche ab und sprach: „wann soll ich nach dem Geld kommen?“ Die Eiche aber antwortete nichts. Da rief er drohend: „sage mir gleich, willst du zahlen? sonst hole ich die Axt und haue dich nieder!“ Es wehte aber grade ein heftiger Wind durch die Wipfel, so daß die Eiche knarrte: krrz! Der Dumme aber glaubte, sie habe geantwortet: „morgen!“ „Gut denn, morgen komme ich mit dem Wagen, aber das sage ich dir, ich bringe auch die Axt mit; zahlst du nicht, so haue ich dich nieder!“ Damit kehrte er heimwärts. Am andern Morgen nahm er sich einen Wagen zu leihen und fuhr hinaus, ohne Jemandem etwas zu sagen. Es war aber das Wetter sehr schön und kein Lüftchen regte sich. Dreimal fragte er die Eiche, ob sie nun zahlen wolle; allein sie antwortete nichts. Da nahm er seine Axt und hieb zu, daß die Späne weit flogen. Nur einmal sah er, als er wieder einen derben Hieb geführt hatte, zu einer Oeffnung eine Menge Gold- und Silberstücke herausfallen. „Aha, du hast dich anders bedacht und willst zahlen! es ist mir auch recht; es soll dir weiter nichts geschehen, nur zu!“ Nun fielen in einem fort immer Geldstücke heraus, bis keine weiter im Baum waren; es lag aber ein großer Haufen rings

herum. Der Dumme lud nun Alles auf und machte seinen Wagen voll; oben aber legte er Späne, damit Niemand wüßte, was er auf dem Wagen habe. Als er daheim anlangte, rief er seine Brüder herbei und sprach: „seht da, was ich für die Kuh bekommen habe!“ und zeigte ihnen die vielen Goldstücke. „Die wollen wir redlich theilen,“ sprach er; „allein wo bekommen wir jetzt ein Viertel?“ „Gehe nur gleich zu unserm Nachbar, dem Popen, allein sage nicht, daß wir Geld messen und theilen sollen!“ „Es ist schon gut!“ rief der Jüngste und lief gleich hin und sprach: „gebt mir doch ein wenig euer Viertel; wir sollen nicht Geld messen!“ Der Pope gab's; allein er war doch neugierig und ging dem Dummen nach und stellte sich an's Fenster und guckte verstohlen hinein. Als aber die Brüder den Dummen mit dem Viertel kommen sahen und auch gleich den Popen am Fenster erblickten, fragten sie: „wie hast du gefragt?“ Er erzählte es. „Nu merkst du's, daß er schon am Fenster ist!“ „Wartet, ich will ihn gleich gucken lehren!“ Damit ging er hinaus, nahm eine Axt und kam wieder hinein und stellte sich an's Fenster. Als nun der Pope wieder guckte, schlug der Dumme durch's Fenster ihn auf's Haupt, daß er gleich todt war. „O weh, was hast du gethan!“ sprachen seine Brüder. „Schweigt nur, das soll mir noch Geld einbringen!“ Damit lief er hinaus, nahm den Todten und trug ihn zum Edelmann in die Dreschtenne und legte ihn in's „Gareg“. Es geschah aber, daß der Edelmann in den Hof kam und sehen wollte, wie viel die Drescher, die eben bei Tische saßen, gearbeitet hätten. Als er in die Tenne trat und hier den Popen liegen sah, ward er zornig: „Ha, du bist der Dieb!“ hob seinen Stock und versetzte ihm eins auf's Haupt. Der Pope regte und rührte sich nicht. „Aha, ihr habt den Popen todt geschlagen!“ rief der Dumme von

der Gasse. „Schweig,“ sprach der Edelmann, „ich gebe dir hundert Gulden, wenn du ihn auf der Stelle fortschaffst!“ Der Dumme nahm die hundert Gulden und lief sogleich zum Popen in den Stall, brachte dessen Roß, ohne daß es Jemand merkte, in den Hof zum Edelmann, setzte den todten Popen auf's Roß, band ihm einen Stock in die Hand und führte darauf das Roß hinaus auf die Wiese. Als der Dumme zurückkam, lag gerade die Frau vom Popen im Fenster und fragte: „hast du nicht meinen Mann gesehen?“ „Ei ja freilich, er reitet draußen auf der Wiese müßig herum!“ Da läutete die Frau dem Kantor und schickte ihn gleich hinaus nach ihrem Mann. Der Kantor lief hinaus; als er hier den Pfarrer hin und her reiten sah mit erhobenem Stock, konnte er sich des Lachens nicht enthalten und rief: „Herr Pfarrer, sind Sie vielleicht närrisch?“ Kaum hatte das Roß die Stimme des Kantors gehört, so wieherte es und lief auf ihn zu; der aber machte schnell „Kehrtum“ und lief, daß ihm der Athem fast ausging; denn er dachte nicht anders, der Pfarrer wolle ihm für seine lose Rede den Rücken mit dem Stock bearbeiten. Er lief aber fort bis zur Schule; hier öffnete er die Gassenthüre, konnte sie jedoch nicht gleich schließen; das Roß mit dem Popen kam im Galopp nachgerannt, und da dieser sich nicht bückte, schlug er an das Querholz mit dem Haupte an und stürzte vom Roß herab. Da erschrak der Kantor nicht wenig, als er sah, daß der Pope todt war; er war aber klug genug und nahm ihn gleich in seine Stube und versteckte ihn. Um Mitternacht als Alles still war, stand er auf und trug den Todten an's Wirthshaus, lehnte ihn an die Thüre und rief mit verstellter Stimme, als wenn er der Pope wäre: „mache auf und gieb mir um einen Kreuzer Branntwein, ich sterbe gleich!“ „Das fehlt mir grade!“ rief der Wirth, „daß

ich um einen Kreuzer aufstehe!“ Der Kantor schlich sich fort und ließ den Todten da. Als der Wirth am frühen Morgen aufstand, um die Kühe auszutreiben, öffnete er ein wenig die Thüre, um zu sehen, ob es bald Tag sei; indem fiel ihm der todte Pope entgegen. „O Gott!“ seufzte er, „an dessen Tod bist du schuld!“ Er war aber klug, nahm ihn schnell und trug ihn unterhalb die Gemeinde, stellte ihn hier an eine Zaunstütze, setzte ihm ein Puschken (Sträuschen) auf den Hut und gab ihm eine Geißel in die Hand. Als nicht lange darauf der Hirt mit seiner Heerde dahin kam, wurde das Vieh „scheuch“ und lief in die Kreuz und die Quer. Der Hirte hatte seine Noth und als er den Mann mit dem Puschken auf dem Hut und der Geißel in der Hand sah, merkte er die Ursache und wollte sein Gift an ihm auslassen. Er nahm einen Stein und warf ihn so, daß er alsbald zu Boden fiel. Der Hirt lief hin und sah, daß er todt war. „Ach wie wird es dir jetzt gehen!“ dachte er. Indem sah er weit vor sich einen Wagen, der fuhr zur Mühle. Sogleich nahm er den Todten und lief und lief, daß ihm der Schweiß vor Anstrengung und Angst troff und weil er „Opintschen“ anhatte, hörte man ihn nicht; er erreichte den Wagen und legte den Todten auf die Säcke, ohne daß es der Fuhrmann merkte und lief alsbald zurück. Der Weg aber war „schwer und gram“ und der Wagen wollte fast nicht fort. Nur einmal sah der Fuhrmann um sich und bemerkte den Fremden auf seinem Wagen. Da stieg ihm die Galle gleich, daß der Kerl so, mir nichts, dir nichts, ganz verstohlen sich aufgesetzt hatte; er nahm seinen dicken Geißelstock und versetzte ihm eins aus allen Kräften. Der aber regte und rührte sich nicht. Jetzt bekam der Mann Angst; er untersuchte ihn und fand, daß er todt war und glaubte nicht anders, als daß er dies verschuldet. Er dachte nun lange hin und her,

wie er sich gut frei machen könnte; indem sah er im Mühlengraben einen leeren Kahn angebunden. Sogleich nahm er den Todten, setzte ihn hinein und band ihm eine Schaufel in die Hand und ließ den Kahn stromab fließen, der kam an eine sumpfige und rohrige Stelle und „blieb halten.“ Nicht lange, so schlich dem Rohr ein Jäger gebückt heran. Nur einmal sah er da, wo er die wilden Enten zu finden hoffte, den Mann mit dem Kahn. In seinem Aerger legte er gleich an und schoß und der Mann mit der Schaufel fiel alsbald in's Wasser und das trug ihn fort. Dem Jäger standen nach der That die Haare zu Berge: er warf seine Büchse weg und floh in die Welt und kein Mensch hat ihn mehr gesehen. Der Dumme aber verzehrte sein Geld mit seinen Brüdern in Frieden und auch die andern Mörder verloren allmälig die Angst aus ihrem Gewissen.

---

62. Die thörichte Liese.

Ein Mann hatte sich eine junge Frau genommen, die war von Gesicht zwar schön, aber nicht sehr witzig von Reden, und nichts weniger als geschickt und erfinderisch in Arbeiten. Als nun die Hochzeit vorüber war und man das Werktagskleid anlegte, fragte sie ihren Mann und sprach: „was soll ich arbeiten?“ Der Mann wurde ein wenig stutzig und dachte: „das fängt gut an; wenn ihr Witz nicht so weit reicht, daß sie sich eine Arbeit im Hause zu suchen versteht, so werde ich mit ihr meine Noth haben!“ Allein er verbarg seinen Unmuth und sprach zu ihr schön und freundlich, wie das ja in den ersten Tagen zu geschehen pflegt: „gehe nur zur Nachbarin, mein Kind, und sieh was die macht, und thue also!“ Damit

nahm er die Thüre in die Hand und fuhr ins Holz. Die junge Frau ging sogleich zur Nachbarin, um zu sehen, was sie arbeite. Diese hatte eben ihren alten Ofen abgebrochen und war im Begriff einen neuen aufzusetzen. Eilig ging die junge Frau nach Hause, brach ihren neuen Ofen gleichfalls ab und versuchte ihn dann wieder aufzusetzen; allein da sie nie dergleichen gesehen, so arbeitete sie ganz verkehrt und konnte es zu nichts bringen. Als ihr Mann nach Hause kam und sah, was seine junge Frau that, schüttelte er nur das Haupt und sprach: „aber Weib, was hast du gemacht?" „Nu, wie du mich gelehrt hast, was die Nachbarin machte!" Er merkte, daß viel Reden hier nicht am Orte sei. Mit Mühe brachte er den Ofen wieder zusammen; es war aber nur Flickwerk, denn sie hatte die Ziegeln zerschlagen. Den andern Tag fuhr der Mann wieder ins Holz und da seine Frau nicht wußte, was sie arbeiten sollte und ihn fragte, so sagte er ihr wieder, sie solle sehen, was die Nachbarin mache. Die Nachbarin aber hatte gerade Wäsche in der „Böche" und goß heiße Lauge darüber. Die junge Frau nahm zu Hause auch einen Boding und legte, da sie keine Wäsche hatte, Pelz und Stiefel ihres Mannes in den Boding und goß heiße Lauge darüber, also daß die Haare abgingen und das Leder verbrannte. Als sie die Sachen gewinnen wollte, so zerfielen sie ihr in der Hand. Der Mann kam am Abend spät nach Hause, da sah er mit Schrecken, was seine Frau gethan. Er schüttelte unmuthig das Haupt: „o Weib, Weib, das ist ja nicht gut! Was hast du gemacht!" „Na was die Nachbarin gemacht hat, wie du mir sagtest!" Weil das Geschehene nicht zu ändern war, so schwieg er; allein er dachte bei sich: „wohin wird das kommen, die Dummheit deiner Frau ist doch unvergleichlich!" Den andern Tag suchte er schnell fortzukommen, denn er war mißmuthig. Seine Frau

aber schrie ihm nach: „Mann, was soll ich arbeiten?" „Nichts, nichts! Doch" — da fiel ihm ein, die Nachbarin werde ja nicht immer Ofen abbrechen und böchen — „siehe was die Nachbarin macht!" Die junge Frau lief hin und die Nachbarin kochte eben Kraut, auf dem ein Scheitchen Speck lag. Die thörichte Liese eilte nach Hause zurück, weil sie aber in keinem Topfe Kraut fand, so nahm sie einen „Bachen" (zwei verbundene Speckseiten), zerschnitt ihn in kleine Stückchen, nahm diese, ging in den Garten und legte auf jeden Krautkopf ein Stückchen Speck. Ihr Haushund Karo freute sich dessen und machte sich dran, ein Stückchen nach dem andern zu verschlingen. Als die thörichte Liese das sah, sprach sie: „Ho ho, das geht nicht," packte den Hund am Halsband, schleppte ihn hinein und band ihn in den Keller an den Hahn am Weinfaß an; indeß aber waren die Hunde der beiden Nachbarn über den Zaunfrieden gesprungen und hatten die Speckstückchen alle zu sich genommen und unsichtbar gemacht. Der arme Karo aber hatte auch großen Appetit darnach, da er sie einmal gekostet; er riß und zog, nur einmal kam der Hahn aus dem Faß; der Hund sprang aus dem Keller hinaus und schleppte den Hahn am Seil fort in den Garten. Jetzt sah die Frau, wie der Wein aus dem Fasse herauskam und schlug die Hände zusammen und rief! „ach wenn das nur einmal aufhörte zu fließen!" Das floß aber immer fort, bis kein Tropfen im Fasse war. Da ward es ihr leichter ums Herz und sie sprach: „Gott sei Dank, daß nichts mehr herauskommt!" Aber wie sollte sie jetzt den nassen Boden trocken legen? Das machte ihr Gedanken. Da fielen ihr glücklicher Weise die zwei Säcke Mehl ein, die man ihnen gestern aus der Mühle gebracht. Schnell leerte sie dieselben, indem sie das Mehl ausstreute und der Boden war trocken. „Dein Mann kann froh

sein, daß er eine so kluge Frau hat!" sprach sie bei sich selbst und war seelenvergnügt. Als ihr Mann Abends hungrig nach Hause kam und wieder hörte, was geschehen war, da standen ihm eine Zeit lang die Gedanken still, endlich schöpfte er wieder einmal langen Athem und sprach: „Frau, Frau, wie bist du so überaus witzig, das kann ich nun bald nicht mehr aushalten, ich bin ja in kurzem ein ruinirter Mann!" Am folgenden Tage machte er sich frühe davon. „Was soll ich machen?" schrie ihm die Frau nach. Der Mann war in großer Verlegenheit. „Nichts" wollte er nicht sagen, denn da würde sie, dachte er, am Ende noch auf größere Thorheiten verfallen, auf die Nachbarin wollte er sie auch nicht mehr verweisen, denn daraus hatte er immer nur Unheil gesehen. „Siehe," sprach er, „hinter dem Ofen ist ein Topf mit Kürbiskernen, sorge darauf, daß sie nicht verloren gehen!" „Schon gut, schon gut!" sprach sie. Der Mann ging wieder ins Holz. Er hatte aber im Topfe sein ganzes ererbtes und erspartes Vermögen in lauter blanken Dukaten und nur oben lagen Kürbiskerne; er dachte: da suchen es die Diebe am wenigsten und Kürbiskerne wird keiner nehmen, so lange er besseres findet.

Da geschah es aber, daß ein Sekler mit Paluckestöpfen und dergleichen irdenem Geschirre in das Dorf kam und seine Töpfe zum Tauschhandel ausstellte. Da eilten die Dorfsfrauen von allen Seiten herbei, eine mit Korn, eine andere mit Roggen, eine andere mit Wälschkorn u. dgl. und füllten dem Sekler für je einen Topf denselben zur Hälfte oder ganz oder zweimal, je nachdem man übereinkam und nachdem man bessere oder schlechtere Frucht zu geben hatte. Die junge Frau lief auch hin und sah, wie ihre Nachbarinnen kauften; sie hätte auch gern etwas erhandelt, allein sie hatte keine Frucht zu Hause. Da fielen ihr die Kürbiskerne ein; sie fragte den

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sekler in wehmüthigem Tone, ob er nicht auch gegen Kürbiskerne Töpfe gebe? Zuerst sprach er: „nein!" Als sie ihn aber fort und fort in den Ohren lag, sagte er endlich: „so bringt sie einmal her!" Er gedachte damit seinen Kindern eine Freude zu machen und da sie ihm angetragen wurden, hoffte er sie leichten Kaufs zu bekommen. In vollem Laufe war die junge Frau nach Hause geeilt und war auch bald wieder mit ihren Kürbiskernen da. Der Sekler wühlte ein wenig mit der Hand in den Kernen, um zu fühlen, ob sie trocken und gesund seien; da sah er die Goldfüchse hervorschimmeren. „Top!" schlug er gleich der Frau in die Hand, „die Kerne gefallen mir gut und ich gebe euch meine ganze Waare." Wer konnte jetzt glücklicher sein, als die junge Frau. Sie wollte nach Hause, um einen großen Korb zu holen. „Es ist nicht nöthig!" sprach der Sekler freundlich; „ich komme mit dem Wagen hin und führe euch Alles nach Hause." „O ihr seid ein guter Mann!" rief sie entzückt, „ich will bis ihr kommt, zu Hause aufräumen!" und damit lief sie fort. Der Sekler strich sich den Schnurrbart und lachte in seinem Herzen, wie wenn er zehn Sonntage hinter einander zu feiern hätte, denn so einen Handel hatte er in seinem Leben nicht gemacht und gewiß auch keiner seiner Brüder, so lange sie im Sachsenlande ihre Paluckestöpfe vertauschhandeln. Er spannte schnell seine magern kleinen Pferde an, fuhr zu dem Hause der Frau, lud Alles ab und war wie der Wind alsbald über alle Berge; denn daß die Frau da oben nicht ganz bei Trost sei, hatte er gemerkt und er fürchtete mit Recht, daß ihr Mann, wenn er noch dazu komme, den Tausch aufheben würde.

Die Frau in ihrem Glücke aber nahm die einzelnen Töpfe und hing sie an die Rahmen und machte die ganze Wand voll; zuletzt blieb ihr noch ein kleines Töpfchen in der Hand und

da kein Nagel mehr leer war, rief sie den andern Töpfen zu: „macht ein wenig Platz diesem armen Kleinen!“ Aber die Töpfe hörten auf die wiederholte Aufforderung nicht. Da ward sie zornig, nahm einen Stock und schlug alle herunter, hing das kleine Töpfchen sofort auf und tanzte froh im Boden herum: „da habt ihrs nun! so geht es, wenn man nicht folgt! das kleine soll es dafür nun gut haben!“

Als sie noch so mit sich und den zerschellten Töpfen sprach, kam ihr Mann nach Hause. Ganz froh erzählte sie ihm, wie sie um die schlechten Kürbiskerne Töpfe erhandelt und diese dann, weil sie nicht gefolgt und dem armen kleinen da Platz gemacht hätten, bestraft habe. „Weib, Weib!“ schrie der Mann, „das ist zum wahnsinnig werden! O weh, mein sauer erworbenes und ererbtes Gut ist hin! Wowärts ist der Mann gefahren?“ „Dawärts!“ zeigte die Frau. „Wowärts?“ „Dawärts!“ rief sie wieder und zeigte nach einer andern Richtung. „Wowärts!“ „Dawärts!“ und zeigte auch jetzt anders wohin. „Ach sage mir doch bestimmt, wowärts?“ „Dawärts!“ und zeigte auch diesmal nach einer andern Gegend. Dem armen Mann wars als sollte die Erde unter ihm einsinken; es brannte unter seinen Füßen, er wäre gern dem Sekler nach, aber welchen Weg sollte er einschlagen?

„Komme mit, daß wir den Mann suchen!“ rief er seiner Frau und lief, wohin ihn seine Nase und Augen führten und seine Frau hinter ihm her. Auf dem nächsten Berge kehrte er sich einmal um und rief seiner Frau entgegen: „eile zurück, die Thüre ist ja offen geblieben, sperre zu, sonst kommen wir nach gerade um all' unser Gut!“ Die Frau ging; allein da sie den Schlüssel immer verkehrt einstecken wollte und nicht zusperren konnte, nahm sie zuletzt die ganze Thüre auf den Rücken und lief keuchend ihrem Mann nach, so daß ihr unter

der Last der Schweiß troff. Als sie ihren Mann von weitem sah, rief sie ihm zu: „warte doch lieber Mann und sperre die Thüre zu, denn ich verstehe das nicht!" Da konnte sich der Unglückliche nicht mehr bezwingen, seine Ungeduld war aufs Höchste gestiegen. „Gehe du thörichter Mensch!" sprach er, „wohin du willst, ich will nichts mehr von dir wissen!" „Ja, nun glaube ich!" sprach er zu sich, „daß es wahr ist, was mein Großvater immer sagte: „ein thörichtes Weib ist wie die Pest und kann mehr Unheil anrichten als Wasser und Feuer!" Der Himmel bewahre einen jeden vor solchem Unglück!"

Damit lief er in einem fort, um von seinem thörichten Weibe frei zu werden; diese aber lief ihm nach mit der Thüre auf dem Rücken und läuft bis heute noch, wenn sie nicht bei den klugen Frauen, die stets Wasser im Sieb zur Küche tragen, um das Feuer damit anzuzünden, in Dummliesendorf angelangt ist und sich da seßhaft niedergelassen hat.

---

63. Der thörichte Hans.

Eine Frau hatte endlich erlangt, was sie lange vergeblich sich gewünscht, einen Mann; aber das war ein Mann, um den sie keine andere Frau beneiden durfte. In der Wirthschaft im Hause war er zu gar nichts zu gebrauchen, denn Alles stellte er verkehrt und thörchit an. Da dachte die Frau, sie wolle ihn wenigstens auf den Markt schicken, um eines und das andere durch ihn einkaufen zu lassen, während sie daheim das Hauswesen besorgte. Am nächsten Donnerstag schickte sie ihn aus, um eine Stecknadel zu kaufen. Hans — so hieß der Mann — lief auf den Markt und fragte jeden, der ihm begegnete, ob er ihm nicht eine Nadel verkaufen wolle und zeigte dabei seinen

Groschen. Endlich verkaufte ihm ein verschmitzter Armenier eine große und schlechte Nadel, die nicht einen Kreuzer werth war, um den Groschen. Hans war sehr froh, nahm sie zwischen beide Hände und rieb diese immer fort und lief heimwärts. Es war aber sehr kalt und ihn fror an die Finger; da kam ihm ein gescheidter Gedanke ein; vor ihm fuhr ein Wagen mit Stroh zum Schweineabsengen; auf diesen warf er seine Nadel und lief hinterher. Als der Wagen an seiner Wohnung angelangt war, rief er dem Fuhrmann zu: „ho! ho!“ (im Regner Dialekt heißt hô auch Heu). Der Fuhrmann blickte zurück und als er den thörichten Hans sah, sprach er: „ei warum nicht gar, Stroh, Stroh!“ und fuhr weiter. „O weh meine Nadel, meine Nadel, halte doch still!“ Nun erzählte Hans, wie er die Nadel ihm auf das Stroh geladen; der Fuhrmann war aber nicht dazu aufgelegt, sein Stroh herabzuwerfen und die Nadel zu suchen und fuhr lachend von dannen und Hans lief weinend hin und klagte das Unglück seiner Frau. „O du thörichter Mensch!“ rief sie, „wenn man so etwas kauft, steckt mans hübsch auf den Hut.“ „Nu warte, jetzt weiß ich's, ich will es das nächstemal gewiß so machen!“ Am folgenden Donnerstag ging er auf den Markt und kaufte zwei Eisenschienen zum Radbeschlagen, steckte sie mit großer Mühe auf seinen Hut und band sie mit einem Seil fest; dann setzte er den Hut auf und ging; aber die schweren Stangen zogen ihm den Kopf bald nasen-, bald nackenwärts, bald rechts, bald links und er taumelte fort, wie ein Betrunkener und mußte mit beiden Händen den Hut am Kopfe festhalten. Die Leute, die zum Markte gingen und vom Markte kamen, standen still und lachten und die Kinder, die aus der Schule heimkehrten, liefen dem Hans nach und verlachten und verspotteten ihn. Dem war der Nacken aber zuletzt krum und steif geworden und

er konnte es kaum länger aushalten. Als er endlich daheim anlangte und in's Zimmer trat, seufzte er: „nu Frau, du hast mich schön gelehrt! da hat mans!“ „O du thörichter Mensch; wenn man so etwas kauft, so bindet man's an ein Seil und zieht es hinter sich nach!“ „Nu warte, jetzt weiß ich's; das nächstemal will ich's so machen!“ Am folgenden Donnerstag schickte ihn seine Frau wieder auf den Markt, er solle einen Bachen (zwei ungetrennte Speckseiten) kaufen. Das that er auch und band an das Kopfstück („den Zanyderleng“) ein langes Seil und zog den Bachen hinter sich her. Das machte aber Staub und Geräusch und die Hunde liefen hinterher und zerrten sich Stücke herunter und als Hans zu Hause anlangte, war nur das Kopfstück noch am Seil. Die Leute und Schulkinder hatten aber wieder etwas zum Lachen gehabt. Als er zu seiner Frau kam, sprach er: „nu du hast mich wieder schön gelehrt! Die Hunde haben mir fast alles gefressen.“ „O du thörichter Mensch, wenn man so etwas kauft, bindet man einen Strang vorn und hängt es sich auf den Rücken!“ „Nu warte, jetzt weiß ich's; das nächstemal will ich's so machen.“ Am folgenden Donnerstag wurde er wieder auf den Markt geschickt; er kaufte jetzt ein kleines Kalb, band ihm den Strang um den Hals und nahm es auf den Rücken; dieses aber reckte bald die Zunge heraus und war todt. „Du armes Kalb, du bist hungrig!“ dachte Hans in seinem Herzen, denn er war zu seinem Zeichen sonst sehr mitleidig, „warte nur, du sollst zu Hause gleich fressen!“ Als er nach Hause ankam, war er froh und sprach: „nu Frau, jetzt wirst du nichts zu tadeln finden!“ „O du thörichter Mensch!“ rief sie, „du hast ja das arme Kalb erwürgt! Wenn man so etwas kauft, bindet man ein Seil an den Hals und führt es schön neben sich her und streichelt es sanft und bindet es daheim in den Stall an die

Krippe und legt ihm Gras und Grummet vor!" „Jetzt weiß ich's genau, warte nur, ich will es zum nächstenmal so machen!" Am nächsten Donnerstag ging er wieder auf den Markt und kaufte einen Windhund; dem band er denn ein Seil um den Hals, führte ihn schön nach Hause, band ihn in den Stall an die Krippe und legte ihm Gras und Grummet vor. Als aber seine Frau dazu kam, schlug sie die Hände über einander und rief: „o du thörichter Mensch, was hast du gekauft? Däs ist ja ein Jagdhund, wer mit dem geht, ruft: „haihai! haihai!" dann läuft der Hund und fängt den Hasen; aber der gehört nicht in den Stall, sondern in die Stube und der frißt nichts von Gras und Grummet, sondern Brotkrumen und Knochen!" Damit schnitt sie den Hund frei und brachte ihn in ihr Zimmer und gab ihm zu fressen. Weil er aber so dünn und schmal war, nannte sie ihn Petersilie.

Von jetzt an wollte sie aber ihren Mann nicht mehr zum Einkaufen schicken; denn er hatte ja die Sache immer verkehrt gemacht und ihrem Hauswesen großen Schaden zugefügt. Am nächsten Donnerstag ging sie denn wieder selbst auf den Markt, wie sie es anfangs gethan hatte. Ihrem Mann aber sagte sie: „sorge du auf das Kind in der Wiege, daß es ruhig schläft und lege in den Topf beim Feuer Petersilie." „Ich weiß es jetzt, ich will es schon gut machen!" sprach Hans. Kaum war seine Frau fort, so ließ er die Wiege stehen, ging hinaus, nahm die Axt und zerhieb den Hund auf kleine Stücke und legte davon in den Topf. Als er aber ins Zimmer trat, schrie das Kind und war unruhig. Da fing er an die Wiege zu schwingen, allein es schrie noch ärger, denn es war hungrig; da merkte Hans, daß dem Kinde der Scheitel zuckte, das waren aber die Weichen, die bei der Aufregung des Kindes erzitterten. Hans aber dachte, das sei eine bösartige Blase, nahm eine

große Nadel, stach sie durch und das Kind zuckte nur einige mal und war todt; Hans war froh und dachte es schlafe.

Als seine Frau nach Hause kam, erzählte er ihr, daß er den Petersilie nicht ganz in den Topf habe stecken können und zeigte ihr noch einige Stücke vom Windhund, ferner wie das Kind nur einmal laut geschrieen und wie er es endlich zum Schweigen gebracht, daß es dann immer wie jetzt geschlafen habe. Als die Frau ihr Kind in der Wiege erblickte, so entsetzte sie sich, denn sie sah, daß es todt war. „Wehe, wehe!“ rief sie, „du thörichter Mensch, was hast du gethan?“ Sie rang in ihrem Schmerze die Hände und konnte sich lange nicht fassen und trösten; endlich sprach sie zu ihrem Manne: „gehe hinaus und siehe nach Brettern, daß wir einen Sarg machen lassen!“ Hans lief fort und sah überall nach Brettern hin und fand keine; zuletzt kam er an eine Plankenumfriedigung; da steckte er seinen Kopf in eine große Oeffnung zwischen zwei Brettern, um die obern Bretter herauszuheben; allein wie diese bewegt wurden, fielen sie bei ihrer Schwere ihm in den Nacken und zwängten ihn ein und er konnte den Kopf gar nicht herausziehen und war daran zu erwürgen. Da sahen ihn einige Knaben, die meldeten es seiner Frau und diese kam mit Hilfe herbei und zog ihn heraus. „O du thörichter Mensch, gehe nach Hause, ich will schon Bretter schaffen!“ Da bestellte sie den Sarg und ordnete das Leichenbegängniß an. Weil sie aber fürchtete, daß ihr Mann durch seine Thorheit die ernste Leichenfeier stören könnte, so versteckte sie ihm seinen Hut, damit er gezwungen sei, daheim zu bleiben. Kaum war aber der Leichenzug vom Hause fort, so nahm Hans, als er seinen Hut lange vergebens gesucht, statt des Hutes ein langes hutähnliches Buttergefäß, setzte es auf, sperrte die Thüre zu und lief hinterher. Als die Leute in solchem Aufzug ihn sahen,

konnten sie sich des Lachens nicht erwehren; Hans aber lief zu seiner Frau und rief ganz fröhlich: „ich komme doch mit, siehst du es, du wolltest gut, ich sollte nichts sehen und zu Hause bleiben!“ „Hans kehre schnell um, das Haus brennt!“ rief seine Frau und wollte ihn auf so feine Art heimschicken. Er aber rief: „o du närrisches Weib, das kann ja nicht sein, ich habe ja den Schlüssel in meiner Tasche!“ Jetzt war der Frau der lange Geduldsfaden gerade ausgegangen und riß kurz ab: „gehe mir aus den Augen, du thörichter Mann, daß ich dich nimmer sehe!“ Hans ließ sich das nicht zweimal sagen und lief fort. Als aber die Frau ihr Kind begraben hatte und nun einsam in ihre Wohnung zurückkehrte, sprach sie: „es ist besser, sich einen Mühlstein an den Hals zu hängen und ins Wasser zu springen, als so einen Thoren zum Manne zu haben; wehe der Frau, über welche unser Herrgott eine solche Strafe verhängt!“

Der thörichte Mann aber lief in die Welt mit dem Butterfäßchen auf dem Kopfe, damit ihn seine Frau nicht sehe und läuft noch immer fort, wenn er nicht bei den klugen Männern, die stets Licht und Luft in Säcken zusammentragen, um Glasscheiben an ihre Fenster daraus zu machen, in Dummhannesdorf angelangt ist und sich da seßhaft niedergelassen hat.

---

64. Hans und Jagerle.

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne, der eine hieß Hans, der andere Jagerle. Einmal schickte sie der Vater aufs Feld; der ältere sollte im Walde Holz fällen, der jüngere die Schafe hüten. Da schickte gegen Mittag Hans den Jagerle nach Hause, daß er das Essen hole; man gab ihm

aber daheim einen Topf mit Milch und einen Paluckes. Als Hans an den Fluß kam und gerade über die Brücke ging, so schrieen die Frösche quack — ack — kack! quack — ack — kack! Der Junge glaubte, sie riefen: „Jagerle schau, Jagerle schau!“ und dachte: „ihr armen Thierchen, ihr seid gewiß sehr hungrig, wartet, ihr sollt nicht umsonst gebeten haben!“ Damit goß er aus seinem Topfe die Milch in den Fluß, die Frösche tauchten unter und waren still; Jagerle aber freute sich des, denn er dachte, jetzt äßen sie und seien befriedigt. Wie er nun so in seinen Gedanken in den Fluß sah, merkte er nur einmal zu seinem Schrecken, daß die Brücke eine Menge Löcher hatte. „O ihr armen Schafe, wie würdet ihr hier eure Füße gebrochen haben, wenn ich nicht bei Zeit die Gefahr bemerkt hätte.“ Damit nahm er den Paluckes und strich so weit er reichte, alle Löcher zu. Dann eilte er froh zur Heerde und in den Wald zu seinem Bruder. Dieser fragte ihn: „hast du das Essen gebracht?“ „Ja, aber als ich auf die Brücke kam, da baten mich die hungrigen Thierchen im Wasser so flehentlich, daß ich ein Stein gewesen wäre, wenn ich mich ihrer nicht erbarmt hätte; ich goß ihnen denn die Milch hinunter. Dann denke dir nur, die Brücke war so voller Löcher, daß unsere Schafe sich gewiß die Füße zerbrochen hätten, wenn ich das nicht bei Zeiten gesehen, allein nun habe ich sie mit dem Paluckes zugeschmiert.“ „O du Dummbart, der du bist, jetzt leide Hunger; ich will mir schon Erdbeeren im Walde suchen!“ Jagerle ging voll Aerger zu der Heerde, weil ihn sein Bruder so gescholten hatte. Bald überkam ihn der Hunger auch so sehr, daß er seinen ganzen Tornister durchsuchte, ob er da nicht etwas zum Beißen finde. Endlich fand er noch eine verschimmelte, harte Brotkrume; er fing gleich an zu nagen und zu kauen; die Schafe aber lagen auch da und kauten ebenfalls. Jagerle aber

verdroß das sehr, denn er dachte, sie machten ihm nach und spotteten seiner; er nahm seinen Stock und schlug sie alle todt. Als gegen Abend sein Bruder hinkam, daß sie mit einander die Schafe heimtreiben sollten, schlug er die Hände über einander und rief: „um Gottes willen, was hast du gethan?" „Ich bin nicht einer, der sich verspotten läßt!" sprach Jagerle, als ich da an einer verschimmelten Brotkrume nagte, machten sie mir ein schiefes Gesicht, jetzt haben sies bezahlt bekommen!" „O weh!" sprach Hans, „was wird uns der Vater thun? Ich will mich hüten, ihm vor die Augen zu kommen!" Er schlich sich aber verstohlen nach Hause, nahm sich seinen Geldbeutel und wollte in die Welt laufen; Jagerle aber war ihm nachgegangen und da er nichts hatte, nahm er die Thüre auf den Rücken und lief ihm nach. „Bleibe mir vom Halse!" sprach Hans, „ich gehe nicht mit dir!" „Das sollst du auch nicht!" sprach Jagerle, „aber ich gehe mit dir!" Da kamen sie Abends, als es schon dunkel war, in einen Wald; nur einmal sahen sie in der Ferne eine Menge Räuber kommen. „Jetzt sind wir verloren, wenn du mir nicht folgst," sprach Hans zu Jagerle, „nur schnell mir nach!" Hans stieg auf einen Baum, Jagerle kletterte mit der Thüre nach. Die Räuber aber kamen immer näher und ließen sich gerade unter dem Baume nieder und machten ein Feuer; die beiden auf dem Baume quälte der Rauch, allein sie hielten ihn aus; da rief Jagerle: „Hans ich muß pissen!" „Nur das nicht, sonst sind wir verloren!" drohte dieser. Doch Jagerle pißte und gerade ins Feuer und in die Töpfe und Pfannen. „Wie es auf einmal regnet!" sprachen die Räuber. Nach einiger Zeit rief Jagerle wieder: „Hans ich muß misten!" „Nur das nicht!" drohte Hans, „sonst sind wir verloren." Aber — Noth bricht Eisen! bald fiel etwas dem Räuberhauptmann auf die Nase. Erschrocken wischte sich

der gleich ab und sprach: „es muß ein großer Vogel auf diesem Baüm nisten!“ Es dauerte nicht lange, so rief Jagerle: „Hans ich kann die Thüre nicht länger halten, ich muß sie fallen lassen!“ „Nur das nicht!“ drohte Hans, „sonst sind wir verloren!“ Alsbald aber — platsch! lag sie schon unten und schlug zwei Räuber todt, die andern liefen im Schrecken davon und als sie in der Ferne wieder Athem geschöpft, riefen sie: „das war ein Donnerschlag, Gott sucht uns heim, wenn wir es am wenigsten vermuthen!“ Als aber Hans und Jagerle sahen, daß die Räuber fort waren, so stiegen sie hinunter und nahmen alle Schätze und da war auch eine silberne Flöte vom Hauptmann; Jagerle nahm sie an den Mund und fing damit ein Hirtenstück an zu pfeifen. Es wagte es aber einer von den Räubern, der Unglücksstätte sich wieder zu nähern und trat zu Jagerle und sprach: „aber wie kannst du so schön pfeifen!“ „Ja!“ sprach Jagerle, „man hat mir die Zunge gelöst!“ „Willst du mir sie nicht auch lösen?“ bat der Räuber. „Warum nicht? komm nur her.“ Da schnitt Jagerle dem Räuber die Zunge aus; der lief aber alsbald heulend fort zu seinen Kameraden und als diese ihn fragten, was ihm geschehen, rief er nur verworren: „hababababa!“ Sie glaubten, er sei vom bösen Geist besessen und flohen vor ihm nach allen Richtungen fort und Niemand hat sie mehr gesehen.

Hans und Jagerle kehrten nun mit dem vielen Gelde nach Hause und ihr Vater verzieh ihnen und vergaß über den großen Schätzen die verlornen Schafe.

---

65. Wie soll ich denn sagen?

Ein Mann, der zu seinem Zeichen dumm war, mehr als es recht ist und sich schickt, sprach einmal zu seiner Frau: „ich möchte gern die Welt besehen, gieb mir einen Spruch auf den Weg!" „Daraus wird nichts!" sagte diese ganz kurz, denn sie fürchtete, er werde ihr draußen nur Schande machen. Der Mann aber glaubte, das sei der Spruch, lief fort und sprach immer vor sich hin: „Daraus wird nichts! daraus wird nichts!"

Indem kam er an ein Ackerfeld, da waren Leute die säeten Korn und sprachen unter einander: „das kann eine gute Ernte geben!" „Daraus wird nichts!" rief der Dumme jetzt, indem er seinen Spruch etwas laut sagte. Alsbald nahmen jene ihre Prügel und fielen über ihn her und durchwalkten ihn tüchtig. „Wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist?" seufzte er. „Herr gieb mehr!" sprachen sie. Da lief er weiter und sprach immer: „Herr gieb mehr, Herr gieb mehr!" Nur einmal kam er bei zwei, die lagen sich in den Haaren und schlugen sich mit den Fäusten. „Herr gieb mehr!" rief der Dumme. Gleich ließen die einander aus und kamen über den Fremden und stießen und schlugen ihn, daß es eine Art hatte. „Wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist?" „Gott scheide euch!" sprachen sie. Nun lief er weiter und murmelte immer vor sich hin: „Gott scheide euch, Gott scheide euch!" Indem kam er zu einem verliebten Paar, die thaten sich gerade schön. „Gott scheide euch!" rief der Dumme seinen Spruch. Da fielen beide über ihn her; der Jüngling „knufeite" und zerstieß ihn, die Jungfer zerzauste und zerkratzte ihn rechtschaffen. „Wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist," heulte er vor Schmerz. „Neiget euch zu und küßt einander!" sprachen

sie. Nun ging er wieder weiter und sagte seinen Spruch vor sich hin. Da kam er bei einigen vorbei, die hockten unter einem Zaun und misteten gerade. „Neiget euch zu und küßt einander!“ rief der Dumme seinen Spruch. Da wurden jene ärgerlich, sprangen auf und fielen über den Spötter und zerarbeiteten ihm den Rücken. „Wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist?“ „Laßts liegen, es stinkt!“ sprachen sie. Nun lief er weiter und rief immer vor sich hin: „Laßt's liegen, es stinkt!“ So kam er an eine Fleischbank, wo viele Leute herumstanden und Fleisch begehrten. „Laßt's liegen, es stinkt!“ rief der Dumme seinen Spruch. Da wurden die Fleischhauer wüthend, fielen über ihn her und ließen mit ihren derben Fäusten einen Hagel von wälschen Nüssen auf sein Haupt und seinen Rücken herabfahren, daß ihm darunter das Hören und Sehen verging. „Wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist?“ fragte er jammernd. „Nehmt ein Stück und bratets!“ sprachen sie. Nun lief er weiter und murmelte vor sich hin seinen Spruch, und so kam er zu einem, der stand um seine todte Kuh und sprach: „ich armer geschlagener Mann, was soll ich jetzt machen?“ „Nehmt ein Stück und bratet's!“ rief der Dumme. Da fiel jener über ihn her und schlug ihn mit beiden Fäusten, daß er zu Boden sank. „Sollst du in meinem Unglück mich noch verspotten?“ „Aber wie soll ich denn sagen, wenn das nicht recht ist?“ „Gott behüt dich vor Unglück!“ sprach jener. Also lief nun der Dumme weiter und kam mit diesem Spruch überall unangefochten in der Welt durch; endlich zog er wieder nach Hause. Seine Frau hatte ihn schon lange vergessen und war von Grund ihres Herzens froh, daß sie seiner los war. Nur einmal ging die Thüre auf und ihr Mann trat ein und rief freudig: „Gott behüt dich vor Unglück!“ Sogleich lief diese ins Vorhaus, holte den

langen Backofenwisch, schlug auf ihn und schrie: „so fahre denn zum Teufel, du lebendiges Unglück!“ Da lief er in einem fort, bis in die Hölle. Die Teufel erbarmten sich seiner Dummheit, nahmen ihn auf und machten ihn zum Feuerschürer und das ist er bis auf den heutigen Tag; wers nicht glaubt, kann hingehen und sich überzeugen.

---

66. Suche nur, es giebt noch Dümmere.

Zwei Bauernfamilien, Vater und Sohn, wohnten einträchtig in einem Hause und hatten eine Wirthschaft. Es geschah aber, daß gerade zur Erntezeit die junge Frau des Sohnes in den Wochen war und die alte Schwiegermutter blieb bei ihr, die Andern gingen mit dem Gesinde ins Feld. Die Alte aber sollte daheim Brot backen und dann frische Hanklich und weiches Brot den Arbeitern aufs Feld hinaustragen; sie hatte den Teich schon geknetet und die junge Schnur heizte draußen den Ofen; jetzt kam auch die Alte hin; die junge Frau aber ging hinein, um das Kind, das zu schreien anfing, zu stillen und zu säugen, und als sie neben der Wiege kniete, blickte sie einmal auf und sah über sich den Schleifstein, welchen ihr Mann dahin auf den Balken gelegt hatte. „Ach! ach!“ fing sie nur einmal an zu jammern und zu klagen, „wenn der Stein herunter fällt, so schlägt er mein Kind todt!“ Als die Alte draußen das Gejammer hörte, ging sie schnell hinein und fragte nach der Ursache, und als sie von der großen Gefahr hörte, fing sie auch an zu weinen; indem fing das Kind in der Wiege, erschreckt durch das Gewimmer, auch an zu schreien. Dies Klagegeheul dauerte fort, der Teig stieg indeß aus den Trögen heraus, das Feuer im Backofen brannte nie-

der und erlosch; der Mittag war da, keine Hanklich und kein weiches Brot kam aufs Feld. Der Alte ging nach Hause, um zu sehen, was es wäre; da hörte er auch die traurige Geschichte: wenn der Stein aufs Kind falle, so werde er's todtschlagen, da mußte er freilich mitweinen. Der junge Sohn und das Gesinde auf dem Felde konnten aber vor Hunger nicht mehr aushalten. „Weiß auch der sichtliche Teufel, was die zu Hause machen; ich muß nun selbst nachsehen!" Als er eintrat und Alle weinen sah und jammern hörte und sie ihm die Geschichte erzählten, rief er voll Unmuth: „o ihr Narren, so nehmt doch den Stein fort, so wird ihm nichts geschehen!" Er that es selbst und da war nun Alles in der Ordnung. Nun wurde schnell eine lange Suppe gemacht und den Arbeitern aufs Feld geschickt; die daheim mußten fasten.

Der Sohn aber dachte und sprach bei sich: „ich hätte doch nicht geglaubt, daß deine Leute so dumm wären; du mußt einmal in die Welt gehen und forschen, ob es noch so dumme Menschen giebt?"

Er sattelte sein Pferd und ritt fort; da kam er in ein Dorf und sah hier nur einmal etwas, worüber er lachen mußte. Eine Frau stand unter einem Schopfen und hielt ein Paar Gatchenhosen; der Mann stand auf dem Schopfen und versuchte mit beiden Füßen zugleich hineinzuspringen; allein es mißlang ihm immerfort. „Ihr Narren!" rief endlich der Fremde, „das macht man ja so und so!" und zeigte es. Der Mann war himmelfroh, daß er die Kunst gelernt und beschenkte den Fremden; der ritt lachend weiter und tröstete sich und sprach: „die sind nicht gescheidter als deine!"

Nach einiger Zeit kam er in einen Wald und sah hier etwas, worüber er wieder lachen mußte. Ein Mann saß auf einem hohen Baum und hieb an dem Ast, auf dem er saß

und war mit dem Gesicht gegen den Baum gekehrt und mußte herunterfallen, so wie der Ast brach. „Halt, Thörichter! was machst du?“ rief er ihm, „du wirst gleich herunterfallen!“ „Nu ja, nicht daß ich!“ sprach der und hieb weiter. Der Fremde war aber nur ein kleines Stückchen fortgegangen; plumps! hörte und sah er nur einmal, daß jener schon am Boden lag; er hatte sich glücklicherweise das Genick nicht gebrochen. Er raffte sich aber gleich auf und lief dem Fremden nach und rief: „lieber Mann, jetzt sehe ich, daß ihr ein Prophet seid, saget mir doch, wie lange werde ich leben?“ Macht euch nur schnell auf nach Hause, denn bis euer Pferd drei Mal von hinten bläst, seid ihr todt!“ Der Arme gerieth in nicht geringe Angst, band schnell sein Pferd vom Baum, schwang sich darauf und trieb es mit den Sporen heftig an. Das aber ließ gleich in der Angst einen Pumps. „Ach, das ist schon einmal!“ rief er und trieb es noch ärger an. Bald ließ es wieder einen. „Das ist schon zweimal!“ sprach er bestürzt und die Haare standen ihm zu Berge. Er spornte sein Pferd noch mehr; da ließ es den dritten. „Das ist dreimal!“ sprach er; „ach, jetzt bist du todt!“ Er stieg ruhig ab und legte sich nieder an den Weg.

Der Fremde aber hatte ihm aus der Ferne zugesehen. Da kam er zu ihm und sprach: „was ist mit euch, was macht ihr?“ „Ach Gott, ach Gott, ich bin todt und muß jetzt hier liegen und bin so hungrig! Seid so gut, lieber Mann, und geht und sagt meiner Frau, sie solle mir zu essen bringen; denn das wird sie doch einsehen, daß ich Todter nicht nach Hause kommen kann!“ Der Mann dachte: „der ist noch viel dummer, als deine Leute daheim!“ und ritt weiter seines Weges.

Jener aber lag noch lange da und es kam ihm keine Hilfe; nur Krähen und Adler flogen um ihn herum; da rief er ihnen

zu: „hesch! hesch! ei wenn ihr nur todt wäret, wie ich, so würdet ihr gewiß nicht hier herumfliegen!" Indem kam auch ein Zigeuner des Weges, der sah den Mann da liegen und das Pferd auf der Wiese allein; er glaubte, der Mann schlafe und benutzte die Gelegenheit, schwang sich auf's Pferd und ritt davon. „Ha!" schrie jener auf dem Boden und ballte seine Faust, „wenn ich nicht todt wäre, solltest du es bekommen, Räuber!"

Endlich wurde sein Hunger zu groß und er konnte es nicht mehr aushalten, sprang zornig auf und rief: „Der Teufel soll todt sein, aber nicht ich; man kann ja dabei vor Hunger umkommen!" Er ging jetzt zu Fuß, so schnell er konnte, nach Hause.

Der Fremde aber fand noch unzählige Dumme in der Welt; endlich dachte er: „du weißt nun genug; alle kannst du doch nicht aufsuchen!" und ritt nach Hause und war froh und getröstet, daß seine Leute nicht zu den Dümmsten gehörten.

---

67. Die faule Kathrin.

Es war einmal eine Frau, die hieß Kathrin und war faul, wie ein Klumpen Blei; sie ging aber jeden Tag, um nicht zu Hause arbeiten zu müssen, in den Weinberg; hier that sie gar nichts, sondern nahm nur ihre Haue, schlug sie in die Erde und sprach: „jetzt grabe, Haue!" Dann legte sie sich nieder und schlief bis zur Essenszeit. Wenn sie der Hunger weckte, erhob sie sich ein wenig, aß gehörig und kehrte sich dann auf die andere Seite und schlief, bis es Abend und Zeit war zum Heimgehen. Dann nahm sie ihre Haue, ging schnell nach Hause und stellte sich, als ob sie von der Arbeit so schwitze

und aß auch wieder gut zum Nachtmahl. Eines Tages ging ihr Mann heimlich ihr nach in den Weingarten, um zu sehen, was sie vorgebe; aber da sah er weder etwas von Arbeit noch seine Frau; endlich fand er sie unter dem dicken Nußbaum schlafen. „Ha," dachte er, „vielleicht kannst du auf eine kluge Art von dem faulen Thier frei werden;" er schlich leise zu ihr hin, nahm seine Hippe, schnitt ihr den langen Zopf ab, ohne daß sie es merkte, nahm dann die Haue und ging nach Hause. Hier sagte er seinen Kindern, die noch klein waren: „wenn eine Frau kommt ohne Zopf und ohne Haue und fragt: ist euere Mutter zu Hause? so sagt nur: ja!" Damit ging er fort in die Mühle und schloß hinter sich die Thüre zu.

Als die Frau im Weingarten gegen Mittag erwachte, rieb sie sich die Augen und schüttelte den Kopf. Da fand sie ihn so ungewöhnlich leicht; sie griff nach ihrem Zopf, allein der war nicht da. „Am Ende bin nicht ich es!" dachte sie, „denn als ich mich schlafen legte, hatte ich doch einen Zopf; du willst dich aber gleich überzeugen, du hattest ja auch eine Haue mit!" Als sie die Haue nicht fand, erstaunte sie und rief: „nein wahrlich, das bin ich nicht! Du willst dich aber noch besser überzeugen, bevor du aburtheilst!" Damit ging sie so schnell oder so langsam, als nur eine faule, verschlafene Frau, wenn man sie nicht sieht, zu gehen pflegt, nach Hause. Im Gehen aber sprach sie immer vor sich hin: „bin ich es, oder bin ich es nicht!" Weil sie aber daheim die Thüre zugesperrt fand, so ging sie ans Fenster und klopfte. Die Kinder sprangen gleich hin und sahen die Frau ohne Zopf und ohne Haue, wie sie ihr Vater beschrieben hatte, und als diese nun fragte: „ist euere Mutter zu Hause?" so agten sie: „ja, ja!" „Jetzt," sprach sie bei sich, „ist es klar, daß nicht ich es bin; ich will aber gehen und mich suchen, am langen Zopf und an der

Haue im Weinberg und an der Mutter, die nicht zu Hause ist, bin ich leicht zu erkennen!" So ging sie nun in die weite Welt, um sich zu suchen, und geht bis heute noch und kann sich nimmer finden.

Als aber ihr Mann Abends aus der Mühle nach Hause kam und hörte, daß eine Frau so und so dagewesen und fortgegangen sei, sprach er vergnügt: „gelobt sei Gott, der mich erlöst hat! denn ich will tausendmal lieber allein im Schweiße meines Angesichtes mich und meine Kinder ernähren, als so ein faules Aas in meinem Hause länger erhalten."

68. Die Frau ohne Hemd.

Es war einmal eine walachische Frau, die hatte eine Tochter, die war sehr faul und wollte niemals spinnen; sagte am Abend die Mutter:

„Kåstnåschô*) se spänn doch,
de hôst nor ìn hämd nôch!"

so antwortete sie:

„åch næ motter næ,
desen ôwend schlôfe gôn,
mårn fræ åfstôn,
vil spännen, vil spännen!"

Weckte sie am Morgen ihre Mutter und sprach:

„Kåstnåschô,
åfstôn spänne gôn!"

so antwortete sie:

„åch næ motter næ,
dese mårgen lätzen, (faulenzen)
'n zôwend sätzen,
vil spännen, vil spännen!"

*) Kåstnåschô = kåste nea schô (schu, schîn) = kannst du nun schon.

und so ging es immerfort, einen Tag, wie den andern. Da trug es sich zu, daß eines Tages ein walachischer Knecht kam und bei der Mutter um die Tochter anhielt. Die Mutter war froh und sagte gleich zu, ging dann zu ihrer Tochter und sprach:

„Kåstnåschô,
spänne gôn,
'n rin hämd spännen,
dich frånydern!“

Da antwortete die Tochter wieder:

„åch næ motter næ,
z'irscht frånydern
dernô spännen!“

So wurde sie gefreit und bald auch die Hochzeit gehalten; weil aber die Braut nur ein Hemd hatte und das schon schmutzig war, so entlehnte sie von einer sächsischen Magd einen Kürschen und zog den drüber. Darauf führte sie ihr Mann heim in ein anderes Dorf, aber sie war noch immer zu faul und wollte nicht spinnen. Ihr einziges Hemd wurde immer schmutziger und fiel bald stückweise von ihrem Leibe. Da geschah es, daß sie auf eine Hochzeit eingeladen wurden; sie sprach nun zu ihrem Mann:

„mån, læwer mån,
ech net åf hochzet kån,
hämd zerrässen;
tea môrt gôn,
int kifen!“

Ihr Mann ging auf den Markt und sah hier eine schöne fette Gans, vergaß das Hemd, kaufte die Gans und band sie vorn an den Gürtel. Die Frau aber saß vor der Thür und wartete. Nur einmal sah sie ihn weit auf der Bergspitze kommen. Er sah sie auch, nahm die Gans, hielt sie in die Höhe und schrie: „eine Gans, Frau, eine Gans!“ Sie aber hörte

das nicht und glaubte, wie sie das Weiße erblickte, es sei ein Hemd, lief schnell hinein und warf die letzten schmutzigen Lumpen von ihrem einzigen Hemd ins Feuer, hing sich dann fröhlich ein Hanklichbrett vorn und eines hinten an und lief ihrem Mann entgegen. „Bringst du mir ein Hemd, lieber Mann?“ „Ich rief dir ja, es sei eine Gans!“ sprach der Mann, „die Hemden waren zu theuer!“ Da tröstete sich die Frau gleich und sprach:

„åch læwer mån,
wæ geat hôste gedôn,
nea hu mer kom wat ze teanken!“

Aber als sie die Gans gegessen hatten, fragte sie: „wie soll ich jetzt auf die Hochzeit gehen?“ Sprach der Mann:

„bekrit dich net,
nom vuer det hånklichbrât,
hanyden de fäderwäsch,
entlin drif en kürschen!“

So machte sies auch und ging mit der Hochzeit in die Kirche, und als es zum Mahle kam, setzte sie sich zum Tisch und es war alles gut. Abends aber, wie es zum Tanze kam, forderte sie der Bräutigam auf und sprach:

„ôf de kürschen!
dånzen!“

Sie wehrte sich aber und sprach:

„loss mech aus,
ech net dånzen!“

Der Bräutigam rief:

„dåt terf net seny,
heyd moss ållent dånzen!“

Damit faßte er sie, nahm ihr den Kürschen ab und riß sie gewaltsam in den Reihen und tanzte, so daß alle Leute hell auflachten, wie sie das Paar sahen. Er juchheite und schnalzte mit den Fingern, sprang und schrie in einem fort:

„hopp, hopp, hopp,
vuer brädder, brädder top,
hånyden mät dem fäderwäsch,
äs dåt net än låstig — — juh, juh, juh!“ —

Kaum hatte er sie ausgelassen, so warf sie den Kürschen um und lief beschämt nach Hause; doch dachte sie noch immer nicht ans Spinnen. Es kam die Osterzeit; da sprach sie zu ihrem Mann: „wie werde ich das Ostermahl nehmen, ich habe kein Hemd?“ „Lasse nur, ich will es schon machen!“ Er legte sie in ein Faß und führte dies vor die Kirche, und als die Leute drinnen fertig waren und nach Hause gingen, sprach der Mann zum Popen: „Herr, meine Frau hat kein Hemd; sie wartet draußen in einem Faß aufs Ostermahl!“ „Das soll sie gleich haben!“ Der Pope ging nach Hause und brachte sich frische Ruthen, trat dann zum Faß und sprach: „jetzt komme heraus!“ Die Frau wollte zwar nicht heraus, allein sie mußte; da schlug sie der Pope, daß die Ruthenspitzen flogen und sprach:

„tea felet ôs!
bäs der paleokes kôcht,
kåst doch spännen!“

Sie lief blutig nach Hause und wollte nicht warten, bis der zornige Pope mit dem Schlagen aufhörte. Aber auch jetzt noch dachte sie nicht ans Spinnen. Zuletzt wurde ihre Faulheit auch dem Manne zu viel und er überlegte, wie er sie auf eine feine Art sich vom Halse schaffen solle. Eines Tages sprach er zu ihr: „Frau, wir sind lange nicht bei deiner Mutter gewesen, wir wollen hinfahren!“ „Das ist ja recht gut!“ sprach sie, „nur habe ich kein Hemd!“ „Ich will dich in einen Sack stecken!“ sprach der Mann, „da sieht man dich nicht!“ „Ei, das ist klug von dir!“ sagte sie und also geschah es, und er legte sie auf den Wagen. Unterwegs stellte sich ihr Mann, als käme Jemand zum Wagen und grüßte:

„geaden dåch! wæ gidet ich nôch?“ — fragte er mit verstellter Stimme.

„Nea geat!“ antwortete er sich.

„Nå wåt hôder äm såck?“ fragte er wieder.

„E schweny!“ — antwortete er.

„Lot hiren, wæ mâcht det schweny, won ich et schlôn?“

Nun schlug er seine Frau im Sack, daß es eine Art hatte. Diese aber glaubte, der Fremde schlage und wollte sich nicht verrathen und fing an zu grunzen wie ein Schwein. Als es ihr schien, daß der Fremde fort sei, klagte sie und sprach: „o, das that weh, wie sehr konnte der Garstige schlagen!“ Bald darauf stellte sich ihr Mann wieder, als wenn Jemand grüßte und sprach:

„geaden dåch! wæ gidet ich nôch?“ fragte er.

„Nea wæ et kån!“ antwortete er sich.

„Nå wåt hôder äm såck?“ fragte er weiter.

„En gis!“ sprach er.

„Nå lot hiren, wæ mâcht de gis, won ich se schlôn?“ — schlug damit seine Frau wieder aus allen Kräften; sie aber glaubte, der Fremde schlage und da sie sich nicht verrathen wollte, schrie sie in einem fort: „meck, meck! — meck, meck!“ Als es wieder ruhig ward und die Frau meinte, daß der Fremde fort sei, jammerte sie erschrecklich und sprach: „Mann ich kann das nicht mehr aushalten! Wenn noch Jemand kommt und mich schlägt, so sterbe ich im Sack!“ „Ja, was soll ich denn sagen und was willst du machen, wenn nun doch Jemand kommt!“ „Lieber in den Brennesselbusch!“ sprach sie, „als noch einmal solche Schläge aushalten!“ „Nur schnell denn heraus!“ sprach er, „ich sehe in der Ferne Jemanden kommen!“ Da sprang die Frau hurtig heraus und lief in den Brennesselbusch; er ließ sie aber lange Zeit da und sie verbrannte sich

so, daß sie am ganzen Körper weiße Blasen hatte; endlich rief der Mann: „Komm heraus, der Fremde ist vorbei!“ Nun kam sie schnell und kroch wieder in den Sack; endlich gelangten sie zu ihrer Mutter. Der Mann nahm den Sack und trug ihn ins Zimmer. „Was bringst du da?“ fragte die alte Mutter. „Das werdet ihr gleich sehen!“ knüpfte schnell auf, und siehe da, ihre Tochter sprang heraus und lief gleich hinter den Ofen. Ihre Mutter aber war jetzt fast wüthend; sie riß das glühende Feuereisen vom Heerd, fiel über die Tochter her, schlug auf sie los und sprach:

„Kåstnaschô!
nea hälft nor det schlôn,
ei hât ich et i gedôn!
net ôwends spännen,
net märgens spännen,
glech spännen!“

Sogleich warf sie ihr den Rocken hinter den Ofen und sie durfte sich nicht rühren und bekam auch nichts zu essen, bis sie sich nicht ein Hemd gesponnen hatte. Die faule Kåstnaschô wurde von da an, und das ist das Merkwürdigste von der Geschichte, die fleißigste Spinnerin. Wer's nicht glaubt, zahlt ein Trinkgeld für den Erzähler.

---

69. Die Mähr vom rothen Hahn.

(Foppmährchen.)

„Liebe Großi, erzählt uns doch eine Mähr!“

Nun gut; habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn? das ist eine wunderschöne Geschichte.

„So erzählt sie uns!“

Ich sage ja nicht, „so erzählt sie uns!" sondern „habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn?"

„Nun ja, das habt ihr gesagt!"

Ei so habe ich nicht gesagt: „nun ja, das habt ihr gesagt," sondern: „habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn?"

„Nein, wir haben sie nicht gehört, erzählt sie doch!"

Wer sagt denn: „nein, wir haben sie nicht gehört, erzählt sie doch!" ich sagte: „habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn?"

„O Gott, wir wissen nicht, was ihr sagt und fragt und was wir hören und nicht hören sollen!"

So sagte ich doch nicht: „o Gott, wir wissen nicht, was ihr sagt und fragt und was wir hören und nicht hören sollen!" sondern: „habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn?"

„Habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn? Habt ihr gehört die Mähr vom rothen Hahn?"

So ist es; nun wißt ihr, was ich euch bisher erzählt habe; merket jetzt auch das Ende der traurigen Geschichte:

„Der Hahn war roth
Meine Mähr ist todt!"

„Aber Großi, war das eine Mähr?"

---

70. Die drei lustigen Jäger.

Es fanden sich einmal drei lustige Jäger zusammen; der eine war stockblind, der andere lendenlahm, der dritte splitternackt. Als sie nun in den Wald kamen, sah der Blinde einen Hasen und schoß ihn mausetodt; aber der Hase machte sich nichts daraus und lief fort. Da eilte ihm der Lahme nach

und fing ihn; der Nackte steckte ihn gleich in seine Taschen und alle drei gingen jetzt fröhlich nach Hause, brieten den Hasen und ließen sich es wohl schmecken. „Nicht wahr, du hättest auch gerne mitgegessen?"

---

71. Vom alten Bauer, der hinter den Ofen ackern fuhr.

Es war einmal ein alter Bauer, der nahm seinen Pflug und fuhr hinter den Ofen ackern; er ackerte lange, lange; da fand er nur einmal eine große Truhe. „Was wird darinnen sein?" dachte er; er hätte das gerne gewußt. Die Truhe aber war zu und hatte ein dickes Schloß; er ging nun und holte einen Schlosser mit vielen Schlüsseln. Dieser nahm den größten Schlüssel, der paßte gerade und schloß auf. Nur einmal, was sehen sie: in der Truhe war noch eine Truhe und diese auch geschlossen; der Schlosser nahm den zweiten Schlüssel und sperrte auf. Da fanden sie wieder eine Lade und ging es nun noch lange fort, in der Lade wieder eine Lade und immer eine schöner wie die andre; zuletzt kamen sie auch auf ein kleines goldnes Lädchen, aber nun hatte der Schlosser keine Schlüssel mehr; er nahm eine goldene Stecknadel, machte daraus ein Schlüsselchen und sperrte auf. Nun sahen sie endlich das große Wunder: da war ein kleines goldenes Kälbchen, das hatte den Schwanz sich abgenagt, bis auf ein kleines winziges Stümpfchen.

Wäre das Stümpfchen länger gewest, so wäre auch mein Verzählchen länger gewest!

---

72. Die Mähr von den fünf Zehen.

Weißt du, warum diese Zehe (die dicke) hier so fett ist und die andern so mager aussehen? Ich will dir die Geschichte erzählen: diese (die kleine Zehe) ist einmal in den Wald gegangen, diese (die nächste an der kleinen) hat einen Hasen gefangen, diese (die dritte von der kleinen) hat ihn nach Hause gebracht, diese (die vierte von der kleinen) hat ihn gebraten und dieser dicke garstige Buta (die große Zehe) hat ihn ganz und allein gegessen? War das schön? Gewiß nicht! Darum können ihn die andern bis auf den heutigen Tag nicht recht leiden.

---

73. Die Mähr von den fünf Fingern.

Der Picki (Zeigefinger), der Licki (Mittelfinger), der Tschicki (Goldfinger) und der kleine Micki (kleine Finger) gingen einmal ins Feld und ließen ihren Bruder Tocki (den Daumen) zu Hause. Dieser sagte ihnen umsonst, sie sollten ohne ihn nicht ausgehen, sie würden in Gefahr kommen; sie gingen aber doch. Der Picki sprach: „ich will den Weg weisen;“ der Licki, als der größte: „ich will vorstehen und befehlen;“ der Tschicki: „ich will die Schätze nachtragen;“ der kleine Micki: „ich will mit klugem Rath helfen!“ So gingen sie: der Picki voran, dann kam der Licki, dann folgte mit Ringlein beladen der Tschicki und den Schluß machte der kleine Micki; sie gelangten nach gar nicht langer Zeit an ein Wasser, aber da war die Brücke fortgerissen. Nun standen sie eine gute Weile und warteten, das Wasser solle abfließen, allein das floß immer fort und sah nicht darnach aus, als wolle es aufhören. Da

sprach der kleine Micki zum Licki: „du Großhans mit den langen Beinen, gehe du am Ufer auf und ab und sieh, ob du nicht Weg und Steg über den Fluß findest; indeß wollen wir andern einen Kahn bauen!“ Da gingen die drei Kleinen und suchten Holz zu einem Kahn; glücklicherweise fanden sie eine große wälsche Nuß. „Wenn wir die nur aufmachen könnten!“ sprach der kleine Micki, „so hätten wir den Kahn gleich fertig!“ Da mußten der Picki und Tschicki die Nuß an beiden Flügeln anpacken und siehe, wie sie einmal alle ihre ganze Kraft anstrengten und rissen, ging die Nuß aus einander; sie nahmen gleich eine Schale, höhlten sie gut aus und trugen sie zum Fluß; indem kam auch der Licki und sprach: „kein Weg und Steg ist zu finden!“ „Es ist jetzt auch nicht mehr nöthig!“ sprach der kleine Micki. Sie setzten sich alle in die Nußschale; der kleine lenkte, die andern ruderten und so kamen sie glücklich ans andere Ufer. Sie stiegen aus und wanderten weiter fort und kamen nur einmal an einen großen Garten; sie traten gleich hinein und sahen da ein großes Schaff voll Honig; der Picki langte ins Schaff und kostete und weil es so süß schmeckte, so langte er immer wieder hinein und leckte fort; die andern aber wurden endlich sehr unwillig und wollten weiter gehen; allein der Picki wollte nicht kommen und den Weg weisen; der Licki befahl umsonst, der Tschicki fürchtete sich vor Räubern und der kleine Micki sprach: „der Picki thut seine Schuldigkeit schlecht, es wird uns übel ergehen!“ Da kam nur einmal, ehe sie sichs versahen, der große garstige Bär, der brummte erschrecklich: „Ha, ihr Diebsgesichter, jetzt habe ich euch! wartet ich will euch Honig geben! gleich fresse ich euch alle!“ Da waren die Kleinen so erschrocken, daß sie nicht eins sagen konnten; endlich kam ihnen die Sprache wieder; sie fielen vor dem Bären nieder und baten um Gnade: „sie

hätten ja nicht gewußt, daß dieser Honiggarten ihm gehöre!" aber das war alles umsonst; der Bär wollte schon dran, eins nach dem andern zu verschlucken. Indem kam dem kleinen Micki ein kluger Einfall: „Lieber Bär!" sprach er, „wir sind fünf Brüder; unser ältester Bruder Tocki ist zu Hause, wenn wir denn einmal sterben sollen, so wartet, daß ich ihn auch hierher rufe, daß wir alle mit einander sterben!" Das gefiel dem lüsternen Bären und er hatte nichts dawider, daß er einen guten Bissen mehr bekommen sollte. Also lief der kleine Stubedinzi nach Hause und rief den Tocki zu Hilfe. Dieser war anfangs sehr zornig und sprach: „warum seid ihr ausgegangen, habe ich euchs nicht gesagt? Jetzt könnt ihr zappeln!" Aber der kleine bat so sehr, daß er sich endlich erbarmte, eine große Keule nahm und mitging. Als er mit dem Kleinen im Honiggarten ankam, fielen alle über den Bären her und der dicke Tocki schlug ihn mit seiner Keule todt. Dann gingen alle nach Hause und waren froh.

Von da an zogen die vier andern Finger nie ohne den starken Tocki aus und es ist ihnen auch weiter kein Unglück zugestoßen. Der Licki aber blieb immer in der Mitte und deshalb heißt man ihn auch Mittelfinger; der dicke Tocki und der kleine Micki gehen als Wächter an beiden Enden; jener weil er durch seine Kraft, dieser, weil er durch seine Pfiffigkeit die andern beschützt. Der Kleine wird noch immer zu Rathe gezogen, wenn man etwas Gescheidtes anstellen will und deshalb spricht man noch heute, wenn Jemand einen klugen Einfall hat: „das hat ihm sein kleiner Finger gesagt!"

---

74. Die Büffelkuh und das Fischlein.

Einmal kam eine große, große Büffelkuh an ein kleines Bächlein, um zu trinken; sie hatte einen unersättlichen Durst und soff ohne Aufhören. In dem Bächlein aber wohnte ein klein winziges Fischlein, das war immer sehr lustig, hüpfte und sprang und spielte mit den glitzerigen Steinchen. Es fürchtete nun, die Büffelkuh werde ihm das Wasser alles saufen und rief ihr zu: „warum säufst du so viel? Soll ich hier auf trockenem Sande bleiben und umkommen? Höre auf, nicht daß ich über dich komme!“ Aber die Büffelkuh spottete und brummte: „Boah! du kleiner Schnips, ich werde mich gleich vor dir fürchten! Sorge, daß ich dich nicht verschlinge!“ und soff fort und fort bis kein Wasser im Bächlein war. Da ward das Fischlein sehr, sehr zornig, sprang heraus und verschlang mit einemmal das ganze große Thier.

Nicht wahr, es geschah der Büffelkuh recht? Warum hat sie dem armen Fischlein alles Wasser gesoffen und hat es dazu noch verspottet?

---

75. Tod des Hühnchens.

Hähnchen und Hühnchen scharrten auf dem Mist; da fand Hähnchen ein Weizenkörnchen und Hühnchen eine Erbse. Hähnchen schluckte das Körnchen leicht hinunter, dem Hühnchen aber blieb die Erbse in der Kehle stecken und wollte würgi, würgi machen (erwürgen). Da sah Hähnchen, wenn es nicht gleich Wasser bringe, müßte das Hühnchen ersticken; es lief also gleich zur Jungfer und sprach: „Jungfer mir Wasser gieb, Hühnchen will würgi, würgi machen!“ Jungfer sprach: „bring mir

Schuh vom Schuster!" Hähnchen lief zum Schuster und sprach:

„Schuster mir Schuh gib,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!"

Schuster sprach: „Bring mir vom Schwein die Borsten!" Hähnchen lief zum Schwein und sprach:

„Schwein mir Borsten gib,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!"

Schwein sprach: „bring mir Mehl vom Müller!" Hähnchen lief zum Müller und sprach:

„Müller mir Mehl gib,
Mehl ich dem Schwein gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe.
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!"

Müller sprach: „bring mir Korn vom Acker!" Hähnchen lief zum Acker und sprach:

„Acker mir Korn gib,
Korn ich dem Müller gebe,
Müller mir soll Mehl geben,
Mehl ich dem Schwein gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,

Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!"

Acker sprach: „bring mir vom Hofe Mist!" Hähnchen lief zum Hof und sprach:

„Hof mir Mist gib,
Mist ich dem Acker gebe,
Acker mir soll Korn geben,
Korn ich dem Müller gebe,
Müller mir soll Mehl geben,
Mehl ich dem Schwein gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!"

Da gab Hof: Mist.

Hähnchen Mist dem Acker,
Acker Korn dem Hähnchen,
Hähnchen Korn dem Müller,
Müller Mehl dem Hähnchen,
Hähnchen Mehl dem Schweine,
Schwein Borsten dem Hähnchen,
Hähnchen Borsten dem Schuster,
Schuster Schuh dem Hähnchen,
Hähnchen Schuh der Jungfer,
Jungfer Wasser dem Hähnchen,
Hähnchen Wasser dem Hühnchen.

Da war aber das Hühnchen schon erstickt und mausetodt.

---

76. Begräbniß des Hühnchens.

Das Wasser kam zu spät; das Hühnchen hatte sich an der Erbse also schon zu Tode geschluckt; da machte das Hähnchen einen Wagen aus Eierschalen, legte das todte Hühnchen darauf, spannte zwei Läuschen und zwei Mäuschen an und fuhr hübsch langsam zu Grabe und trieb immer:

tschå läusker,
uidä mäusker,
heyd un mir,
mårn un dir!

Als nun das Hühnchen begraben worden war, kehrte das Hähnchen traurig wieder heim und fuhr ganz langsam. Kam der Bär und fragte das Hähnchen, warum es so traurig sei und wie er hörte, daß das Hühnchen gestorben und jetzt begraben wäre, so fing er an zu weinen und das Hähnchen weinte noch mehr und schluchzte. Sprach der Bär: „willst du mich nicht aufsitzen lassen?“ Rief das Hähnchen:

„hop hånyden af,
dåt de rädcher kerzeln,
dåt de mäusker kratzen,
unt de läusker patzen,
tschå läusker,
uidä mäusker,
heyd un mir,
mårn un dir!“

Als sie nun ein Stückchen weiter fuhren, kam der Wolf und fragte, warum daß sie so traurig wären und wie er hörte, daß das Hühnchen gestorben und begraben wäre, so war er auch untröstlich und fing an zu weinen und weinten nun das Hähnchen, der Bär und der Wolf. Sprach der Wolf: „darf ich nicht auch aufsitzen?“ Sagte das Hähnchen:

„hop hânydeu âf,
dât de râdcher kerzeln,
dât de mäusker krâtzen,
unt de läusker pâtzen!
tschâ läusker,
uidä mäusker,
heyd un mir,
mârn un dir!"

Und wie sie nun weiter fuhren, kam auch der Fuchs, der Krebs, das Ei, die Nähnadel und die Stecknadel und der Mühlstein und alle weinten, wie sie hörten, daß das Hühnchen gestorben wäre und da noch Platz war, ließ das Hähnchen sie alle aufsitzen. Sie fuhren aber immerfort, bis sie die Nacht überfiel; da suchten sie Herberge in einem Wirthshaus, das lag an der Straße. Der Wirth aber war ein grober und hartherziger Mensch und wie sie ihm ihren Jammer erzählten und ihre Noth klagten, daß das Hühnchen gestorben sei, so lachte er sie aus, spottete ihrer und peitschte sie fort in die dunkle Nacht. Da wurden alle sehr zornig und sprachen unter einander: „das können wir nicht ungestraft lassen!" und nun sagte ein jedes, was es dem bösen Wirthen anthun wolle. Der Bär sprach: „ich will seinen Kuhstall heimsuchen;" der Wolf: „ich seinen Schafstall;" der Fuchs: „ich seinen Gänse- und Hühnerstall;" der Krebs: „ich will mich unvermerkt in das Wasserschaff hineinschleichen;" das Ei: „und ich in den Glinster (glühende Asche);" die Nähnadel: „und ich in den Sorgenstuhl;" die Stecknadel: „und ich ins Handtuch!" der Mühlstein: „und ich über die Hausthüre;" der Hahn: „und ich als Wächter auf dem Hahnebalken!" Als nun der Wirth eingeschlafen war und schon schnarchte, gingen alle auf ihren Posten. Der Bär, Wolf und Fuchs hielten in Kurzem mit den Kühen, Schafen, Gänsen und Hühnern so Hochzeit, daß nichts am Leben blieb.

Als der Wirth am frühen Morgen erwachte, ging er zum Feuer, um es anzublasen; da spritzte ihm das Ei glühende Asche in Augen und Gesicht: er fluchte und lief gleich zum Wasserschaff; als er die Hand hineinlangte, kneipte ihn der Krebs, daß er nur schnell herauszog, als habe er sich auch da verbrannt. Wie er mit dem Handtuch sich abtrocknen wollte, stach ihn die Stecknadel, daß ihm gleich das Blut rann. Er wußte nicht, was heute mit ihm geschah und ließ sich im Zorn in seinen Sorgenstuhl nieder; aber im Hui! sprang er auf kerzengrade; die Nähnadel hatte das Ihrige gethan und ihn unsanft im dicken Fleisch gekitzelt. „Ist denn der Teufel los! Himmel Donnerwetter!“ fluchte er wüthend und wollte zur Thür hinausstürzen. Da fiel der Mühlstein auf ihn herunter und schlug ihn todt. Als das der Hahn sah, rief er: „recht geschehen, recht geschehen!“ Es wurde aber gerade Tag und der Hahn fing an zu krähen: „Kikeriku! auf, auf! und lasset uns weiter-ziehen!“ Nun kamen alle herbei und erzählten ein jedes, was es ausgerichtet; der Mühlstein aber erhielt das größte Lob. Dann zogen sie fort und der Hahn trieb:

„tschå mäusker,
uidä läusker,
heyd un mir,
mårn un dir!“

und so fahren sie noch heute in der Welt herum und wo sie einen groben und hartherzigen Wirthen treffen, da spielen sie ihr Stückchen.

---

77. Die Reise des Enteleins.

Das Entelein (sächs. schnädderintchen) wackelte fort und wollte eine Reise in die Welt machen, kam das Hutzelbein (der Frosch sächs. hier-hipertiperchen) und sprach:

„Wohin Entelein?"
„In die Welt hinein!"
Sagte Entelein.
„Darf ich mit Entelein?"
Fragte Hutzelbein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!"
Sprach das Entelein.

Da setzte es sich auf und nun zogen beide fort; kam der dicke Mühlstein und sprach:

„Wohin Entelein, Hutzelbein?"
„In die Welt hinein!"
Sprach Entelein, Hutzelbein.
„Darf ich mit Entelein, Hutzelbein?"
Fragte der dicke Mühlstein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!"
Sprach das Hutzelbein.

Der dicke Mühlstein setzte sich auf und so gings langsam fort; kam die Kohle mit den rothen Backen (sächs. de rit pâtzerchen) und sprach:

„Wohin Entelein, Hutzelbein, dicker Mühlstein?"
„In die Welt hinein!"
Sprach Entelein, Hutzelbein, der dicke Mühlstein.
„Darf ich mit Entelein, Hutzelbein, dicker Mühlstein?"
Fragte das rothe Kohliglein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!"
Sprach der Mühlstein.

Da setzte sich das Köhlchen mit den rothen Backen auf und war sehr lustig und froh, daß es die Welt sehen sollte. So zogen sie weiter fort und kamen an den Fluß (den Mieresch).

Das Entelein schwamm hinein und als es in der Mitte war, sprach es: „nun haltet euch, ich soll einmal tunken und mir ein Fischchen erschnappen!“ O weh, da wars um den Mühlstein und die Kohle geschehen; sie stürzten hinab ins Wasser, der Mühlstein ging zu Grund und wurde nicht mehr gesehen; die Kohle blieb zwar oben, aber sie verlor gleich ihre rothen Backen und wurde schwarz wie der Tod und floß ins Meer.

Nur das Entelein und Hutzelbein blieben am Leben, weil sie schwimmen können und lachten sich die Bäuche voll und so lachen sie noch fort, bis auf den heutigen Tag. Die Leute aber, welche diese Geschichte nicht wissen, sagen nur: „sie schnattern und quacken!“

---

78. Von dem Jungen, der immer schnupperte.

Es war einmal ein kleiner Junge, gerade so groß wie du bist, der ging, wenn seine Mutter auf den Markt war, immer über die Sauermilch und schnupperte. Da sagte seine Mutter, „wenn du noch einmal schnupperst, so gebe ich dich dem garstigen Bären!“ Kaum war sie wieder fort, husch! lief der Junge gleich zum Topf und schnupperte und schnupperte so lange, bis keine Sauermilch mehr im Topfe war. Jetzt aber fing er an, sich zu fürchten vor seiner Mutter und in der Angst lief er fort und kam in den Wald. Als er da war, gedachte er an die wilden Thiere, die im Wald wohnen, die würden jetzt kommen und ihn zerreißen. Was sollte er anfangen? Nun sah er einen dicken Baum. „Du willst da hinaufkriechen, da bist du sicher!“ dachte er. Der Baum aber war hohl und

wie er oben war, fiel er hinein und da war gerade ein Bärennest und die jungen Bärchen rannten durch einander, denn sie hatten sich erschreckt. Nur einmal kam auch der alte Bär und brachte Futter und fing an zu brummen: „boboborou!“ und die kleinen brummten freudig: „bebeberen!“ Nun kannst du dir vorstellen, wie sich der kleine Junge fürchten mußte. Als aber der Bär oben am Loche stand und die Augen des Jungen sah, so dachte er: „jetzt ist es aus mit dir, denn er meinte, es sei die Katze oder die Schlange drinnen, die fresse erst seine Jungen, dann werde es an ihn kommen!“ Schnell drehte er sich um; dabei kam dem Knaben der Schwanz des Bären über das Gesicht; in der Angst faßte er nach ihm, ohne daß ers wußte und wie der Bär fortsprang, so zog er den Knaben mit hinaus. Der Bär aber glaubte, die Katze habe ihn am Schwanz und sei ihm nachgesprungen und wolle ihn fressen. Da riß er sich schnell wieder los und sprang ins Nest zurück und blieb ganz ruhig. Er hatte so gerissen, daß dem Jungen der Schwanz in der Hand geblieben war und seitdem hat der Bär einen Stumpfschwanz. Der Junge hatte aber nicht weniger Angst gehabt, das kannst du dir denken. Er lief schnell nach Hause und sprach: „liebe Mutter, nur einmal noch verzeiht mir, ich will nicht mehr schnuppern.“ Da erzählte er jetzt, wie es ihm gegangen sei. „Weil ich fürchtete,“ sprach er zu seiner Mutter, „ihr würdet mich schlagen, lief ich in den Wald; da dachte ich an die wilden Thiere, die im Wald wohnen; ich stieg auf einen Baum, um mich zu verstecken und da fiel ich gerade in das Bärennest; es waren aber nur die Jungen zu Hause, die sahen mich so garstig an und brummten immer: „jetzt fressen wir dich!“ Nur einmal kam der alte Bär und brummte: „habt ihr ihn?“ und die Bärchen brummten

ten wieder: „ja wir haben ihn!" Jetzt kam der Fürchterliche aus Loch und machte so feurige Augen, daß ich dachte: „jetzt ist es aus mit dir!" aber der gute Bär warf mich nur hinaus und schenkte mirs noch einmal, drückte mir dies Haarbüschel in die Hand, sprang in sein Nest und ließ mich fortlaufen. So Mutter, der Bär bekommt mich nicht, wenn ich nicht mehr schnuppere?"

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstraße 8.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

APR 20 '40

SEP 27 1943

LD 21-100m-7,'39 (402s)

Digitized by Google

YB 20363

Haltrich

163334

Digitized by Google

Digitized by Google